

Neue Folge
der
Gesundheits-Beitung.

Herausgegeben und redigirt

von

Med. Dr. H. H. Veer.

Vierter Band.

Wien, 1837.

Gedruckt bei J. P. Collinger.

Neue Folge

Chemische-Beitrag.

Verhandlungen und Medicin

von Dr. J. J. Gmelin

Verlag von

Stuttgart, 1837

Verlag von J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Dem

Hoch- und Wohlgebornen

Herrn Herrn

F r a n z , G ü n t n e r ,

der Heilkunde Doctor, zweitem Leibarzte Sr. kaiserl. königl. apost. Majestät, k. k. wirkl. nied. österreichischen Regierungsrathe, emeritirtem Director des k. k. allgemeinen Kranken- und Findelhauses, Mitgliede der medicinischen Fakultät in Wien, der physikalisch-medicinischen Societät zu Erlangen, der Hufeland'schen zu Berlin, des Athenäums in Venedig &c. &c.

widmet in tiefster Ehrfurcht und unbegrenzter Hochachtung
den vierten Band dieses Jahrganges

der Herausgeber.

Verhandlungen des Reichstages

des Reiches

Verhandlungen

des Reichstages des Reiches
in der Reichshauptstadt
Wien im Jahr 1791
in Betreff der
Veränderung der Reichsverfassung

in dem ersten Bande dieses Bandes

des Herausgebers

Neue Folge

der

Gesundheits-Beitung.

Neue Folge

1771

Geographische Beschreibung

Inhaltsanzeige des vierten Bandes.

- Nr. 79.** Die medicinischen Autodidacten (vom Redacteur.) — Bemerkungen über Colonien mit näherer Beziehung auf den gegenwärtigen Gesundheitszustand von Algier. (Von Bonnafont, Professor zu Algier.) — Aus dem Tagebuche eines Arztes (Fortsetzung). — Allgemeines Gesundheits-Bulletin. — Correspondenz-Nachricht.
- Nr. 80.** Die Civilisation und ihr Einfluß auf das allgemeine physische Wohl. (Von Dr. Weiglein in Grätz.) — Beiträge zur Geschichte des Selbstmordes. — Allgemeines Gesundheits-Bulletin. — Correspondenz-Nachricht.
- Nr. 81.** Die Civilisation und ihr Einfluß auf das allgemeine physische Wohl (Fortsetzung). — Ueber Armenwesen und Armenpflege (Beschluß). — Allgemeines Gesundheits-Bulletin. — Miscellen.
- Nr. 82.** Die Civilisation und ihr Einfluß auf das allgemeine physische Wohl (Fortsetzung). — Orthopädische Anstalt des Dr. Crève zu Wiesbaden. — Allgemeines Gesundheits-Bulletin. — Miscellen.
- Nr. 83.** Die Civilisation und ihr Einfluß auf das allgemeine physische Wohl (Beschluß). — Das Spital für Seelente zu London. — Allgemeines Gesundheits-Bulletin. — Miscellen.
- Nr. 84.** Sc. Pinet: Ueber Irrenanstalten und die moralische Behandlung der Irren. — Aus dem Tagebuche eines Arztes (Fortsetzung). — Die letzten Tage Wilhelm des IV., Königs von England. — Allgemeines Gesundheits-Bulletin.
- Nr. 85.** Sc. Pinet: Ueber Irrenanstalten und die moralische Behandlung der Irren (Beschluß). — Die unaufgelöste Frage. — Allgemeines Gesundheits-Bulletin. — Miscellen.
- Nr. 86.** Der physische, sittliche und intellektuelle Zustand der Blinden. — Allgemeines Gesundheits-Bulletin. — Der Dichter Freiherr v. Caniz. — Miscellen.
- Nr. 87.** Der physische, sittliche und intellektuelle Zustand der Blinden (Fortsetzung). — Aus dem Tagebuche eines Arztes (Fortsetzung). — Allgemeines Gesundheits-Bulletin. — Miscellen.
- Nr. 88.** Der physische, sittliche und intellektuelle Zustand der Blinden (Fortsetzung). — Bewegung der Bevölkerung. — Sonderbarer Wahnsinn. — Der weibliche Rescutap. — Rauchen und Schnupfen. — Miscellen.
- Nr. 89.** Beiträge zur Diätetik der Seele (von Dr. Ernst Freiherrn von Feuchtersleben). — Der moderne Brustkranke. — Miscellen.
- Nr. 90.** Der physische, sittliche und intellektuelle Zustand der Blinden (Beschluß). — Der Mörder Maufras und der Arzt. — Correspondenz-Nachrichten. — Miscellen.
- Nr. 91.** Die bösen Tage (vom Redacteur). — Beiträge zur Geschichte und physischen Behandlung fixer Ideen. — Allgemeines Gesundheits-Bulletin. — Miscellen.
- Nr. 92.** Fragmente über den Selbstmord. — Essen oder gegessen werden — das ist die Frage. — Die periodische Trunksucht. — Miscellen.
- Nr. 93.** Ueber eine gewisse nächtliche Untugend der Kinder (vom Redacteur). — Fragmente über den Selbstmord (Beschluß). — Allgemeines Gesundheits-Bulletin. — Miscellen.

Nr. 94. Ueber eine gewisse nächtliche Untugend der Kinder (Beschluß). — Spottgedicht auf einen Arzt, von Hammer = Purgstall — Beiträge zur Geschichte des Hungers. — Der Wahnsinn in Europa und Amerika. — Aerzte in Palästina. — Miscellen.

Nr. 95. Ueber die schiefe Haltung der Mädchen. — Beiträge zur Geschichte des Hungers (Beschluß). — Allgemeines Gesundheits = Bulletin. — Miscellen.

Nr. 96. Ueber das Bedürfnis von Kinder Spitälern überhaupt, mit Rücksicht auf die hier in Wien neu errichtete erste Anstalt dieser Art (von Dr. Ludwig Wilhelm Mauthner). — Der Gesundheitszustand Londons. — Prozeß zweier Pariser Aerzte mit einem englischen Lord. (I. II.)

Nr. 97. Ueber das Bedürfnis von Kinder Spitälern überhaupt, mit Rücksicht auf die hier in Wien neu errichtete erste Anstalt dieser Art (Beschluß). — Der Gesundheitszustand Londons (Fortsetzung). — Nützlichkeit öffentlicher Heilanstalten. — Die Quarantaine = Anstalten zu Marseille. — Miscellen.

Nr. 98. Beiträge zur Diätetik der Seele. — Albert. — Der Gesundheitszustand Londons (Fortsetzung). — Miscelle.

Nr. 99. Ischl und Venedig, vom Subernialrath Dr. Ludwig Brera in Venedig. — Beiträge zur Diätetik der Seele. — Allgemeines Gesundheits = Bulletin. — Miscellen.

Nr. 100. Ischl und Venedig (Fortsetzung). — Beiträge zur Geschichte der Quarantaine = Anstalten in Europa. — Der Gesundheitszustand Londons (Beschluß). — Prozeß zweier Pariser Aerzte mit einem englischen Lord. (III.)

Nr. 101. Ischl und Venedig (Beschluß). — Beiträge zur Geschichte der Quarantaine = Anstalten in Europa (Fortsetzung). — Der Kosmopolit. — Die Apothekerrechnung zweier Aerzte.

Nr. 102. Beiträge zur Diätetik der Seele. — Der Sommer 1837 in Baden bei Wien. (Von Med. Dr. Landesmann, Mitglied der med. Facultät und praktischem Arzte in Baden). — Literatur. — Miscelle. — Beilage: Beiträge zur Geschichte der Quarantaine = Anstalten in Europa (Fortsetzung).

Nr. 103. Briefe aus den Pyrenäen. — Aus dem Tagebuche eines Arztes (Fortsetzung). — Beiträge zur Geschichte der Quarantaine = Anstalten in Europa (Fortsetzung). — Miscelle.

Nr. 104. Briefe aus den Pyrenäen. — Aus dem Tagebuche eines Arztes (Beschluß). Beiträge zur Geschichte der Quarantaine = Anstalten in Europa (Beschluß). — Beilage: Praktische Uebersicht der Beiträge zur Diätetik der Seele (von Med. Dr. Freiherrn von Feuchterleben). — Miscelle.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N^o 79.]

Montag, den 2. October.

[1837.]

Inhalt: Die medicinischen Autodidacten. — Bemerkungen über Colonien mit näherer Beziehung auf den gegenwärtigen Gesundheitszustand von Algier. — Aus dem Tagebuch eines Arztes. — Allgemeines Gesundheits-Bulletin. — Correspondenz-Nachricht.

Die medicinischen Autodidacten.

(Ein Beitrag zur Leidensgeschichte praktischer Aerzte.)

(Vom Redacteur.)

Zu den harten Nüssen, die wir armen Aerzte mehr als einmal zu knacken haben, gehören unstreitig die medicinischen Autodidacten. Dieses hochweise Geschlecht macht uns täglich zu Märtyrern ihrer Erfahrung, und verleidet uns alle Lust, Liebe und Freude an der Poesie unseres Berufes. Was ist ein medicinischer Autodidact? Etwa ein Mensch, der keinen Begriff von der Medicin hat, und sie doch von Grund aus zu verstehen glaubt? Oder ein Wesen, welches aus einem kleinen Büchlein die Geheimnisse und Tiefen der Kunst in 3 Stunden erlernt — aus einem Büchlein, das gewinnstüchtige Scribler ihm unter anlockendem Titel schlau aufzudringen wissen? Oder ein mit dem Siechthum unverdauter, medicinischer Theorien durch und durch angesteckter Vielwisser, der sich in der Leihbibliothek zum gelehrten Halbarzt gebildet, und mitleidig über die Perrücke des hippokratischen Stümpers lächelt? — Nein, lieber Leser, das Alles ist noch kein Autodidact nach meinem Sinne. Denn das Wissen dieser eben genannten theoretischen UWC-Schützen wäre noch leicht abzufertigen, wenn man ihnen die Erfahrung am Krankenbette mit trockenem Ernst entgegensezt — wenn man ihnen mit Goethe zuruft: „Grau, Freund, ist alle Theorie — ewig grün des Lebens goldner Baum.“ Der medicinische Autodidact hat noch ganz andere Waffen gegen uns Aerzte; er stellt ganz andere Hindernisse unserem Wirken entgegen. Du fragst, lieber Leser, was er denn thut, daß ich mich so ereifre? Er

fest seine eigene Erfahrung der unserigen entgegen! Er will von jenem vertrauensvollen „jurare in verba medici,“ das dem Kranken so heilsam ist, durchaus nichts wissen, sondern bewegt sich in dem engen Kreise einiger Krankheiten, die er bei sich, bei seinen Aeltern, Kindern, Freunden, Bekannten, Zechbrüdern, oder in einem Wirkungskreise, der ihn mit Aerzten viel in Berührung brachte, beobachtet zu haben glaubt. In den Kreis dieser wenigen Beobachtungen ist er fest gebannt; was er in diesen wenigen Fällen mit gutem oder schlimmen Erfolg hat anwenden sehen, das ist ihm unvergesslich — das bleibt ihm stete, heilige Norm — das erstarrt bei ihm zur unbeweglichen Maxime, zur ewigen Wahrheit! Wie jeder Autodidact innerlich stolz darauf ist, daß er sich selbst Alles zu verdanken hat — daß er mühsam und nach mehrjährigen, harten Kämpfen zu Resultaten eigener Forschung gelangt ist — wie dieser einen unbeugsamen Nacken jeder neuen Wahrheit entgegensetzt, wenn sie ihm die schwer erworbenen Schätze seines Wissens auf wenige Goldkörner, oder gar auf werthlosen Staub zurückführt — eben so schwer ist ein medicinischer Autodidact zu behandeln, wenn er selbst krank ist — eben so hartnäckig versucht er seine vermeintliche Erfahrung gegen jede Maßregel des rationalen Arztes — eben so stolz beharrt er bei Dem, was er seine Ansicht nennt. Das Schlachtfeld, worauf er sein Wissen gesammelt, hat ihn zu viel Blut und Geld gekostet, als daß er nicht jede Fußbreite Bodens hartnäckig vertheidigen sollte. Da gibt es Menschen, welche die ganze spezielle Pathologie an sich selbst zu studiren Gelegenheit hatten. — Aderlässe, Brech- und Abführmittel, das schneidende Messer, Quecksilber, Opium und — Wasser haben sie aus eigener Erfahrung in allen Nüancen kennen gelernt; ihr Körper war die medicinische Facultät, auf welcher sie ihre Studien machten — ihre Schmerzen, ihre schlaflosen Nächte, ihre Herzensangst, ihre Sünden und ihre Reue, waren die lehrreiche Schule, aus der sie den Zweifel über ärztliches Wissen Tag für Tag heimbrachten. — Siedethum, Verlust jugendlicher Frische, lebensfatte Langeweile und erschöpfte Kraft sind die beständigen Zeugen ihres erfahrungreichen Lebens — sie kennen den Inhalt, die Wirkungen, die Täuschungen jedes Receptes, und wie abgelebte, schlechte Personen gern die Kuppler machen, eben so gern dringen solche durchsichtige, entkräftete Menschen ihre sogenannten Erfahrungen anderen Kranken auf, säen in jeder Krankenstube Mißtrauen gegen den Arzt, und verläumdern, wo sie nur können, die Kunst und ihre Jünger. Aber der medicinische Autodidact muß nicht immer selbst krank gewesen seyn, um alles ärztliche Wirken zu lähmen. Hat er das Unglück gehabt, daß ihm oft Mitglieder seiner Familie krank geworden — daß er viel mit Kranken überhaupt Umgang hatte — daß viele seiner Freunde

und Bekannten die kostbare Reise durch Apotheke und Kurpläge fleißig mitgemacht haben — daß er bei reichen Leuten, die viele Aerzte um sich haben, oft aus- und eingeht, oder hat er — wovor Gott jeden Sterblichen schützen möge! — ein hysterisches Weib zur Gattin oder Freundin, so hat er eben so oft Gelegenheit, falsche Münzen am Krankenbette einzusammeln, als er in Gefahr ist, sie einst für baares Geld, für reine Erfahrungen anbringen zu wollen. Nichts ist lockender, als sich in Dinge zu mischen, die man nicht versteht — nichts gefährlicher, als eine halbe, unverdaute Erfahrung. Sind sich denn alle Menschen an Temperament, an Jahren, an Anlage, an geistiger und körperlicher Kraft gleich? Sind denn Alle unter gleichen Verhältnissen des Klima, der Lebensart, der politischen Zustände geboren und erzogen worden? Kann nicht Das, was dem Einen nützt, dem Anderen schaden? Woher weißt du also, hochweiser Autodidact, daß deine Erfahrung eine wahre, auf andere Menschen anwendbare sei? Wer sagt dir, daß deine auch nur vor 4 Wochen an dir gemachte Erfahrung noch heute an dir sich bewähren werde? Bist du nicht jeden Tag, jede Stunde ein Anderer? Welchen Maßstab hast du denn, um zu beurtheilen, daß die Umstände, unter denen du etwas erfahren zu haben glaubst, die geeigneten waren, um dich wirklich zu belehren — ob nicht eben dein krankhafter Zustand dich für jede klare Beobachtung unempfänglich gemacht hat? Ist es schon gefährlich, sich zu rathen, wenn man selbst krank ist — nicht einmal Aerzte wagen dieß — so ist es noch mehr die heiligste Gewissenssache, Anderen zu rathen — und doch thun dieß die Autodidacten — diese ergrauten Matrosen auf den stürmischen Seefahrten des kranken Lebens — so gerne, und vergessen, daß man hundertmal die Seekrankheit gehabt haben kann, ohne nur zu ahnen, wie nothwendig ein Compaß, und wie er eingerichtet ist. Darum, lieber Leser, traue ja nicht diesen, am eigenen, oder am fremden Bette ergrauten Krankenwärtern — sie mögen reich seyn, oder in armer Hütte wohnen. — Wird das Schiff, auf dem du deine irdische Lebensreise machst, vom Sturme der Krankheit bedroht, so verhalte dich ruhig, störe den erfahrenen Capitän mit deinem halben Wissen nicht, winsle und heule nicht, vertraue der Kunst und dem Compaß, und vergiß nicht, daß Matrosen, trotz ihrer vielen Seereisen, doch nur — Matrosen bleiben.

Bemerkungen über Colonien mit näherer Beziehung auf den gegenwärtigen Gesundheitszustand von Algier.

(Von Bonnafont, Professor zu Algier.)

(Nach dem Französischen.)

Die erste Pflicht eines Arztes, der in eine ihm früher unbekannte Gegend kommt, ist, seine Aufmerksamkeit auf deren geographische Lage

zu richten. Daher habe ich seit 6 Jahren, während welcher ich in Algier wohne, einige Beobachtungen über den Gesundheitszustand dieser Stadt und ihrer Umgegenden zu machen mich bemüht. Zu einer Zeit, wo sich in Frankreich eine so große Meinungsverschiedenheit über die Frage gebildet hat, ob jenes neueroberte Land colonisirt werden soll oder nicht, schien es mir im Interesse unserer Regierung sowohl, als auch der Wahrheit selbst zu liegen, die an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen gewissenhaft mitzutheilen, damit Diejenigen, die in einer vollständigen Unkenntniß über Algier und dessen Klima sind, über diesen Gegenstand mit mehr Sachkenntniß urtheilen können.

Die Frage, ob ein Land gesund sei, muß vor allem Anderen bei einem neueroberten ihre Beantwortung finden, besonders wenn es als Aufenthalt einer ganz neuen Bevölkerung dienen soll. Der Einfluß des Klima ist unbestreitbar; sowohl der physische als moralische Mensch ist ihm ausgesetzt, muß ihm weichen, mit ihm fortschreiten; der Mensch ist großen Theils Das, was das Klima seines Landes aus ihm gemacht, er trägt dessen unverkennbare Spuren. Sein eigenthümliches Leben, seine Religion, Sitten, Gesetzgebung, Regierungsform, politische Veränderungen hängen mit klimatischen Einflüssen innig zusammen, und man kann mit Recht behaupten, daß die praktische Auffassung und Benützung dieses Einflusses auf die körperliche und geistige Natur des Menschen der beste Prüfstein ist, an welchem man große Gesetzgeber erkennt. Viele Menschen, die sich auf Colonien niederlassen, werden ein Opfer eines ungesunden Klimas, und zwar durch Krankheiten, denen sie sich nicht entziehen konnten, weil deren Ursachen ihnen verborgen blieb. Wie viele von derlei Gegenden, die sonst das Grab aller derer wurden, die sich ihnen als fremde Gäste nahten, sind durch die Wohlthaten der Civilisation bewohnbar geworden!

Wenn Regierungen eine Colonie anlegen wollen, muß ihre Sorgfalt nicht bloß auf die Wahl von Plätzen, die dem Handel oder dem Kriege günstig sind, sondern auch auf die Gesundheit derselben gerichtet seyn. Die Vernachlässigung dieses Grundsatzes war Ursache, daß manche Colonien, selbst nachdem sie dem Staate große Opfer an Geld und Menschen kosteten, wieder verlassen wurden. Dieses wäre nicht geschehen, wenn man sich vor der Ausführung irgend eines neuen Planes dieser Art eine genauere Kenntniß von den örtlichen Verhältnissen, von den Mitteln, ihren Gesundheitszustand zu verbessern, und von daselbst am häufigsten herrschenden Krankheiten verschafft hätte.

Wirft man einen aufmerksamen Blick auf den Gesundheitszustand von Algier und dessen Umgebungen, wie er in den ersten Jahren der französischen Besignahme dieser Colonie war, so überzeugt man sich bald, daß diese

Gegenden, lange Zeit sich selbst überlassen, voll stehender Gewässer waren, deren Ausdünstungen zur sommerlichen Jahreszeit desto ungesunder waren, je mehr thierische oder Pflanzenstoffe durch die Hitze zerlegt wurden. Damals war z. B. das Quartier von Mustafa sehr ungesund, während dasselbe jetzt einer unbestreitbaren Gesundheit genießt; und man muß diese heilsame Veränderung dem Austrocknen jener kleinen Moräste und der schon ziemlich fortgeschrittenen Cultur dieses Theiles zuschreiben.

Dieselben Bemerkungen wurden in vielen anderen Umgegenden Algiers gemacht. Durch die unermüdete Thätigkeit der Militärverwaltung ist ein großer Theil der früheren ungesunden Moräste ausgetrocknet, und mit ihrem Verschwinden die Ursachen mancher Krankheiten vernichtet worden. Daher sich die Beobachtungen, die man über Algiers Gesundheitszustand in den Jahren 1830 — 1832 gemacht hat, jetzt nicht mehr machen ließen, weil die Regierung in dieser Beziehung den nachtheiligen Einflüssen des Klima's einen großen Theil ihrer Schädlichkeit, nämlich die Moräste, genommen hat. Auch ist nicht zu vergessen, daß die Straßen, die der militärische Erfundungsgeist daselbst angelegt hat, so wie die bessere Cultur einer großen Anzahl von Landbesitzungen auch sehr viel zur Verbesserung des Gesundheitszustandes beigetragen haben.

Die Anzahl der Kranken unter dem Militär im Jahre 1830 — 1831 ist auch ein Beweis von dem damaligen ungesunden Zustande Algiers. Ein Aufenthalt von 5 Tagen in einer dieser sumpfigen Ebenen war hinreichend, um eine große Menge Soldaten krank zu machen. Wie ganz anders ist es jetzt! Seit zwei Jahren wechselt die Garnison äußerst selten, und doch hat sie nicht mehr Kranke als sonst. Nachdenken und Erfahrungen haben mich überzeugt, daß die Austrocknung der Moräste, so wie überhaupt Alles, was die örtlichen Einflüsse verbessern wird, auch auf den Gesundheitszustand Algiers den besten Einfluß üben wird, und die Regierung ermanget nicht, in dieser Beziehung die größte Thätigkeit zu entwickeln. (Hier zählt der Verfasser sehr viele locale Verbesserungen auf, welche die französische Verwaltung in Algier eingeführt hat, und wodurch der Heerd der Ansteckung für manche Krankheit nach und nach zerstört werden wird.) Bei meiner Ankunft in Algier war ich über die große Zahl Augenleiden bei den armen Bewohnern überrascht. Nach reiflichem Nachdenken schien es mir, daß die Ursache dieser häufigen Augenübel von den mit Kalk fast durchaus geweißten Mauern herrühren, indem diese ein grelles Licht zurückwarfen. Daher machte ich im Jahre 1834 die Behörde auf diese Ursache und auf die Mittel, ihr abzuhelfen aufmerksam. Seit dieser Zeit wurden mehrere Häuser und öffentliche Gebäude mit dunkleren Farben angestrichen, wodurch sich wirklich die Zahl der Augenkranken verminderte.

Aus dem Tagebuch eines Arztes.

(Fortsetzung.)

XXIV.

Das Vertrauen des Laien zum Arzte hängt oft an einem so zarten Faden, daß der geringfügigste Umstand den angebeteten Arzt verhaßt — den früher unbeachteten schnell beliebt machen kann. Diesen Faden spinnen nicht bloß Zeit und Umstände, sondern auch die Parzen. Glücklich der Arzt, dem diese bis ans Lebensende günstig sind. Mit ihrer Gunst wächst sein Selbstvertrauen, sein Glück, sein Ruhm! —

XXV.

Schwäger, welche die Verschwiegenheit eines Arztes loben, sind oft die größten Verleumder ihrer Nebenmenschen. So Mancher, dem es mißlungen, den redlichen Arzt zum Vertrauten seines Herzens zu machen, spricht mit wichtiger Miene von der Krankheit seines Nächsten, und bedauert, von dem verschwiegenen Arzte nicht Näheres erfahren zu können. Der Zuhörer faßt Argwohn — und das Stadtgespräch ist fertig. Zwei Worte, die dann in Aller Mund sind — Arzt und Verschwiegenheit — reichen oft hin, um das Glück und die Ruhe ganzer Familien zu verdächtigen — zu zerstören.

XXVI.

Zu den Sonderbarkeiten unserer Zeit gehört auch, daß, während sonst das Wasser abgekühlt hat, es jetzt die Gemüther erhitzt, und zu den lebhaftesten Discussionen Anlaß gibt. Es gibt Wasserfreunde, die unter dem Genuße dieses erfrischenden Getränkes so warm werden können, daß sie Arzt und Apotheke zum L. . . . wünschen. Ein wahrer Verehrer des Wassers sollte ruhig, sanft, milde, und gegen Andersdenkende, die etwas wasserscheu sind, duldsamer seyn.

XXVII.

Die folgсамsten Patienten sind gewöhnlich Jene, die sich nicht um das „Warum“ der ärztlichen Vorschriften, sondern um das „Wie,“ d. h. um die Ausführung derselben bekümmern; schwerer sind schon die fragefüchtigen zu befriedigen, die von jedem Schritte des Arztes Rechenschaft fordern. — Die schlimmsten Kranken sind jedoch Jene, die selbst Hand anlegen, oder gar klüger seyn wollen, als die Kunst. Da wird hin und her gezerzt, der armen Natur wird bange, sie wird scheu, läuft davon, und — läßt die kalte Leiche zurück. Die ganze Geschichte wäre zum Lachen, wenn sie nicht auch höchst tragisch wäre.

(Wird fortgesetzt.)

Allgemeines Gesundheits-Bulletin.

(Trieft.) Briefe aus Malta vom 15. August melden, daß die Cholera zwar in Abnahme ist, sich aber dennoch täglich einige neue Fälle ereignen, so daß am Tage des Abganges dieser Nachricht 20 Todte waren.

Nach der Gazette du midi zählte man zu Marseille am 6. September 24 Choleratodte. Die Temperatur war kalt und feucht. In Aix hat man sich zu früh mit dem gänzlichen Aufhören der Krankheit geschmeichelt, obwohl am 5. September nur 2 Todte waren. Indessen ist die Witterung kalt, und man glaubt, dieser Umstand werde auf den Zustand der öffentlichen Gesundheit günstigen Einfluß haben.

(Catalonien.) Wir erfahren aus Briefen vom 12. September, daß das gelbe Fieber sich an den Küsten Cataloniens zeigen soll. Wahrscheinlich war daselbe durch irgend ein von der Insel Cuba kommendes Schiff, wo diese Seuche furchtbare Verwüstungen anrichtet, eingeschleppt worden.

(La Paix.)

(Paris, 13. September.) Nachrichten aus Marseille zu Folge, waren daselbst am 7. September nur 19 Choleratodte. Auf eine feuchte und regnichte Witterung folgte ein heiterer Himmel, und ein von der Küste herwehender Wind gab der Atmosphäre neues Leben. In Toulon ist der Gesundheitszustand vollkommen befriedigend. Nachrichten aus Manosque vom 2. September zu Folge, zeigt sich auch da die Cholera seit dem 31. August, obwohl in gelindem Grade. Die Bauern der benachbarten Gemeinden waren eben auf dem Markte in genannter Stadt, als sie von dem Ausbruche hörten, und den Ort verließen. Im Canton Neillane sind heftige Cholereine. Die Behörden haben jede Verunreinigung der Straßen, das Verkaufen unreifer Früchte streng verboten. Leider lassen sich die Landleute dennoch nicht vom Genuße der süßen und der Wassermelonen abhalten.

In der Gazette du midi liest man aus Lyon, 10. September: „Man spricht hier viel von einem Bäckerjungen, der, wie man behaupten will, bei einigen Cholerafranken sehr glückliche Kuren gemacht haben soll. Er erklärt sich bereit, sein Geheimniß der Behörde zu entdecken, wenn man ihm eine angemessene Belohnung verspricht *). So geht das Gerücht; wir können es weder bestätigen, noch Lügen strafen.“ Die Aerzte (meint die Gazette) würden gewiß die Ersten bereit seyn, die Entdeckung jenes Bäckerjungen, wenn sie etwas Wesentliches enthält, zu benutzen, indem jeder bisjetzige Versuch leider ohne allen günstigen Erfolg war.

(Rom.) Der Cardinal Sala, Präsident der außerordentlichen Commission der öffentlichen Gesundheit, hat sich durch seine, während der kritischen Cholera-Periode eingeleiteten Maßregeln die allgemeine Dankbarkeit erworben. Außer den gewöhnlichen ließ er noch zeitweilige Spitäler für jene Cholerafranke errichten, welche ohne Familie und ohne Mittel jeder häuslichen Pflege entbehren. In jedem Viertel ist ein Aushilfshaus (casa di soccorso), wo Tag und Nacht Aerzte, Wundärzte und Krankenwärter zur Aushilfe bereit sind. Ein eigenes Mitglied des Gesundheitsrathes überwacht die Genauigkeit dieses Dienstes. Die Aerzte sind verpflichtet, sich auf den ersten Ruf an den Ort, wo ihre Hilfe noththut, zu

*) Hat vielleicht der Bäckerjunge Brot als ein Mittel gegen die Cholera entdeckt? In manchen Gegenden Frankreichs dürfte dieß vielleicht das beste Schutzmittel seyn.

begeben. In jedem Viertel gibt es zwei eigens hierzu bestimmte Apotheken, so wie Eisvorräthe zu beliebigem Gebrauche. — Einem Wundarzte, der sich der Ausübung seiner Kunst bei einem Cholerafranken entzog, wurde so lange die fernere Ausübung untersagt, bis er sich vollkommen gerechtfertigt haben wird.

(Marseille, 11. September.) Die Cholera ist bei uns bedeutend im Abnehmen, und Alles läßt hoffen, daß sie, noch ehe der Monat endet, hier ganz erloschen werde. Furchtbar wüthet sie gegenwärtig in dem Städtchen Manosque (Departement des basses Alpes). Man hat auch dort, wie hier, die Auswanderung als das einzige Rettungsmittel betrachtet. Der Ort, der eine Bevölkerung von 5000 bis 6000 Menschen hat, zählt deren gegenwärtig kaum 300. Auf die Nachricht, daß die Cholera in Aix grassire, hat Herr Thiers dieser Stadt eine bedeutende Summe für die Hilfsbedürftigen übersandt. Es kommen jedoch dort sowohl als in Toulon nur wenige Fälle vor. Hier zählte man heute im Ganzen 16 Opfer der Seuche. — Gestern Abend hat auch der „Leonidas,“ an dessen Bord einzelne Pestfälle vorgekommen waren, nach einer langen Pause, die Fahrt nach der Levante von der Quarantaine aus, wieder angetreten.

(Allg. Zeit.)

(Berlin, 13. September.) Von gestern auf heute sind in hiesiger Residenz als an der Cholera erkrankt 74 Personen, und als an derselben verstorben 44 Personen gemeldet.

Correspondenz: Nachricht.

(Prag, 20. September.) Das Leben wird hier durch die Anwesenheit der zahlreichen, gelehrten Gäste immer lebhafter. Am 18. September Vormittags ward die erste Sitzung der hiesigen Versammlung der Naturforscher und Aerzte feierlich eröffnet, und zwar mit einer gehaltvollen Rede des bekannten Naturforschers, Grafen von Sternberg. Das Thema dieser Rede war ein vaterländisches, und sprach sich über die Geschichte der Naturwissenschaften und ihrer glänzenden Fortschritte in Böhmen seit der Schöpfung unserer weltberühmten Universität aus. Es wurde diese Rede mit aller der Aufmerksamkeit, die man dem hochgeachteten Naturforscher, und dem Interesse des Gegenstandes schuldig war, angehört, und alsdann die Statuten der Versammlung vorgelesen. In derselben Sitzung wurden auch über die Abnahme der Wärme auf unserer Erde, so wie über die Resultate der Reise des Herrn Baron v. Hügel öffentliche Vorträge gehalten. Bei der hierauf erfolgenden Eintheilung der besonderen Sectionen ward in der medicinischen Geheimrath Dr. Harless, aus Bonn, zum Präsidenten; Hofrath Dr. Kreysig, Geheimrath Dr. Wendl, aus Breslau, zu Präsidenten, und der hiesige Primararzt, Dr. Milke, zum Secretär gewählt.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. S. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. S. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N^o 80.]

Donnerstag, den 5. October.

[1837.]

Inhalt. Die Civilisation und ihr Einfluß auf das allgemeine physische Wohl. — Beiträge zur Geschichte des Selbstmordes. — Allgemeines Gesundheits-Bulletin. — Correspondenz = Nachricht.

Die Civilisation und ihr Einfluß auf das allgemeine physische Wohl.

(Von Dr. Weiglein in Grätz.)

Die gewaltigen Fortschritte der Civilisation in den letzten Decennien sind nicht nur ein Gegenstand der Bewunderung, sondern zuweilen auch des Tadels geworden. Viele behaupten, mit der allgemeinen Verbreitung der Aufklärung, der Verfeinerung der Sitten und der Erhöhung der Betriebsamkeit sei auch die Abnahme der physischen Kraft unzertrennlich verbunden, und jeder Aufschwung der Cultur führe zugleich am sichersten dahin, das physische Wohl zu untergraben. So viel ist gewiß, daß die Civilisation neue Krankheitsursachen geschaffen hat, und jeder Arzt wird über den Krankheitscharakter unserer Zeit und seinen Unterschied von dem in früheren Jahrhunderten ewig im Dunkeln seyn, der nicht mit kritischer Sonde diese Seite der Cultur berührt. Wenden wir uns zuerst zur Schattenseite der Civilisation, damit durch die später zu betrachtende Lichtseite ihre Vorzüge dann um so mehr ans Licht treten.

Eine nicht ungegründete Klage wird über die Zunahme der erblichen Krankheitsanlage erhoben; insbesondere ist jene zu Scropheln, englischer Krankheit, Brustleiden und dem vielnamigen Geschlecht der Nervenübel ein gewöhnliches Vermächtniß der Aeltern an ihre Kinder. Diese wenigen Namen enthalten ein Heer verwandter Krankheiten, von denen die einen den Unglücklichen nur verläßt, um einer anderen den Platz einzuräumen. Solche Unglückliche büßen in der Wiege selten ihr Leben, aber schon ihre Gesundheit ein, und in den Jahren der Reife durch die Ehe verbunden,

verpflanzen sie den Keim ihres Siechthums auf künftige Generationen. Ansteckende Uebel, wie die Pest u. dgl. sind für die Dauer, in der sie herrschen, allerdings furchtbarer und verheerender; allein fallen wohl durch ein Siechthum, das sich durch die Nester auf die spätesten Geschlechter verbreitet, weniger Opfer? — Vorzüglich in großen Städten ist diese Anlage fast allgemein verbreitet; es wäre daher eine Chimäre, die Verheerung bloß vollkommen Gesunden zu gestatten. Tausende werden zwar gesund geboren, erwerben sich aber in der Folge diese Anlage. Sie entspringt aus einer Lebensweise, welcher der Einzelne nicht entsagen kann, ohne die Sitten und Gewohnheiten seines Zeitalters zu verläugnen. Mit der geistigen Veredlung geht immer eine Verfeinerung der Sitten und das Bestreben, die Unnehmlichkeiten dieses Lebens zu erhöhen Hand in Hand. Was uns Anfangs nur als Luxusartikel erfreute, wird durch einen geheimen Zug der menschlichen Natur bald zum Bedürfnisse, und weit entfernt, einem schon eingewurzelt zu entsagen, schafft sich der civilisirte Mensch jeden Augenblick neue.

Diese Zunahme unserer materiellen Bedürfnisse ist auch der mächtigste Hebel der Industrie, der Vervollkommnung und Vermehrung der Gewerbe und Fabriken. Wer auch nicht den Ramazzini *) gelesen, wird zugeben, daß bei dem Betriebe dieser Gewerbe zahlreiche Momente zusammen wirken, um die Gesundheit zu gefährden. Der Aufenthalt in einer meistens eingeschlossenen, oft von giftigen Dünsten geschwängerten Atmosphäre, eine widernatürliche Körperhaltung, so daß oft der Arbeiter von der dem Menschen angeborenen Stellung nichts weiß, eine ungewöhnliche Temperatur, oder beständiger Wechsel derselben u. s. w. sind nur einzelne Andeutungen aus der Liste der dort einheimischen, schädlichen Potenzen. In England, wo das Fabrikssystem am höchsten ausgebildet ist, treten auch seine Nachteile am auffallendsten hervor. Diese Mängel sind schon oft zur Sprache gekommen, und bereits Ramazzini, in neuerer Zeit Buhner und viele Andere führen die zahlreichsten Belege dafür an.

Der Reiche, der die Früchte des fremden Schweißes genießt, erfreut sich allerdings unzähliger Vortheile, von denen seine Vorfahren nichts träumten, aber in demselben Maße entfernt er sich immer mehr von einem naturgemäßen Leben, und wird durch Verweichlichung zu Krankheiten disponirt. Die Thorheiten der Mode, der Zwang und tausend Convenienzen des geselligen Lebens, die sitzende Lebensweise, die zu frühe Weckung sinnlicher Triebe und übermäßige Anstrengung geistiger Kräfte tragen am häufigsten die Schuld der modernen physischen Uebel. Alle diese Ursachen wirken mehr anhaltend

*) Einen bekannten Schriftsteller über Krankheiten der Gewerbe treibenden Classen. D. Med.

als heftig und plötzlich ein, bedingen daher weniger schnellverlaufende als schleichende Uebel, indem sie allmählig in den ganzen Lebensprozeß und die Organisation störend eingreifen.

Die Civilisation befördert den geselligen Verein, und hebt das Nomadenleben auf; durch sie werden Städte begründet, und allmählig vergrößert. Immer Wenigern, besonders aus den höheren Ständen, ist es daher vorbehalten, in der freien Natur zu leben, und Viele genießen alle Bequemlichkeiten des Lebens, nur keine frische Luft und keine Sonne. Es ist erwiesen, daß selbst jene Gewerbe die häufigsten Erkrankungen zählen, die in verschlossenen Räumen betrieben werden; die wenigsten aber, obwohl die gefährlicheren jene, die in freier Luft vor sich gehen. Dasselbe muß von den übrigen Beschäftigungen gelten. Außer der erblichen Anlage sind es diese künstlichen Verhältnisse civilisirter Völker, die manche Krankheiten so verbreiten, wie die Scropheln und die englische Krankheit bei Kindern, die Lungensucht bei Jünglingen, die Gicht, Hypochondrie und die zahlreichen Nervenübel im Mannesalter.

Beim weiblichen Geschlechte sind vorzüglich die mit der mütterlichen Bestimmung in näherer Beziehung stehenden Verrichtungen häufigen Störungen unterworfen, was bei rohen Nationen weit seltener der Fall ist. Oppenheim erzählt, daß bei den Türken die Entbindungen sehr leicht vor sich gehen, und die Mutter schon nach 3 Tagen ohne Nachtheil das Bett verläßt. Auch die Negerinnen und Amerikanerinnen sollen sogleich wieder zur Arbeit gehen, und die künstliche Hilfe bei Entbindungen soll ihnen ohne Schaden unbekannt seyn. Da jede Mutter ihr Kind säugt, so sind Krankheiten durch Milchverfäulungen sehr selten. Nach Schönlein sind endlich Mißbildungen des kindlichen Keimes im Mutterleibe bei cultivirten Nationen zahlreicher als bei wilden.

Daß die Zahl der Geisteskrankheiten mit dem Fortschreiten der Cultur in gleichem Maße zugenommen, ist eine Thatsache. Steht nicht der wachsende Hang zum Selbstmord damit im Zusammenhang? Bei den Wilden, die sich in geistiger Kindheit befinden, sind sie eben so selten, wie bei Kindern. Die Ursache ihrer größeren Häufigkeit bei civilisirten Völkern liegt zum Theil in der größeren und unzweckmäßigeren Anstrengung des Geistes und seiner einseitigen und zu frühen Ausbildung auf Kosten der physischen Kraft. Ueberdies werden Geisteskrankheiten noch begünstigt durch das häufige Vorkommen anderer Nervenleiden (denn von Hypochondrie, Hysterie u. dgl. ist nur ein Schritt zum Wahnsinn), durch die zahlreichen Unterleibsleiden und die Zunahme der Kopfkrankheiten im kindlichen Alter. Doch hat man diese Folgen der Civilisation sehr übertrieben. Nicht nur daß wir das Zahlen-Verhältniß der Irren bei wilden Völkern nicht genau kennen, und eben so we-

nig unterrichtet sind, wie es bei Nationen, die jetzt cultivirt sind, in ihrem rohen Zeitalter gewesen, so wurde sie auch meistens bloß nach den öffentlichen Anstalten berechnet. Mit deren Verbesserung und zweckmäßigen Einrichtung wurden offenbar mehr Irre darin aufgenommen; die Zahl der dabei auf Privatwege Verpflegten nimmt daher ab, während sie in früheren Zeiten weit beträchtlicher war. Das gewonnene Resultat ist folglich selten ganz richtig. Endlich bringt die Civilisation tausend Veränderungen mit sich, die der Entstehung von Geisteskrankheiten vielmehr entgegenwirken; sie bilden ein Gegengewicht gegen die früheren Momente, auf das ich später zurückkomme.

Die traurigste Folge aber für den Arzt ist die Abnahme der Naturheilkräft. Wir finden hier dasselbe Verhältniß zwischen rohen und civilisirten Völkern wie im Kleinen zwischen dem kräftigen Landoölke und dem verweichlichten Städter. Der Arzt hat selten ganz einfache Krankheiten zu behandeln, gewöhnlich wurzeln sie schon auf einem kranken Boden, und sind mit einer krankhaften Anlage, oder mit anderen chronischen Leiden verwickelt. Nicht nur daß das Bild der Krankheit dadurch getrübt und unbestimmt wird, kann auch ein schwächerer Organismus mit weniger Energie widerstehen, als ein lebenskräftiger; eine schwache Lunge, ein verärrteltes, feineres Nervensystem minder kräftig, als früher gesunde Organe. Die Dauer der Krankheit wird dadurch verlängert, die Heilung unvollkommen. Wie selten gelingt es auch, eine tiefgewurzelte, erbliche Anlage zu heben, wie schwer und spät die erregende Ursache aus dem vielfach verschlungenen Ganzen äußerer Einflüsse zu entdecken und zu entfernen. Heilungen ohne Beistand des Arztes sind daher seltener, und die Medicin ist cultivirten Nationen zum Bedürfniß geworden.

Vergleicht man den civilisirten Europäer in Bezug auf physische Kraft mit dem Wilden, so fällt der Schluß weit zum Vortheile des Letzteren aus. Die Stärke und Ausdauer der Neger und Amerikaner ist nach Humboldt und anderen Reisenden Erstaunen erregend; wenn einige Inselbewohner sehr schwächlich sind, so liegt die Ursache vorzüglich in der Ueppigkeit ihres Landes, die eine thätige Entwicklung ihrer Kräfte nicht erfordert. Der Wilde, der jeden Augenblick bereit seyn muß, mit den Thieren der Wüste, oder einem blutdürstigen Feinde zu kämpfen, ist schon deshalb abgehärteter als der Europäer, dessen Leben und Eigenthum durch kräftige Geseze geschützt ist. Die Sinne des Ersteren sind schärfer, seine Muskelkraft und Gewandtheit bewunderungswürdig, weil sie die Nothwendigkeit der Selbsthilfe übt, und er vervollkommet seine physischen Waffen um so mehr, je unerfahrer er in der Strategie ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur Geschichte des Selbstmordes.

Ein Jüngling, der ein Mädchen liebgewonnen hatte, aber keine Hoffnung sah, es heirathen zu können, war eben in Gesellschaft, als ein junger Arzt behauptete, der leichteste Tod sei durch Kohlendampf, besonders wenn man sich vorher mit einer Flasche Rum die Besinnung nehme. Dieß war dem Jüngling erwünschter Rath, den er sich nicht zwei Mal geben ließ. Er rüstete Kohlen, schrieb Abschiedsbriefe, trank glühenden Rum, und setzte sich zum Sterben hin. Des andern Morgens kommen seine Briefe an die gehörige Adresse; man eilt auf das Zimmer mit einem Arzt, dieser aber erklärt den Menschen lediglich für betäubt, nicht für todt; denn er hatte im Rausche vergessen — die Kohlen anzuzünden.

Der Herr Polizeidirector Niborg in Dänemark ließ auf das Grab eines Selbstmörders folgende Inschrift setzen: „Hier liegt der Selbstmörder S. H., welcher am 26. März 1826 auf die Hoffnungen zu Gott Verzicht leistete. Leser! Gedenke deines Schöpfers in deiner Jugend, ehe die Tage des Unglücks dich erreichen.“

Plutarch und nach ihm Gellius erzählen: Zu Milet seien einst alle Jungfrauen von der Wuth befallen worden, sich aufzuhängen; alle Warnungen, Bitten, Thränen hatten nichts genützt; man beobachtete sie mit der strengsten Sorgfalt, vergebens! Da beschloßen endlich die Milesier auf den Vorschlag eines klugen Mannes, daß alle erhängten Mädchen nackt ausgezogen, an dem Strick, mit welchem sie sich das Leben nahmen, auf den Marktplatz geschleppt, und auf diese entehrende Weise begraben werden sollten. Dieß hatte die beste Wirkung, und die Epidemie hörte auf; denn das Schamgefühl brachte die Meisten zur Vernunft. Plutarch meint, die Luft sei an dem Wahnsinn dieser Mädchen theilweise Schuld gewesen.

Plinius (Naturgeschichte 36. 24.) erzählt: Der römische König Tarquinius Priscus ließ durch sein Volk einen großen Damm aufführen. Die Arbeit war sowohl langwierig als gefährlich. Da überwältigte Jorn und Ueberdruß die Quiriten, und viele machten sich durch schnellen Tod von der Arbeit frei. Nun gebot der König, daß Alle, welche sich auf diese Art selbst tödteten, ans Kreuz geschlagen, und den Menschen zur Schau, den wilden Thieren und den Vögeln zur Speise ausgesetzt werden sollten. Von Stunde an ließen sie nach, und zogen die alte Schmach der neuen vor.

Der November heißt bei den Engländern schlechtweg der Hängemonat. In London wirkt außer den beständigen Themse-Nebeln im Herbst und Winter auch der dicke und schwere Steinkohlenrauch auf das Gemüth sehr nachtheilig ein, und zwar, wie Dsiander meint, durch die Wasser-

dämpfe und den Kohlenstoff, welcher das Blut träger und das Athemholen schwerer macht.

Im April 1836 machte Herr Carl von Belin, Rentier zu Belleville bei Paris, 87 Jahre alt, seinem Leben ein Ende; auf einem Zettelchen hatte er geschrieben: „Ich bin durch das Rouletspiel völlig zu Grunde gerichtet; es bleibt mir nichts übrig, als zu sterben.“ Nach den neuesten Berichten sollen die Hazardspiele in Paris verboten worden seyn. Das wäre ein Fortschritt der Cultur! Dasselbe sollte an allen großen Badeorten der Fall seyn. Es wäre der Mühe werth (sagt Oslander), aus den Chroniken der Gesundbrunnen und Bäder die Geschichten der Selbstmorde zu sammeln, welche da nur während eines Jahrhunderts vorgefallen sind, und diejenigen Gesundbrunnen, wo das Hazardspiel geduldet, mit denen zu vergleichen, wo es untersagt ist. — Noch im Jahre 1810 schrieb man von Pyramont, daß die Bank daselbst während 8—10 Wochen jedes Jahr 150,000 Thaler gewinne.

Ein gewisser Deal in Paris, ein Mann von 30 Jahren, hatte sich mit Kohlendampf erstickt, und dabei seine Empfindungen und den Vorgang seiner Lebensabnahme von 10 zu 10 Minuten beschrieben, um, wie er vorgab, die Wissenschaft zu bereichern, in der That aber aus Lebensüberdruß. Der Vorgang dauerte bei 45 Minuten.

Ein Engländer sah zu Rom einen Mann auf dem Blutgerüste unerschrocken sterben. Sogleich bemächtigte sich seiner ein unwiderstehlicher Hang zum Selbstmord; er ging heim und — schnitt sich den Hals ab.

Allgemeines Gesundheits-Bulletin.

(Barcelona.) Man liest im Courier français: „Die Paix kündigte gestern an, daß das gelbe Fieber in Barcelona ausgebrochen sei. Diese Nachricht hat, wie man sagt, bei unserer Regierung den Gedanken zur Errichtung eines Gesundheitscordons an der Gränze der östlichen Pyrenäen rege gemacht. Man erinnert sich, daß schon einmal dieselbe Ursache dieselbe Mafregel zur Folge hatte.

(Perpignan.) Man schreibt aus Perpignan vom 8. September: Mehrere Journale haben auf die falsche Angabe mehrerer Correspondenten die Nachricht verbreitet, daß die Cholera mit Heftigkeit in Perpignan wüthe; ja sie gehen so weit, daß sie die Liste der Kranken und Todten angeben. Wir können aber aus eigener, an Ort und Stelle gepflogener Untersuchung mit gutem Gewissen versichern, daß seit 15 Tagen, während welchen man uns mit dieser Geißel bedroht, die Sterblichkeit bei uns durchaus nicht die sonst in dieser Jahreszeit gewöhnliche Zahl übersteigt. Eine jedoch ernsthaftere Nachricht, welche auch weit mehr Aufmerksamkeit verdient, ist die, welche wir so eben erhalten. Es soll nämlich das gelbe Fieber zu Cadagüés, einem an der Küste liegenden, spanischen

Dorfe, einige Meilen von Port-Vendres ausgebrochen seyn. Die höhere Civilbehörde, im Einklange mit den Militärbehörden, hat in dem Augenblicke, wo wir dies schreiben, die nöthigen Maßregeln ergriffen, um unser Departement gegen jede Gefahr zu schützen. Von Banyuls bis nach Mont-Louis ist ein Militärcordon schon hergestellt; das Dorf Cadaqués ist von Spaniern eingeschlossen, die Niemanden den Ausgang erlauben.

(Rom.) Man schreibt aus Rom vom 12. September: Aus den Cholerabulletins werden Sie die Verminderung der Sterbefälle im Verlauf der letzten Zeit ersehen haben, und es scheint hiernach, daß die Krankheit in ihrer Abnahme sich eben so, als in ihrer Zunahme charakterisiren will. Vieles hat man gewiß der jezigen besseren Einrichtung der Spitäler, so wie den Hülfshäusern zu verdanken, wo Tag und Nacht Aerzte und Krankenwärter bereit sind. Am 11. September waren nur noch 1776 Kranke in der Behandlung.

Der Papst ist zu wiederholten Malen ausgefahren, was immer einen ermutigenden Eindruck auf die Bewohner Roms macht. Man erkennt auch hier, wie überall nach und nach an, daß diese Krankheit nicht contagiös sei, wie man glaubte, und daß ein regelmäßiges Leben die beste Vorsichtsmaßregel sei. Verschiedene sehr zweckmäßige Verordnungen, theils zum Wohl des allgemeinen Besten, theils zur Erhaltung der Ruhe und der Gesundheit sind in den letzten Tagen erschienen. Zu den unlängst Gestorbenen gehört auch der dänische General-Consul Chiaveri in Castell-Gandolfo.

(Berlin.) Dießmal ist die Cholera nach der Ansicht unserer Aerzte heftiger als bei ihrem früheren Auftreten. Sie sehen, daß wir durch das viele Schreiben über diese Krankheit kaum mehr Aufschluß über ihr Wesen erhalten haben. Jeder Schriftsteller behauptet freilich, er sei der Glückliche gewesen, und die Ziffern werden nach Willkür auf dem Papier gemodelt — aber die schlaue Dame lächelt über diese Finten, und dreht jenen Glücklichen die Nase. Nicht nur ist der Leichenwagen fleißig beschäftigt, sondern selbst jene, welche verschont blieben, haben keinen Grund zu triumphiren. Denn der sogenannte herrschende Genius weckt bei Jedem alte Magenleiden, oder eine ehemalige Diarrhöe, und werden diese vernachlässigt, so ist die Cholera da, ehe man sich versteht. Anfangs war man in Anerkennung dieser Wahrheit etwas zu leichtsinnig; man wagte sogar Gurken, Pflaumen u. s. w. zu essen; jetzt ist man gewizigt, und der sehr gesunkene Preis dieser Früchte beweist, wie sehr man sich vor ihnen fürchtet. Nur treiben es die Aengstlichen jetzt wieder zu weit, und der Arzt dürfte 2 Zungen haben, um Jedem auf die Fragen; Herr Doctor darf ich dies, darf ich jenes essen? zu antworten, und Jedem die eingebildeten Symptome zu deuten. Eigenthümlich ist der Umstand, daß die größere Sterblichkeit weder bei den höheren Ständen, noch bei der niederen Volksklasse, sondern bei dem Mittelstand eintritt. Im Ganzen soll die Krankheit jetzt im Abnehmen seyn, und wir wollen dies auch gern glauben.

Vom 19. bis zum 20. September sind in Berlin 83 Personen an der Cholera erkrankt, und 41 an derselben gestorben.

Correspondenz = Nachricht.

(Prag, 22. September.) Heute Vormittags 11 Uhr hatte der Herr Präsident, Graf v. Sternberg, die zweite allgemeine Sitzung der hier versammel-

ten Naturforscher und Aerzte eröffnet. Was ich Ihnen aus dieser Sitzung zunächst zu melden habe, ist, daß die höchst interessanten Versuche, welche uns Herr Professor von Ettingshausen mit gewohnter Gründlichkeit und Humanität diesen Sommer in Wien im physikalischen Hörsaal in Gesellschaft mehrerer Aerzte zu erklären die Güte hatte, in der heutigen von diesem Naturforscher noch ausführlicher wiederholt wurden, um seinen sehr scharfsinnig construirten elektromagnetischen Apparat zu erläutern. Sie erinnern sich gewiß noch an die ungeheueren Nerven-Erschütterungen, die wir damals mit diesem aus Magneten gebauten und eigenthümlich zusammengesetzten Apparate zu fühlen hatten, und wie sehr wir die sinnreiche Art bewunderten, wodurch die feinsten Abstufungen vom Gefühle eines sanften, magnetisch-elektrischen, die Nerven milde belebenden Stromes bis zu den heftigsten, gelähmte Theile aus ihrem leblosen Zustande erweckenden und tief erschütternden Stößen hervorgebracht wurden. Ich habe heute neuerdings die Ueberzeugung gewonnen, daß dieser Apparat eine bedeutende Bereicherung der Heilkunde, und in manchen Krankheitsfällen ein ganz eigenthümlich auf das Nervensystem wirkendes Heilmittel bilden wird, abgesehen von der Bereicherung, die durch diesen Apparat der Physik zugewachsen ist. — In derselben Sitzung ward auch die Wichtigkeit einer in Wien neu zu gründenden Akademie der Wissenschaften zum Behufe der Verbreitung der Naturwissenschaften im Orient vom Herrn Professor Schweigger aus Halle besprochen. — Auch hatte ich das Vergnügen, einen Vortrag unseres ehemaligen, hochgeachteten Lehrers an der Wiener Universität, des jetzigen Protomedicus, Dr. v. Lenhossek, beizuwohnen. Er sprach nämlich über die Wuthkrankheit. Die von diesem geachteten Arzte und Naturforscher ausgesprochene Ansicht über diese die ganze Menschheit interessirende Materie ist, wie Sie wissen, in dessen voriges Jahr erschienenen vortrefflichen Schrift über diese Krankheit näher aus einander gesetzt, und ich habe nur hinzuzufügen, daß der edle Verfasser auf die beste Schrift über diesen Gegenstand neuerlich einen Preis von 100 Ducaten setzte. — Als den Herausgeber einer diätetischen Zeitschrift mache ich Sie am Schlusse meines Briefes noch auf einen Vortrag des Dr. Chaupied aufmerksam, wie dieser Arzt den höchst verderblichen Einfluß des Branntweines auf das Glück der Gesellschaft klar und mit Würze des Humors aus einander setzte. Es bildet dieß ein Seitenstück zu Ischokke's Branntweinpest, die Sie schon in Ihrem Blatte anzeigten. Ueber die hier von den höchsten Behörden der Gesellschaft erwiesene Aufmerksamkeit, über die ihr zu Ehren gegebenen Gastmähler enthalte ich mich zu sprechen, da Sie ohnehin durch die öffentlichen Blätter hiervon in Kenntniß gesetzt seyn werden, und bemerke nur noch schließlic, daß heute beschloffen wurde, die 16. Versammlung der Gesellschaft folgendes Jahr in Freiburg (in Baden) zu halten.

— 60 —

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., worfür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesickt wird.



der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N^o 81.]

Montag, den 9. October.

[1837.]

Inhalt. Die Civilisation und ihr Einfluß auf das allgemeine physische Wohl. — Ueber Armenwesen und Armenpflege. — Allgemeines Gesundheits-Bulletin. — Miscellen.

Die Civilisation und ihr Einfluß auf das allgemeine physische Wohl.

(Von Dr. Weiglein in Grätz.)

(Fortsetzung.)

Diese dunklen Seiten der Civilisation lassen sich keineswegs in Abrede stellen, und ein geistreicher Schriftsteller nannte civilisirte Länder jene der Schwächen und Bedürfnisse; allein man vergaß auch ihre Vortheile ins Auge zu fassen.

Die Civilisation hat ein Heer schädlicher Einflüsse ins Leben gerufen, aber auch tausende, ungleich gefährlichere und weiter verbreitete zerstört, und so auf vielfache Art die Natur gleichsam entwaffnet; sie endlich gewährt uns kräftigen Schutz gegen unabwendbare Einflüsse. Vor Allem bewirkte sie dieß durch Cultivirung des Bodens. Steppen und Wüsten hat sie in üppige Länder umgeschaffen, die Producte anderer Zonen in sie verpflanzt; die Austrocknung von Sümpfen und Morästen, die Ausrottung von Wäldern haben nicht nur Gegenden verschönert, sondern auch die Erzeugnisse des Bodens veredelt, die Luft verbessert, mit einem Wort das Klima umgewandelt. So nahm nach Schnurrer in Nordamerika seit der Cultur des Bodens sowohl die Menge des Regens als auch die Strenge des Winters ab. In Essequibo, einem sehr waldigen Landstriche, hielt vor vierzig Jahren der Regen fast ununterbrochen an, jetzt ist der Himmel selten 3 bis 4 Tage lang umwölkt. — Wer würde unser Deutschland wieder erkennen, wenn er die Schilderung liest, die Tacitus davon entwirft *)?

*) Quis Germaniam peteret, sagt dieser Römer, informem terris, asperam coelo, tristem cultu adspectuque, nisi si patria sit? und an einer anderen Stelle: Terra etsi aliquando

Eine Glanzseite der heutigen Zeit ist auch der größere Einfluß, den man Sanitäts-Rücksichten bei Gründung von Städten einräumt. Breite, luftige Straßen, zweckmäßigerer Bau der Häuser, größere Reinlichkeit, Anlegung der Kirchhöfe außer den Ringmauern, Sorge für gutes Trinkwasser u. s. w. sind wichtige Vorzüge fast aller neueren Städte. Man betrachte dagegen die engen, winklichten Gassen, die dumpfen Häuser mit kleinen, fast verpesteten Höfen in alten Städten, und man begreift wohl, daß der Zunder von Epidemien dort nie erlosch. War auch der Hang nach Bequemlichkeit und Genuß die Triebfeder zu solchen Verbesserungen, so bleibt doch der Rücksicht auf das physische Wohl dabei ihr unbestrittenes Recht; ja jene Veränderungen sind nur durch eine richtigere Kenntniß der Naturkräfte und ihrer Anwendung auf das praktische Leben möglich geworden.

So wie jede Wissenschaft erst durch die Civilisation eines Volkes gedeihen kann, und umgekehrt ihre Blüthe ein charakteristisches Zeichen wahrer Cultur ist, eben so gilt dieß vorzüglich vom Studium der Natur. Man hat überdieß einsehen gelernt, daß selbst an ein Fortschreiten der Arzneikunde ohne die tiefste Ergündung der ganzen Natur nicht zu denken sei. Eben weil der Mensch (um mit den Alten zu sprechen) einen Mikrokosmos darstellt, und in ihm alle Kräfte und Geseze der Natur zu einer wunderbaren Einheit verschmolzen sind, ist es eine unerläßliche Bedingung, sie früher an den übrigen Körpern zu erforschen, an denen sie einfacher und leichter erkennbar sind *).

Mit dem Zunehmen der Civilisation ist die Bildung allgemeiner und populärer geworden; sie hat die Volksmasse erwärmt, insbesondere ist jede Entdeckung im Reiche der Naturwissenschaften, jede natürliche Erklärung eines bisher räthselhaften Phänomens eine tiefe Wunde, die dem Uberglauben geschlagen wird. Die praktische Medicin leidet auch und wohl immer an den Gebrechen einer Erfahrungswissenschaft, und hat nicht die Abgeschlossenheit einer absoluten oder positiven; allein sie hat dafür den Vorzug — sie trägt den Keim einer fortschreitenden, nie zu erschöpfenden Vervollkommnung in sich. Unter dem Wechsel der Theorien und Systeme, die auch jetzt eben so schnell austauschen als verschwinden, bleibt ihr der Schatz gediegener Erfahrung; die genauere und allseitigere Kenntniß vieler Arzneimittel, z. B. der Wäder und Mineral-

specie differt, in universum tamen silvis horrida aut paludibus foeda, frugiferarum arborum impatiens.

*) Die Fortschritte in den Naturwissenschaften müssen eben so in der praktischen Heilkunde ihre Früchte tragen, als sie ihre Anwendung in der Industrie erhalten. Die höhere Ausbildung der prophylaktischen Medicin oder der medicinischen Polizei steht damit in engster Verbindung. Anm. d. Verf.

wässer, die gründliche Bearbeitung der pathologischen Anatomie u. s. w. Die praktische Medicin hat daher bei civilisirten Völkern allerdings einen schwierigeren Standpunkt, ist aber auch reicher an Mitteln, ihre Aufgabe zu lösen. Arztliche Hilfe wird in unseren Tagen Allen zu Theil, Armen und Reichen; ihre Vortheile sind mithin allgemein geworden.

Nach allem Dem bliebe es noch zweifelhaft, ob die Civilisation für das physische Wohl im Allgemeinen segensreich ist — nur Thatsachen können darüber entscheiden. Zu diesen gehören die Zunahme der Bevölkerung mit gleichzeitiger Abnahme der Sterblichkeit, die Verlängerung der Lebensdauer, die Abnahme der Zahl und der Heftigkeit von Epidemien. Nicht bloß auf dem Lande, sondern auch in Städten, wo sich so viele nachtheilige Momente vereinen, ist dieß erfreuliche Resultat eingetreten. In London verhielt sich im vorigen Jahrhundert die Zahl der Gestorbenen zu jener der Gebornen wie 3 zu 2, jetzt aber wie 12 zu 15; früher betrug sie $\frac{1}{20}$ der Population, während sie jetzt beinahe um die Hälfte gesunken ist. In Frankreich war sie früher $\frac{1}{29}$, jetzt nur $\frac{1}{46}$ der Bevölkerung. Durch einen sehr langen Zeitraum wurde dieß fortschreitend günstigere Verhältniß und die Verlängerung der mittleren Lebensdauer in Venedig beobachtet *).

Ähnliche Resultate ergaben sich in Grätz schon in dem kleinen Zeitraume von 20 Jahren. Nach den Populations- und Sterbelisten, die mir Herr Gubernialrath und Protomedicus, Edler v. West, gütigst mittheilte, belief sich die Zahl der Todten von 1810 bis 1820 auf 18,211, vom Jahre 1820 bis 1830 nur auf 13,484; mithin betrug die Mittelzahl der Gestorbenen in jedem Jahre von 1810 bis 1820 1821, und von 1820 bis 1830 1348, und nahm daher um 726 Köpfe ab. Dagegen betrug die Population im Durchschnitte von 1810 bis 1820 33,989, von 1820 bis 1830 38,739 Seelen, hatte somit in 10 Jahren um 4750 zu genommen, wodurch die gleichzeitige Abnahme der Sterblichkeit noch auffallender hervortritt.

Sehr interessant waren mir auch die Data, die Medicinalrath Brun n in dieser Beziehung angibt. Er führte nämlich im Jahre 1811 in Unhalt-Köthen zuerst eine geregelte Medicinalpolizei ein, und bewies 1819 aus den Sterbelisten, daß sich in den 8 Jahren bei übrigens gleicher Bevölkerung

*) Sie betrug nämlich:

vom Jahre 1500 — 1600

„ „ 1601 — 1700

„ „ 1701 — 1760

„ „ 1761 — 1800

„ „ 1801 — 1814

Mittlere Lebensdauer:

18 Jahre 5 Monate,

23 „ 5 „

32 „ 8 „

33 „ 7 „

38 „ 6 „

Seit 1814 soll der Durchschnitt noch um 4 Monate günstiger geworden seyn, so daß die Lebensdauer seit 1800 um $5\frac{1}{2}$ Jahr zunahm.

Ann. d. Verf.

*

die Sterblichkeit um $\frac{1}{8}$ verminderte, wiewohl in den Kriegsjahren 1813 und 1814 der Typhus dort wüthete.

Ähnliche Data von den verschiedenen Ländern Europa's finden sich in den statistischen Notizen Villermés, Berards, Moreau de Jonnés und Hawkins. Die Kürze der mittleren Lebensdauer in früherer Zeit ist schon aus der furchtbaren Sterblichkeit in der ersten Kindheit erklärlich, die sich heutigen Tages bedeutend verminderte. Nach Senke starben früher in den ersten 2 Jahren von 100 Kindern die Hälfte, jetzt noch 38 — ein Resultat, an dem die allgemeine Einführung der Kuhpockenimpfung einen wichtigen Antheil hat. So wie die Sterblichkeit in den ersten Jahren abnahm, eben so sind auch die Beispiele von sehr hohem Alter weit zahlreicher. Nach den Berechnungen Buffon's kam zu seiner Zeit auf 11,996 Gestorbene ein Individuum von mehr als 100 Jahren; nach de Renzi aber heutigen Tages ein solches auf 66,000 Gestorbene.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Armenwesen und Armenpflege.

(Von Sincerus.)

(Beschluß. *)

Durch die Errichtung freiwilliger Arbeitsanstalten wird einertheils den Klagen hilfsbedürftiger Personen über Noth und Arbeitslosigkeit abgeholfen, andererseits für deren bessern Gesundheitszustand gesorgt. Nur muß man mit größter Vorsicht hierbei zu Werke gehen. Vor Allem müssen derlei öffentliche Anstalten sich bestreben, Liebe zur Arbeit und zur Sparsamkeit so viel möglich zu wecken. Es handelt sich in derlei wohlthätigen Instituten nicht blos, daß der Armuth für den Augenblick abgeholfen werde, sondern sie sollen auf alle mögliche Weise die Quelle derselben zu verstopfen suchen. Da aber leider nur zu oft Arbeitsfcheu und Verschwendung der Armuth vorausgingen, so werden freiwillige Arbeitsanstalten den beiden letztgenannten Ursachen der Verarmung mit aller Kraft entgegen zu arbeiten trachten. Gleichzeitig aber darf man nicht vergessen, auf den Gesundheitszustand, auf die körperliche und geistige Anlage, auf Neigung und Temperament, auf verehelichten oder ehelosen Stand, Alter und vorausgegangene Krankheiten die angemessenste Rücksicht zu nehmen. Denn nicht selten liegt die Ursache hereinbrechender Armuth in der Kränklichkeit des Familienhauptes, und diese ist oft wiederum in dem Mißverhältnisse seines Gewerbes zu seiner körperlichen Beschaffenheit begründet. Während z. B. eine Beschäftigung, die mit einer sitzenden Lebensart verbunden war, die Gesundheit des Arbeiters täglich mehr schwächte, seine Reizbarkeit und Unlust zur Thätigkeit

*) Siehe Nr. 69 und 73 d. Z.

feigerte, und ihn der Verarmung ohne seine Schuld preisgab, wird die freiwillige Arbeitsanstalt sich bemühen, diesem Unglücklichen eine Sphäre der Thätigkeit anzuweisen, die mit mehr körperlicher Bewegung vereinbar ist. Dieselbe Rücksicht wird sie auf die andern oben angeführten Nebenumstände nehmen. Dadurch werden die arbeitenden Personen einen angemessenen Spielraum finden, den Arbeiten sich gern unterziehen, dabei den nützlichsten Gebrauch von ihren Kräften machen und mit frommem Sinne die Wohlthat der Anstalt anerkennen. Bei gewissenhafter Genauigkeit, strenger Zeiteintheilung, Beharrlichkeit und kluger Vertheilung der Arbeit werden solche Anstalten eine Masse von Bürgern nicht nur für den Augenblick vor den Gefahren des Müßigganges schützen, sondern sie für die Zukunft gleichsam neu schaffen. Wie viel hierbei für den öffentlichen Gesundheitszustand, für häusliche Erziehung, für das sittliche Fortschreiten der Massen und für die Ruhe ganzer Staaten gewonnen wird, muß Jedem einleuchten, der sich über die Resultate einiger schon bestehenden Anstalten dieser Art zu belehren die Mühe nimmt. In der That sind seit einigen Jahren schon in mehreren civilisirten Staaten Europa's derlei Arbeitshäuser für Arme mit dem heilsamsten Erfolge errichtet worden. Die Arbeiter hatten nicht nur den Bedürfnissen der Gegenwart abgeholfen, sondern durch die in ihnen neu erwachte Freude an Thätigkeit die Anstalt gesunder verlassen, zugleich konnten sich die Fleißigern einen kleinen Geldvorrath erwerben, der sie in die Lage setzte, ihren redlichen Erwerb außer der Anstalt wie früher fortzusetzen. Man darf sich jedoch unter derlei Beschäftigungsanstalten keineswegs ein Haus denken, wo die Armen wohnen, sondern einen Ort, wo sie bloß hinkommen, um gemeinschaftlich zu arbeiten, und zwar aus freiem Antriebe. Dieses freiwillige Eintreten ist eine der ersten und wesentlichsten Bedingungen für das Leben und Bestehen solcher Anstalten. Jeder Zwang würde hier nur dazu dienen, den Aufenthalt in denselben als etwas Schimpfliches zu bezeichnen, und der Bestimmung derselben schnurstracks entgegen arbeiten. Wir können hier nicht auf die Art, wie solche freiwillige Arbeitsorte eingerichtet seyn sollen, näher eingehen; dieß gehört mehr in das Gebiet der Staatsökonomie und Politik. Wir wollten hier nur auf die Wichtigkeit derselben und auf ihren Einfluß auf das physische und moralische Wohl eines Staates dringend aufmerksam machen. Wir wollten nur in kurzen Umrissen auf das Wesen wahrer Armenpflege hindeuten, und das Darbieten einer Gelegenheit zur Arbeit, das Einflößen der Liebe zur Beschäftigung, und des Hasses gegen verderblichen Müßiggang als die wesentlichsten Momente der Wohlthätigkeit nachweisen. Leben und Gesundheit der Bevölkerung gedeihen nur bei einer den Kräften derselben angemessenen Thätigkeit; das Glück eines Staates beruht auf der

heißamen Richtung, die dem Thätigkeitstriebe gegeben, und auf dem zweckmäßigen Damm, der dem Müßiggange gesetzt wird. Indessen können beide nicht frühzeitig genug bei der Erziehung des Menschen ins Auge gefaßt werden, und schon von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, müssen uns die in neuerer Zeit errichteten Kleinkinderbewahranstalten von größter Wichtigkeit erscheinen.

Allgemeines Gesundheits-Bulletin.

Die preussische Staatszeitung sagt: Das Gerücht, daß die Cholera sich in Paris gezeigt habe, hat wenigstens das Gute gehabt, daß das französische Wörterbuch um ein neues Wort bereichert worden ist. Die medicinische Zeitung nämlich meldet, der Akademie zum Troste, daß Paris nicht cholerairt sei (Paris n'est pas cholérique). — Vom 16. bis zum 17. September sind in Berlin als an der Cholera erkrankt 91 Personen, und als an derselben verstorben 45 angemeldet worden.

(Leipzig.) In einem Schreiben aus Leipzig vom 11. September nebst beigefügter Sterbeliste der Woche vom 2. bis 8. d. M. wird gemeldet: „Von der Cholera ist hier keine Spur vorhanden. Zum Beweise schicke ich Ihnen die Sterbeliste von letzter Woche, in welcher nur 18 Individuen verzeichnet sind, worunter 12 Kinder. Gewöhnlich ist die Zahl der wöchentlichen Sterbefälle 25 bis 30, es geht also daraus hervor, daß der hiesige Gesundheitszustand ganz vorzüglich gut ist.“

(Genua.) Man schreibt aus Genua: Mehrere Journale melden, daß die Cholera in Genua sehr heftig ausgebrochen sei. Die vor uns liegenden Bulletins bis zum 31. August setzen uns in den Stand, das Uebertriebene obiger Angabe zu berichtigen; denn zu Folge dieser Bulletins war die Zahl der Verstorbenen vom 16. bis 31. August in Allem 310, und in allen Gemeinden um Genua herum sind in Allem bis jetzt 544 gestorben. Dessen ungeachtet hat der Gesundheitsmagistrat von Genua die Territorien Neapel, Toscana, Romagna und Marseille 7 Beobachtungstagen unterworfen. — In letztgenannter Stadt bessert sich der Gesundheitszustand täglich. Am 7. September zählte man nur noch 17 Cholera-Opfer.

(Paris.) Nachrichten aus Paris vom 15. September melden: Wir haben allen Grund zu hoffen, daß Paris von der Seuche diesmal verschont bleiben werde, die uns im Jahre 1832 so schrecklich heimgesucht hatte, und gegenwärtig einige südliche Departements plagt. Da es indessen klug ist, sich immer gegen den Feind kampffertig zu halten, so glauben wir unseren Lesern mit gutem Gewissen eine Schrift des Dr. Besuchet empfehlen zu können, die sowohl wegen der darin enthaltenen Thatsachen, als auch wegen der glücklichen Resultate, die der Verfasser in Belgien und Frankreich bei seiner Behandlung nachweist, ein hohes Interesse gewährt.

(Warschau.) Das Journal de Francfort vom 17. September enthält einen etwas launigen Aufsatz, einen Art Puff, um dem dadurch heiter gestimmten Leser zu beweisen, daß in Warschau weder Cholera noch Typhus zu finden

sei. Es ist dieser Aufsatz eine ganz eigene Art, die Gemüther zu beruhigen; deswegen wollen wir ihn für unsere deutschen Leser übersetzen: Frankfurt den 16. September 1837. »Haben Sie die Cholera? — Nein! Und Sie! — Auch ich nicht, — auch ich — auch ich — auch ich nicht. — Sie haben vielleicht den Typhus? — Keineswegs! — Und Sie? — Auf Ehre nicht! — Auch ich, auch ich, auch ich nicht.« — So sprachen am 3. d. M. eine Menge Leute, die sich in einem der ersten Gasthäuser zu Warschau einfanden. Ein Officier, einer unserer Freunde, fragte, wo man diese Gerüchte von Cholera, die sich bloß auf einige und schon längst vergessene Fälle gründeten, und diese offenbar von einem ängstlichen Correspondenten erfundene Nachricht von Typhus hergenommen habe? Man brachte ihm nun ein Journal, welches als sicher das Daseyn des Typhus zu Warschau meldete, und zugleich als zuverlässig die Angabe enthielt, daß diese Krankheit in genannter Stadt, besonders unter den Truppen so heftig grassire, daß man zwischen diesen und den übrigen Bewohnern die Communication aufzuheben für nöthig fand. Der Officier sah das Journal näher an, und las ganz deutlich auf gut französisch: *Journal de Francfort*. »Hol' der Teufel dieses Blatt, sagte er, ich will doch an den Herausgeber desselben schreiben!« Wir erhielten wirklich einen Brief von diesem Officier, worin es unter Anderem auch heißt: »Wenn Sie träumen, so träumen Sie lieber lustige Dinge. Wer Teufel zwingt Sie von der Cholera, die wir nicht mehr haben, und vom Typhus zu träumen, der hier eben so wenig als bei Ihnen in Frankfurt herrscht? Sie sprechen von aufgehobener Communication zwischen Militär und Stadtbewohnern — und sie gehen heute Arm in Arm, um die Jahresfeier der Krönung des Kaisers zu begehen. Man singt, spielt, trinkt, unterhält sich, und Ihr Journal beschenkt uns mit einem Typhus, von dem Niemand hat reden hören.« — Was wollen Sie, lieber Correspondent? Da hat man das Loos der Journale! Betrogen werden, ohne es zu wissen, Andere betriegen, ohne es zu wollen — das ist unser gemeinsames Schicksal! Nur durch unsere Mitcollegen haben wir die Cholera Neapels und Siciliens erfahren; — auch den Typhus in Warschau haben uns die journalistischen Collegen gemeldet. Woher soll der arme Redacteur wissen ob seine Mitcollegen die Wahrheit sagen oder nicht? Singen Sie, trinken Sie, besuchen Sie Feuerwerke, — und bedauern Sie mit mir die Erfinder trauriger Neuigkeiten; wir wollen nicht einmal denen den Typhus wünschen, die ihn so freigebig gegen Andere verschwenden. Leider sind unsere Nachrichten über die Cholera in Berlin viel sicherer als über den Typhus zu Warschau.»

In Marseille waren am 9. September 27 Todte, worunter 17 an der Cholera Verstorbene. — In M a n o s q u e (Departement der Nieder Alpen) war der Schrecken wegen der Cholera so groß, und die Flucht der Bewohner so allgemein, daß kaum 300 Personen in der Stadt zurückblieben. Alle Läden, die der Fleischhauer und Bäcker ausgenommen, waren geschlossen. Dieser Umstand war zu ernsthaft, als daß er nicht die Aufmerksamkeit der Behörde erregen sollte. Der Präfect der Nieder Alpen begab sich also an Ort und Stelle, und man versichert, daß Linientruppen beordert wurden, um die öffentliche Sicherheit aufrecht zu erhalten. — In A i x waren am 9. nur noch 3 Todesfälle an der Cholera.

Der Messager vom 16. September sagt: In einem Augenblicke, wo die Cholera sich an so vielen Punkten Frankreichs zeigt, — zu einer Zeit, wo die

traurigsten Ereignisse alle nur möglichen medicinisch-polizeilichen Vorkehrungen ins Leben rufen sollten, müssen wir die Schlassheit nur bedauern, mit welcher man die Arbeiten betreibt, die zum Zwecke haben, den Fluß Bievre in einen Canal zu leiten. Dieser schmutzige und fast immer stockende Fluß verbreitet die schädlichsten Ausdünstungen in dem zwölften Arrondissement. Solche Dünste sind zwar zu jeder Zeit der öffentlichen Gesundheit nachtheilig, üben aber in der jetzigen Zeit, wo eine schreckliche Epidemie das Land verheert, den nachtheiligsten Einfluß, und es ist höchst wünschenswerth, daß die Regierung mit Eifer daran denken möchte, diesen Herd von Seuchen zu zerstören.

(Paris, 16. September.) Den neuesten hier aus den Departements eingegangenen Nachrichten zu Folge, wird das ganze Departement der Ostpyrenäen von der Cholera bedroht. Zu Collioure wüthet sie mit Heftigkeit unter den wenigen Bewohnern, die zurückblieben; der größte Theil der Bevölkerung hat sich in die Gebirge zurückgezogen, oder sich in das Innere des Departements geflüchtet. Mehrere dieser Flüchtlinge sind auf der Reise als Opfer der Seuche gefallen. Seit dem 22. August ist Perpignan mit der Seuche behaftet. Bis jetzt haben sich jedoch nur wenige Fälle ergeben, und die Bevölkerung ist ruhig.

M i s c e l l e n .

Man schreibt aus Petersburg vom 26. September: Unter den Mineralquellen, die sich so reichlich in Finnland vorfinden, zeichnen sich insbesondere die Willman'schen Schwefelquellen aus. Diese liegen ungefähr 5 Werste von der Stadt entfernt, wurden bereits zu Anfang dieses Jahrhunderts entdeckt, aber erst seit 5 Jahren zur Benützung eingerichtet. Die Umgegend ist reizend, und der berühmte Wasserfall bei Immatra in der Nähe.

(Green's Luftfahrt.) Am 11. September waren in London die Baurhall-Gärten sehr zahlreich besucht. Der vorzüglichste Gegenstand der allgemeinen Neugierde war das Aufsteigen des Nassau-Ballon, welches zwischen 4 bis 6 Uhr Abend Statt fand. Herr Green wurde auf dieser Luftfahrt von dem Capitän Polhill, den Herren G. Webb, Beasley und T. Hughes begleitet. Ungefähr 20 Minuten nach der Abreise des Ballons fing es sehr heftig zu regnen an, welches unangenehme Ereigniß den ganzen Abend hindurch anhielt. Der Ballon kam um halb 7 Uhr ganz unbeschädigt zu Little-Badham, 33 englische Meilen von der Stadt, nach einer Reise von 48 Minuten herab. Herr Green und seine Luftschiffer-Collegen stiegen ganz wohlbehalten und munter aus; sie waren durch und durch naß, wurden bei ihrer Ankunft sehr herzlich empfangen, und von einem Theile des Landvolkes, welches eben das Erntefest feierte, zu einer Mahlzeit alsogleich eingeladen.

62

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. G. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. G. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird.

Neue



Folge

der

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N^o 82.]

Donnerstag, den 12. October.

[1837.]

Inhalt. Die Civilisation und ihr Einfluß auf das allgemeine physische Wohl. —
Orthopädische Anstalt des Dr. Creve zu Wiesbaden. — Allgemeines Gesundheits-Bulletn. —
Miscellen.

Die Civilisation und ihr Einfluß auf das allgemeine physische Wohl.

(Von Dr. Weiglein in Grätz.)

(Fortsetzung.)

Schwächlinge, die einmal so glücklich sind, die ersten Lebensjahre zu überschreiten, und das Mannesalter zu erreichen, finden in civilisirten Staaten hundert Mittel und Wege, ihre Existenz zu sichern; bei rohen Völkern gehen sie frühzeitig zu Grunde, da sie den Unbilden der Witterung, dem Mangel der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse und den Gewaltthätigkeiten Anderer Preis gegeben sind. Mehrere wilde Völker ahmen noch jetzt die barbarische Sitte der Spartaner nach, und ermorden mißgestaltete oder schwächliche Neugeborene. Bei civilisirten dagegen stellt es sich die Humanität zur Aufgabe, solchen Unglücklichen, welche die Natur nur stiefmütterlich behandelte, ihren besonderen Schutz zu weihen.

Mit der Verfeinerung der Sitten verband sich auch die Veredelung des Herzens, und dem tieferen Mitgeföhle für fremde Leiden verdankt unser Zeitalter eine bessere Einrichtung der Spitäler, Armen-Versorgungs- und anderer Wohlthätigkeits-Anstalten. Das barbarische Verfahren der Spartaner und vieler Wilden ist allerdings ein schnelles und bewährtes Mittel, einen kräftigen Stamm zu erhalten; allein abgesehen von dem Frevel gegen die Humanität, fragt es sich auch, wie viele Solons, Newtons und andere ausgezeichnete Geister wurden auf diese Art schon in der Wiege erstickt; denn das Genie wählt nicht immer den stärksten Körper zu seinem Sitze. Der Tadel, der die Civilisation daher von dieser Seite trifft, ist das sprechendste Lob ihrer Humanität.

Auf welche Art sie die Zunahme der Geisteskrankheiten begünstige, kam früher zur Sprache. Andererseits wirkt sie ihnen auf vielfache Art wohlthätig entgegen durch die praktische Richtung unseres Zeitalters, durch die Bekämpfung des Aberglaubens und religiösen Fanatismus, das Abnehmen der Trunksucht, und die seltene Vereinzelnung mancher Stämme oder Gemeinden von der übrigen Welt. Uebrigens ist die Geisteszerrüttung Einzelner bei uns ein weit geringeres Uebel, als die geistige Erniedrigung und thierische Rohheit wilder Völker. Fixe Ideen einzelner Irren, die das Wohl Anderer gefährden, beherrschen bei Letzteren das ganze Geschlecht, und sind gleichsam durch den Instinkt geheiligt. Der Indianer schlachtet einen Menschen mit so wenig Reue, als der Wahnsinnige bei uns, und der Stumpfsinn mancher Völkerstämme ist wenig von dem Blödsinn verschieden, der bei uns Mitleiden erregt. Sind daher auch Geisteskrankheiten bei Wilden selten, so hat doch ihr geistiger Zustand weit traurigere und tiefer eingreifende Folgen.

Die Nachteile verschiedener Gewerbe für die Gesundheit der Arbeiter lassen sich durch weise Maßregeln beschränken, auch haben die wohlthätigsten Erfindungen und sinnreichsten Vorrichtungen nicht wenige Gefahren beseitigt. Ueberdies hat der Arbeiter vor dem brotlosen Armen wenigstens den nöthigen Unterhalt und die ersten Lebensbedürfnisse voraus.

Wichtiger noch, aber auch schwieriger zu lösen ist die Frage: Hat die Zahl der Krankheiten durch die Civilisation abgenommen, sind Epidemien seltener geworden? Die Antwort liegt zum Theil in den erwähnten Folgen der Civilisation. Indem sie die unentbehrlichsten Mittel zum Leben verbesserte und vermehrte, hat sie die reichsten Quellen von Krankheiten und Epidemien vermindert. Nicht nur durch Cultivirung des Bodens, sondern auch durch die Erleichterung der Zufuhr ist Hungersnoth eine Seltenheit geworden. Ganz ungegründet ist die Besorgniß, daß es durch das stete Wachsen der Population endlich an Subsistenzmitteln fehle. Vielmehr nehmen letztere in weit größerem Verhältnisse zu, als die Bevölkerung, und gerade die bevölkertsten Länder sind die reichsten und wohlhabendsten.

Ungemein günstig wirkt die Cultur durch Beförderung des Wohlstandes und verständige Unterstützung der Armen. Bekanntlich leiden diese bei Epidemien am meisten, ja zuweilen bleibt die Seuche nur auf die ärmere Classe beschränkt. Ist es wahr, daß, wie Johannes Müller sagt, ein gewisser Gleichmuth unendlich zur Gesundheit und zur längeren Lebensdauer beitrage, so ist der Gebildete eher zu beiden berechtigt, als der rohe leidenschaftliche Mensch, und auch der sorgensreichere Reiche mehr, als der Arme, der sein Brot im Schweiße des Angesichtes

erwirbt. Nach Casper erreichen noch einmal so viel Reiche ein Alter von 100 Jahren als Arme. Alles, was eine plötzliche Verarmung hindert, und das Eigenthum mehr oder weniger sichert, zielt auch mittelbar darauf hin, den Gesundheitszustand zu verbessern, und bössartigen Epidemien eine Gränze zu setzen. Daher auch in dieser Hinsicht der Nutzen der Lebens-, Brand-Versicherungs-Anstalten, der Sparcassen u. s. w. Nichts bewahrt auch das Volk besser vor den rohen Lastern der Unmäßigkeit, der Trunksucht u. s. w., die das Leben verkürzen, als eine ihm angemessene Bildung, die den Sinn für geistige Genüsse weckt.

Die Verbreitung des Handels bis in die entferntesten Länder verpflanzte allerdings auch Krankheiten; die wichtigsten Hautausschläge, als Scharlach, Masern, Pocken waren zwar vor den Kreuzzügen in Europa bekannt, aber erst durch sie weiter verbreitet; durch den Handel mit der Levante wurde die Pest eine Geißel des Orients. Dieß führte jedoch den menschlichen Scharfsinn auf die Mittel, Ansteckungsstoff zu zerstören, und die Errichtung der Quarantainen und Cordone. Mit dem Zunehmen der wahren Cultur müssen endlich die Kriege abnehmen, von denen verheerende Epidemien unzertrennlich sind. Wenigstens werden sie unblutiger, und viele Zwiste eher mit der Feder als mit dem Schwerte entschieden.

Verard behauptet, die meisten ansteckenden Krankheiten seien unter barbarischen Völkern entsprungen; mir scheint es jedoch unrichtig, dem niedrigen Zustande ihrer Cultur aufzubürden, was sicher mehr Folge des Klimas war *). Ueberdieß herrscht über den ersten Ursprung mancher Seuche großes Dunkel, und die Völker, unter denen sie nach den meisten Geschichtschreibern zuerst ausbrach, gehörten im Gegentheile oft zu den civilisirtesten der damaligen Zeit. Nach Schnurrer entstand die Bubonenpest z. B. in der Mitte des 6. Jahrhunderts im griechischen Kaiserthume, wo damals noch die einzigen Spuren der Kunst und Wissenschaft sich erhielten; der Ausfag unter den Arabern in einer Epoche, in der nicht Griechenland oder Italien, sondern ihr Reich der Hauptsig der Geistesbildung war; eine andere bekannte Seuche am wahrscheinlichsten unter dem französischen Heere in Neapel. Die Pocken erschienen zuerst unter den Chinesen, die sich am frühesten in bürgerliche Verhält-

*) Da in heißen Ländern die Naturkraft überhaupt lebendiger und energischer, und alle äußeren Einflüsse gleichsam potenzirt und zusammengebrängt sind, so werden Krankheiten dort epidemisch, die in einer gemäßigten Zone nur sporadisch erscheinen. Unter den Tropen ist der Verlauf der Krankheiten weit bestimmter, die Aufeinanderfolge ihrer Stadien regelmäßiger, als unter nördlichen Breitengraden. Schnurrer's Behauptung ist daher nicht aus der Luft gegriffen, daß Contagionen dort häufiger vorkommen, weil sie an sich durch regelmäßigen Verlauf und ein bestimmtes Krankheitsproduct bemerkbar sind.

nisse vereinigten. Dagegen ist unbestreitbar, daß unsere Zeit weniger Epidemien ins Daseyn rief, als die früheren Jahrhunderte; ja, daß der schwarze Tod des Mittelalters, der Aus-
 saß, das englische Schweißfieber, die Sykhanthropie *) und Wanderungslust der Kinder gänzlich verschwunden, die Pest nur auf die äußersten Gränzen Europa's beschränkt ist. Wenn auch das Gesetz, nach welchem die Natur in beständigen neuen Schöpfungen begriffen ist, sich eben so auf den Wechsel der Epidemien bezieht, und folglich manche Formen ohne menschliches Zuthun verschwinden, so ist doch der Einfluß der Civilisation auf einige unlängbar. Die Pocken wurden durch die Kuhpockenimpfung beschränkt; die Pest wird bis jetzt durch Quarantainen von uns abgehalten, und andere früher schwer heilbare, ansteckende Leiden werden durch eine sichere Heilungsart ungemein gemildert.

(Der Beschluß folgt.)

Orthopädische Anstalt des Dr. Crève zu Wiesbaden *).

Die Kunst, krumme Glieder gerade zu machen, ist noch nicht alt, und gar unvollkommen. Um so erfreulicher ist es, wenn man die Cultur derselben in der neuesten Zeit so vielseitig versucht, und wenn man wirklich jetzt schon durch die Orthopädie Dinge vollbringen sieht, welche man noch vor nicht gar langer Zeit für unmöglich hielt. Unter den orthopädischen Anstalten, welche in Deutschland sowohl als in Frankreich schon zu einem bedeutenden Rufe gekommen sind, dürfte es aber schwerlich eine geben, welche zweckmäßiger eingerichtet ist, sowohl in Hinsicht auf die äußere gesunde Lage und Umgebung, als auf die innere organische Einrichtung und Pflege; welche wohlfeiler wäre, und welche zugleich mehr auffallende Heilungen geliefert hat, als eine bis jetzt öffentlich noch gar nicht bekannt gewordene Anstalt, die der Herr Dr. Crève aus Frankfurt zu Wiesbaden wirklich ganz im Stillen neu erbaut hat, und durch mehrjährige, unausgesetzte Versuche vervollkommenet. Berichterstatter hat mehrere deutsche und französische Anstalten gesehen, unlängst aber erst jene zu Wiesbaden näher kennen gelernt, und er kann mit gutem Gewissen behaupten, daß unter jenen diese unstreitig die beste sei. Herr Dr. Crève hat bei seinen ausgebildeten, physikalischen und medicinischen Kenntnissen ein entschiedenes Talent für Mechanik, und hat sich aus Vorliebe für sein Fach von der öffentlichen, medicinischen Praxis ganz zurückgezogen; er macht seine Instrumente größten Theils selbst, und wirkt in einem heil-

*) Sykhanthropie ist eine Art Wahnsinn, wobei der Kranke sich einbildet, in einen Wolf umgewandelt zu seyn.

*) Aus der Salzburger medicinisch-chirurgischen Zeitung.

gen Tempel Aesculaps wie ein geliebter Vater unter seinen Kindern. Auffallend war mir, keine Streckbetten da zu finden, die er nach der Heine'schen Art gar nicht gebraucht; die Patienten liegen auf Matrasen oder auf schiefen Brettern kürzer oder länger; gehen abwechselnd in den Sälen oder im Garten spazieren, auch öfter in der Umgegend weiter hinaus auf halbe Tage, aber nie ohne die passenden Stützen des Rückgrathes. Je nach den verschiedenen Abnormitäten der Glieder wird hier eine Unterlage, dort ein Gewicht, da ein Druck oder Zug angebracht, um einer Seite, diesem oder jenem Muskel die Kraft zu geben oder zu nehmen. Gleichzeitig werden gymnastische Uebungen gemacht mit einem, mit mehreren Gliedern, oder mit dem ganzen Körper, sobald durch eine festgestellte Diagnose (welche oft erst durch ein wochenlanges Liegen und außer Thätigkeit-Setzen aller Kumpf-Muskeln zc. erzielt wird) ermittelt ist, wie viel Antheil die Muskeln oder die Knochen an der abnormen Stellung und Function der Theile haben. Zum Aufweichen fest gewordener Gelenkverbindungen, zur Bekämpfung rhachitischer und scrophulöser Anlagen sind Bäder eingerichtet, wozu die hier unvergleichlichen Wiesbadner Heilquellen benützt werden. Bei einer umsichtigen und sorgfältigen Diät werden sämmtliche Individuen mit kräftiger Kost absichtlich gut genährt, und Berichterstatter hat mit Vergnügen gesehen, wie sie mit vortrefflichem Appetit bei dem reichlich besetzten Tische zugriffen, und in der That auch alle ein sehr gesundes Aussehen hatten. Die liebevolle Behandlung und mütterliche Pflege der Hausfrau, die stete Aufsicht einer Gouvernante, welche zugleich Unterricht erteilt, tragen noch dazu bei, daß sie alle einen ungewöhnlichen Frohsinn genießen, und ihren zeitweiligen Aufenthalt bald wie ihre Heimath ansehen.

Berichterstatter hat bei seinem kurzen Aufenthalte und der näheren Einsicht in diese Anstalt so viel Neues, Originelles, Nützlichcs und Schönes gesehen; hat durch die physiologische Begründung der Methode, womit Herr Dr. Crève einen Jeden unterrichtet, so viel Lehrreiches gehört, daß er es in einer bloßen Notiz, wodurch er zum Heil der Menschen auf dieses Institut aufmerksam machen will, nicht zusammenfassen konnte. Er hat nur einen Tadel auszusprechen, den nämlich: daß der Begründer und Vorsteher seine Bescheidenheit zu weit treibt, von sich selbst gar nicht zu reden, und seiner Anstalt nicht einmal öffentlich Erwähnung zu thun. Er richtet daher, und im Namen vieler Aerzte für das Interesse der Kunst an Herrn Dr. Crève die Bitte, daß es ihm bald gefallen möge, selbst eine nähere Beschreibung der Einrichtung, die Methode des Verfahrens und den Erfolg seiner Bestrebungen öffentlich bekannt zu machen.

Allgemeines Gesundheits-Bulletin.

Der Correspondent der Morning-Chronicle schreibt aus Messina den 20. September: „Ungeachtet der außerordentlichen Hitze ($+ 80^{\circ}$ R.), die wir die letzten Wochen hatten, ist der Gesundheitszustand der Stadt dennoch vollkommen befriedigend. Dasselbe können wir von Palermo sagen, wo die letzte Woche sich keine neuen Cholerafälle einstellten. Auch haben wir von Terpani und Girgenti die befriedigendsten Nachrichten.

(Constantinopel.) Die Pest hat in den ersten Tagen des Septembers unter der eingebornen Bevölkerung etwas nachgelassen. In der vorigen Woche wurden 57 Kranke in das griechische Spital gebracht. Auch bei den Armeniern und Juden sind nicht viele Fälle vorgekommen; dagegen wüthet sie auf eine fürchterliche Weise unter den Kranken. Denn von allen in das Spital gebrachten europäischen Kranken ist bis jetzt noch keiner genesen.

(Serbien.) Ein Schreiben von der serbischen Gränze vom 15. September in der preussischen Staatszeitung meldet, daß die Pest nach Serbien vorgebrungen sei. „Fürst Milosch (heißt es ferner) hat mit der Quarantaine sein Land nicht schützen können. Glücklicher Weise sind die österreichischer Seits längst bestehenden Contumazanstalten von der Art, daß nichts zu fürchten ist. In Semlin ist bereits das Standrecht für jeden Uebertreter der dießfalls bestehenden Gesetze verkündet, und alle Anstalten gegen die Pest sind so kräftig, daß man in Semlin vollkommen sich beruhigt. In Serbien hat sich fast jedes Dorf, so zu sagen, einzeln abgesperrt, und läßt Niemand zu. Die Bewohner sind bewaffnet, und wehren jeden Flüchtling ab.

(Marseille.) Die Cholera nimmt hier täglich ab. Am 11. September zählte man daselbst nur noch 16 Gestorbene, und wie es heißt, soll sich an diesem Tage kein neuer Cholerafall gezeigt haben. Ein Conducteur, der mehrere vor der Cholera flüchtig gewordene Personen von Marseille aus begleitete, bekam unweit Apt, in einer mitten im Gehölze isolirten Meierei die genannte Krankheit, und starb nach einigen Stunden. Bald darauf wurden der Besitzer der Meierei und seine Frau ein Opfer der Seuche. Dieser Umstand hatte so viel Schrecken verbreitet, daß alle das Haus verließen, und die Leichname ohne Begräbniß blieben.

(Messina, 8. September.) Nachrichten aus Messina vom 8. September zu Folge, ist diese Stadt noch immer von der Cholera verschont geblieben; allein um so trauriger lauten die Berichte aus Catania. In dieser blühenden, schönen, von 50 bis 60,000 Menschen bewohnten Stadt wiederholen sich leider alle Scenen, wovon Palermo neuerlichst Zeuge war. Mehr als 20,000 Menschen haben sich geflüchtet, und dennoch fallen täglich gegen 200 Opfer. Oft trifft es sich, daß sich Niemand findet, die auf den Straßen liegenden Leichen wegzutragen.

(Florenz.) Ein Correspondent der allgemeinen Zeitung aus Florenz den 15. September sagt: Obschon in Pisa und dessen Umgebungen einige Cholerafälle große Furcht verbreiteten, so ist auf einmal Ruhe und Hoffnung zurückgekehrt; denn die Seuche scheint sich entfernen zu wollen, indem man seit mehreren Tagen keine Erkrankung erfahren hat. Auch in Livorno hat dieses Uebel nachgelassen, und seit einigen Tagen ist kein neuer Fall eingetreten. Ueber 20,000 Einwohner hatten sich dort geflüchtet, und in Pisa, Florenz und deren Umgebungen niedergelassen.

Auf Befehl Sr. Majestät des Königs von Baiern sind am 17. September die Doctoren Pfeuffer und Geist nach Rom abgereist, um die daselbst erkrankenden Baiern in ärztliche Behandlung zu übernehmen.

Vom 20. bis zum 21. September sind in Berlin als an der Cholera erkrankt 70 Personen, und als an derselben verstorben 41; vom 22. auf den 23. September sind 42 Kranke und 22 Todte gemeldet worden.

Miscellen.

(Mailand, 14. September.) Das Taubstummen-Institut erlitt durch den am 23. v. M. erfolgten Tod seines Directors, des Herrn Abate Giuseppe Bagutti, einen unerseßlichen Verlust. Eine nur 8 Tage dauernde, aber schwere Krankheit machte seinem segensreichen Leben ein Ende. Er war einer jener Menschenfreunde, die, ihrer selbst vergessend, sich ganz dem Heil ihrer Brüder widmen. Er war geboren in Novio, einem kleinen Städtchen der Schweiz, von wohlhabenden Aeltern. In Como vollendete er seine Vorbereitungsstudien, wendete sich dann zur Theologie, wo er durch seinen Fleiß und sittlichen Wandel sich das Wohlwollen des dortigen hochwürdigen Bischofes Novelli erwarb. Im Jahre 1779 ward er Priester. Bald aber verließ er, von einem inneren Drange getrieben, sein Vaterland, begab sich nach Cassano an der Adda, wo er eine Schule eröffnete. Der Ruf, den er sich hier als Lehrer erwarb, war Ursache, daß er bald nach Mailand bei der Congregazione di Carità als Archivar angestellt wurde, wo er sich durch unermüdete Thätigkeit auszeichnete, aber immer den sehnlichsten Wunsch hatte, für die Erziehung der Jugend wirksam seyn zu können. Mehrere Schriften, die er damals über die Lebensart der Schwangeren, über die Pflege der Kinder, über die Gefahren, denen diese durch den Leichtsinn der Dienstboten ausgesetzt sind, zeigten schon seine tiefen Einsichten in das Wesen frühzeitiger Erziehung. Mit Bewilligung der höheren Behörde machte er einige Reisen, um berühmte Erziehungsanstalten zu sehen. Bei dieser Gelegenheit machte er in Freiburg (in der Schweiz) die nähere Bekanntschaft mit dem berühmten Erzieher P. Girard und mit vielen anderen Gelehrten. Nach seiner Rückkunft nach Mailand hatte die Regierung den Plan, eine Privatschule für Taubstumme, die durch besondere Verhältnisse ihres Vorstehers aufhören sollte, in öffentlichen Schutze zu nehmen, und zu erweitern. Bagutti schien zu deren Vorsteher am geeignetsten zu seyn. Bevor er dieses Amt antrat, reiste er 1820 nach Genua, um sich dort in dem Institute des P. Assarotti, dem ersten Taubstummenlehrer in Italien, näher zu belehren. Dieser erklärte nach einigen Monaten dem Mailänder Gubernium, daß sein Schüler der neuen Aufgabe vollkommen gewachsen sei. Er rechtfertigte in der That diese Meinung. Sein liebevolles Benehmen, seine Geduld, sein frommes Wesen und sein mit Milde gepaarter Ernst um das Wohl der Zöglinge erwarben ihm Aller Herzen. Nichts, was über seinen gewählten Beruf in der Literatur erschien, blieb ihm fremd; er wußte es nicht nur zu benützen, sondern gab demselben das Gepräge des eigenen tiefen Nachdenkens. So kam er auf seine eigene, mit dem besten Erfolge gekrönte Lehrmethode. Diese hatte das Eigenthümliche, daß ein nach ihr gebildeter Taubstumme sich anderen, sie mochten taubstumm seyn, oder nicht, verständlich machen konnte, wenn er auch

durch Augenleiden, oder durch Finsterniß verhindert war, sich seines Gesichtes zu bedienen. Er sah mehr auf die Gründlichkeit des Unterrichtes, als auf das Glänzende desselben, und Jeder, der das Mailänder Institut besuchte, war von der Bescheidenheit dieses Mannes gerührt. Er schrieb mehrere Werke *), deren Werth allgemeine Anerkennung fand. In allen suchte er nicht nur die Rechte und Ansprüche der Taubstummen an die bürgerliche Gesellschaft mit Wärme zu vertheidigen, sondern auch reine Begriffe über deren Natur und die Art ihres Unterrichtes zu verbreiten. Leider setzte der Tod der Vollendung eines vollständigen Werkes ein Ziel, worin er sich bestrebte, Jedem, der sich damit nur näher vertraut machen wollte, in die Lage zu setzen, einen Taubstummen zu unterrichten.

(Chabanon, über die Verhütung der Wasserscheue.) Der *Se-maphore* theilt ein Schreiben des Herrn Dr. Chabanon mit, welches dieser Arzt an die Redaction des genannten Blattes in der Absicht erlassen hat, um das Resultat 10jähriger Erfahrungen und Studien über die Wasserscheue und die Fortschritte, die man in neuerer Zeit zur Verhütung dieses Uebels gemacht hat, auch Nichtärzten bekannt zu geben. Er hat mehrere, theils von wüthenden Wölfen, theils von Hunden gebissene Personen nach einer ihm eigenthümlichen Methode behandelt, und sie glücklich vor dem Ausbruche der Wuth geschützt. Das Wesentliche dieser Vorbeugungsmethode besteht in Folgendem: Sobald eine Person von einem wüthenden Thiere gebissen wurde, muß man sobald als möglich die Wunde mittelst eines Glüh eisens äßen. Diese Kauterisation darf sich aber nicht bloß auf die wunde Stelle, sondern im Umfange eines Zolles auf die umliegenden Theile erstrecken. Die Wunde wird alsdann mit trockener Charpie verbunden, bis Eiterung eintritt. Durch 6 Wochen gibt er seinen Gebissenen die Abkochung von *Genista tinctoria*, die im südlichen Frankreich sehr häufig wächst, und im Mai gesammelt, das ganze Jahr aufbewahrt werden kann. Sollten sich durch die vernachlässigte Anwendung dieser Mittel die sogenannten „*Lyssa*“ (mit gelber Flüssigkeit gefüllte Bläschen unter der Zunge) zeigen, so muß man sie öffnen, und mit rothglühenden Nadeln brennen. Diese Methode ist nicht neu. Eine Kosackensamilie in der Ukraine (zu *Bijahva*) wendete schon die *Genista* und das Dessnen der *Lissa* an, und Dr. *Marochetti*, Arzt bei der großen Admiralität zu St. Petersburg, lernte dieser Familie dieß Geheimniß ab, und schrieb im Jahre 1825 an den berühmten *Dupuytren*, um der Pariser medicinischen Akademie diese Mittheilung zu machen. Dr. Chabanon sagt, daß er der erste gewesen, der in Frankreich diese russische Methode (nur daß er statt der Blasenspflaster Glüh eisens anwende) eingeführt, und hierdurch mehrere vor dem traurigsten Schicksale geschützt habe.

— r —

*) Il Galateo del Istruttore. — Sull'istruzione Conveniente delle diverse classi di persone. — Sullo stato fisico, intellettuale, e morale e sulla istruzione ed i diritti dei sordi-muti.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. G. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. G. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschildt wird.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N^o 83.]

Montag, den 16. October.

[1837.]

Inhalt. Die Civilisation und ihr Einfluß auf das allgemeine physische Wohl. — Das Spital für Seeleute zu London. — Allgemeines Gesundheits-Bulletin. — Miscellen.

Die Civilisation und ihr Einfluß auf das allgemeine physische Wohl.

(Von Dr. Weiglein in Grätz.)

(Beschluss.)

Vergleichen wir das letzte Jahrhundert vom Jahre 1730 bis 1830 auch nur mit den zwei vorhergehenden in Bezug auf Menge und Bösartigkeit der Seuchen, so fällt die Parallele sehr zu seinem Vortheile aus.

Wir finden im 16. Jahrhundert außer den verheerenden und gleichsam stationirenden Pestepidemien durch ganz Europa noch überdieß das Schweißfieber in England, den Weichselzopf nicht bloß in Pohlen und Rußland, sondern auch in der Schweiz und im Elsaß einheimisch; zahlreiche Seuchen der Kriebelkrankheit und der Blattern; überdieß das ungarische Fieber, die Kolik von Poitou, die brandige Halsentzündung und die englische Krankheit zum ersten Male auftreten.

Im nächsten Jahrhundert waren die Pestseuchen seltener über ganz Europa verbreitet, und schienen sich in andere mildere Krankheitsformen aufzulösen. Wir treffen hier das Petechienfieber, häufige Epidemien von Blattern und Grippe, und zum ersten Male das gelbe Fieber in Spanien.

Vom Jahre 1730 bis 1830 wurde die Pest auf den Orient beschränkt, und erlosch allmählig in dem übrigen Europa. Den Verheerungen der Pesten wurde durch den unsterblichen Jenner ein Ziel gesetzt, und selbst der häufige Typhus, Scharlach, häutige Bräune, die periodische Grippe können mit der Bösartigkeit der früheren Pest keinen Vergleich aushalten. Sogar die Brechruhr, die gegen das Ende dieser Epoche in Europa erscheint, war in Bezug auf das Verhältniß der Erkrankten und Gestor-

benen ungleich milder. So raffte die Pest z. B. im Jahre 1576 in Venedig allein 70000 Menschen dahin, und ihre Verheerungen in Italien waren so furchtbar, daß Sismondi davon sogar die Verödung der Westküste herleitet. In Würtemberg sank die Bevölkerung vom Jahre 1634 bis 1641 durch Krankheiten von 312000 auf 48000. In Leyden starben im Jahre 1635 an der Pest 20000, in Wien im Jahre 1679 nach der geringsten Angabe 16921. Die verheerendste Epidemie unserer Zeit befällt dagegen, Neapel und Sicilien ausgenommen, im Durchschnitte den 30. Theil der Bevölkerung, wenn man nur die ausgebildete Form der Cholera in Anschlag bringt, und raffte ungefähr die Hälfte, oder im schlimmsten Falle $\frac{2}{3}$ der Befallenen dahin. Zählt man auch alle leichteren Fälle von Cholera hierher, so ist zwar das Verhältniß der Erkrankten sehr groß, aber jenes der Gestorbenen noch günstiger.

Selbst in den Jahren, in denen sie oder andere Epidemien wüthen, nimmt die Population eines Landes selten ab, während rohe Völkerstämme durch Seuchen halb aussterben, oder nie ihre vorige Kraft erlangen. Wirft man einen Blick auf die interessante Charte von Schnur er über die geographische Verbreitung der Krankheiten, so findet man unter denselben Breitengraden mehr einheimische Krankheiten (Endemien) bei rohen, als bei civilisiten Völkern. Ueberhaupt liefert die Geschichte der Seuchen unwiderlegbare Beweise, daß ansteckende Krankheiten besonders bei jenen weit verheerender sind. So wurde Grönland durch die Blattern beinahe entvölkert, eben so Kamtschatka und das Land der Indianer am Hudson. Dieß ist nicht bloße Wirkung des Clima's; denn ähnlich waren ihre Verheerungen am Kap und in Korocass.

Fasst man die Wirkungen der Civilisation auf das physische Wohl zusammen, so reduciren sie sich auf folgende:

Sie erhöht die Krankheitsanlage, schwächt die Rückwirkung des Organismus, und steigert seine Empfänglichkeit für äußere Schädlichkeiten; sie gibt dem Nervensystem eine höhere Bedeutung und vorwaltenden Einfluß im gesunden und kranken Zustande. Wenn sie jedoch die inneren Krankheitsmomente vermehrt, so vermindert sie dagegen die äußeren, besonders jene, die am gefährlichsten und am weitesten verbreitet sind. Sie hat das Geheimniß erfunden, einer schwächeren Lebenskraft längere Dauer zu leihen; durch sie sind die Krankheiten zwar verwickelter geworden, wie alle Verhältnisse, aber seltener; sie sind häufiger langsam als schnell verlaufend, mehr sporadisch als epidemisch, werden öfter und zuverlässiger verhütet und geheilt. Sollte es demnach zweifelhaft seyn, ob sie dem physischen Wohle mehr Segen als Unheil brachte? Ich meine hier die Civilisation, wie sie in der Wirklichkeit erscheint, wie sie

keineswegs frei von Gebrechen, oft mißverstanden und auf Abwegen gesucht, sich nur allmählig Bahn bricht durch tausend Verirrungen. Ihre Mängel sind die der Entwicklung; so wie der Organismus auf jeder Stufe seine eigenthümlichen Krankheiten hat, so auch die Civilisation in ihren verschiedenen Stadien. Ihren unbedingten Lobrednern schwebt dagegen jenes Ideal vor, das unsere Zeit noch nicht erreichte. Je mehr sie sich diesem nähert, desto tiefer werden ihre Mängel in den Hintergrund treten, desto harmonischer die geistige und physische Bereclung des Menschen seyn.

Das Spital für Seelente zu London.

(Nach der Revue Britannique.)

Das Spital für Seelente in London ist kein auf dem festen Lande errichtetes Gebäude; es schwimmt vielmehr auf den Wellen der Themse; es ist kein Etablissement früherer Zeit — denn es besteht erst seit 15 Jahren. — Nicht die Regierung hat es auf Staatskosten gegründet — sondern es ist eine Stiftung, die von Privatpersonen geschaffen, begründet, unterstützt, und durch großmüthige Geschenke und willkürliche Beiträge bis zu seinem jetzigen Umfange gediehen ist.

Eine Gesellschaft Menschenfreunde, aus Bürgern aller Classen bestehend, hatte in einer Versammlung, die sie am 8. März 1821 in der Laverne der Londoner City gehalten, die große und schöne Idee gehabt, für den kranken Seemann väterlich zu sorgen, für welchen der Krieg und der Handel bis jetzt weder Hilfe noch ein Asyl zu bereiten bedacht waren.

Der kranke Matrose ist nicht wie alle anderen Menschen krank. Für ihn taugen keinesfalls die Spitäler, welche für Unglückliche von jeder anderen Profession bestimmt sind. Denn reicht man ihm dieselbe Hilfe als Anderen, so verkennt man ganz seine Natur und deren Bedürfnisse; anstatt ihm Trost zu gewähren, bringt man ihn zur Verzweiflung — statt ihn zu heilen, bringt man ihn um. Nur Diejenigen, welche einen großen Theil ihres Lebens unter Seelenten zugebracht haben, können den wahren Charakter derselben richtig schätzen und einsehen, wie sie von frühester Jugend in den Seedienst getreten, nach und nach allen Gewohnheiten der Bewohner des festen Landes sich entfremden. Ihr erster und wesentlicher Fehler und die Hauptquelle ihres Unglücks ist durchgängiges Unbekümmertseyn um die Zukunft. Sie wissen nicht, was das heißt: „auf Morgen denken.“ Sie scheinen an das wirkliche Daseyn des Elendes nur dann erst zu denken, wo es kein Mittel mehr gibt, sich demselben zu entziehen, und wenn sie dessen Opfer zu werden bedroht sind, werden sie leicht mutlos, und erliegen daher desto leichter. Will man mit ihnen von Spitälern, Versorgungs-

Häusern oder von irgend einer anderen wohltätigen Anstalt reden, die mit dem Seeleben in keiner näheren Beziehung stehen, so gränzt ihr Widerwille, sich in dergleichen Häuser zu begeben, fast an Unglaubliche, und er wird nur dann erst überwunden, wenn schon vollkommene Erschöpfung eingetreten. Bevor der Matrose sich entschließt, in ein auf dem festen Lande gelegenes Spital zu gehen, verkauft er lieber seine Kleider, um sich auf irgend eine Art Hilfe zu schaffen, und Diejenigen, welche die starren Vorurtheile der Seeleute in dieser Beziehung kennen, wissen recht gut, daß sie viel lieber mit Todesgefahr am Bord ihres Schiffes bleiben, als mit der Aussicht baldiger Genesung in ein Spital zu gehen.

Eine Menge solcher kranken Matrosen füllte daher sonst die in der Nähe des Londoner Hafens gelegenen Stadttheile, und die große Zahl derselben war weder der Regierung, noch dem Comité der Londoner Laverne bekannt. Der Eifer dieser edlen Menschenfreunde eröffnete daher eine Subscriptions-Liste, an deren Spitze der Grundsatz stand: „Der kranke Seemann läßt sich nur zur See behandeln und heilen, und man muß ihm daher sein Spital auf dem Meere erbauen.“ Dieß war der leitende Hauptgedanke der Gesellschaft. Die Doctoren der Facultät hätten bei der Wahl des Ortes zu einem solchen Spital leicht Einwürfe auffinden können. Die Erfahrung hat aber die Wahl gerechtfertigt. Abgetackelte Schiffe fehlen in England nirgends. Der „Crampus“ mit 50 Kanonen wurde zuerst zu diesem menschenfreundlichen Werke bestimmt, und die ersten Versuche fielen so günstig aus, daß man sogleich ein größeres Schiff zu Hilfe nahm. Das Spital wurde auf das „Dreadnought“ (einem der Schiffe Nelson's bei Trafalgar) übertragen, und so wurde die alte und schreckliche Maschine, die einst Tod und Zerstörung drohte, in ein Mittel der Barmherzigkeit, in ein philanthropisches Monument verwandelt. Dieses Schiff, dessen Anblick nun jedem Menschenfreunde hohes Interesse gewährt, ist auf der Themse durch Taue befestigt, und zwar auf der Höhe von Greenwich, welches den passendsten Mittelpunkt bildet, und am wenigsten von jener Masse von Schiffen entfernt liegt, die die verschiedenen Bassins des Hafens einschließen, und auf der Oberfläche der Themse verbreitet sind. Hier ist also eine Anstalt, wo kranke oder verwundete und aus allen Weltgegenden kommende Matrosen Trost und Heilung finden. Jeder Seemann wird hier ohne Unterschied der Nation wie der Bruder einer Familie aufgenommen, deren Vaterland das Meer ist. Die Einrichtung dieses Spitals ist ganz so, wie die der Landspitäler. Man findet daselbst einen Oberaufseher, einen Chirurg, Apotheker, einen Geistlichen u. s. w. Jeder kranke Matrose hat Anspruch auf alsogleiche Aufnahme, und kann ohne alle Empfehlungsschreiben sicher seyn, eine sehr gute daselbst zu finden. Diese leichte Aufnahme hat sehr große Vortheile, indem die Ma-

trosen die gewissen ämtlichen Formalitäten nicht kennen, und sich daher durch viele Aufnahmeförmlichkeiten vom Eintritt ins Spital zurückschrecken ließen. Der wesentliche Zweck ist hier zu helfen — und die Hilfe hängt gar oft von der Schnelligkeit der Mittel ab. Zu Folge der in englischen Landspitälern bestehenden Einrichtung können die Kranken nicht länger daselbst verweilen, als sie zur Heilung unumgänglich bedürfen, weil sie während der Reconvalleszenz bei Freunden und Bekannten ihre vollkommene Genesung erreichen können; der Matrose aber, besonders der aus weiter Ferne herbeigekommene Ausländer hat nach überstandener schwerer Krankheit weder Herd noch Ort, wo er seine erschöpften Kräfte nachholen, und seine matten Glieder ausruhen soll, und so wäre er gezwungen, Tag und Nacht auf der Straße herumzuirren. Daher steht ihm das Spital bis zur vollkommensten Wiedergenesung offen, und die Reconvallescenten können daher nicht nur bis zur gänzlichen Herstellung ihrer Kräfte daselbst verweilen, sondern auch durch die Verwendung der Comité-Mitglieder bei ihrem Austritt wieder einen Dienst finden.

Die an der englischen Küste so häufigen Schiffbrüche setzen die armen Matrosen großen Mühseligkeiten aus, und oft ist alle ärztliche Hilfe umsonst, weil die Leidenden nur durch die Rückkunft in ihr Vaterland ihre wahre Heilung finden können. Unter solchen Umständen sorgt die Anstalt auch für Alles, was zu dieser Rückreise erfordert wird.

Zum Lobe unseres Jahrhunderts sei es gesagt, daß das Fortbestehen dieser Einrichtung durch das Zusammenwirken vieler großmüthiger Menschenfreunde sowohl in England als in anderen, selbst außereuropäischen, Staaten so viel als gesichert ist. Auch mehrere Souveraine haben Beiträge unterzeichnet.

Allgemeines Gesundheits-Bulletin.

Nachrichten aus Berlin vom 18. September zu Folge bemerkt man trotz der daselbst herrschenden Cholera kaum eine Abnahme in dem Fremdenbesuche. Ueberhaupt fanden hier keine jener Scenen Statt, wie man sie in den südlichen Theilen Europa's, besonders in Marseille erlebte, wo die Bevölkerung haufenweise auswanderte, und auf das Wohl der Zurückbleibenden gar keine Rücksicht nahmen. Indessen ging es der Stadt Berlin mit den falschen Gerüchten, die man von der Verwirrung, die daselbst die Cholera hervorgebracht hatte, böswillig verbreitete, nicht besser als anderen Städten, und diese erdichteten Sagen entsprangen meistens aus der Sucht, Neues mitzutheilen.

In Marseille starben am 15. September 6 Personen an der Cholera. — Der Minister des Handels hat dem Präfect des Departement Bouches-du-Rhone die Summe von 40,000 Franks zur Disposition gestellt, um die im Departement von der Cholera ergriffenen Gemeinden zu unterstützen. Von dieser Summe sind 12,000 für die Stadt Marseille bestimmt. Da die Krankheit trotz der so grellen Abwechslung der Temperatur und der Abkühlung der Atmosphäre in so günstiger

Abnahme begriffen ist, so sieht man einem gänzlichen Aufhören derselben hoffnungsvoll entgegen. Die Stadt bekommt wieder ihre frühere Lebhaftigkeit, welche seit der durch die Geißel einige Zeit bedeutend abgenommen hatte. Die Emigranten kehren wieder nach und nach zurück, — das beste Zeichen, daß der Gesundheitszustand sich gebessert hat.

Aus Perpignan vom 12. September schreibt man: Es ist nunmehr gewiß, daß die Krankheit, welche in Cadaqués (in Catalonien) ausgebrochen ist, weder das gelbe Fieber, noch die Pest, sondern ganz einfach die Cholera ist. Der Präfect der Ost-Pyrenäen hat dießfalls officiële Nachrichten von der Junta jenes Ortes erhalten, und Erkundigungen, die er auf nicht minder zuverlässigem Wege eingeholt, bestätigen diese Angabe. Auch die Journale aus Catalonien sprechen wohl von dem Ausbruche der Cholera, aber von keiner anderen neu ausgebrochenen Krankheit. — In Manosque wüthet die Krankheit sehr heftig, und die meisten Einwohner flüchten sich. Auch mehrere Aerzte sind von der Cholera ergriffen worden. Einer derselben hat den Versuch gemacht, große Kohlenfeuer auf den Gassen auszustellen, indem er glaubte, hierdurch eine Gasart zu entwickeln, welche einige Aerzte als Schutzmittel rühmten.

(Constantinopel, 15. September.) Wir sind hier von einer unerträglichen Hitze, die seit mehr als vier Wochen herrscht, fast erdrückt. Doch äußert sie, wie es scheint, einen wohlthätigen Einfluß auf den hiesigen Gesundheitszustand, da seitdem die Pest auffallend schnell abnimmt, so daß jetzt nur noch einzelne Pestfälle vorkommen. Dagegen scheint eine andere, eben so fürchterliche Plage uns zu bedrohen, die Cholera; man spricht von 6 bis 8 Opfern, die in der Stadt diesem zweiten asiatischen Ungeheuer bereits gefallen sind. Viele wollen die merkwürdig rothe Beleuchtung, in der sich uns Sonne und Mond seit einigen Tagen zeigt, damit in Verbindung setzen.

Am 16. September sind zu Marseille nur noch 4 Personen an der Cholera gestorben, am 17. waren 5 Todte.

Man schreibt aus Arles den 15. September: Seit 40 Tagen ungefähr herrscht die Cholera in dieser Stadt. Häufige Diarrhoe, Erbrechen, Bauchgrimmen und ein gewisses Gefühl von Angst in der Herzgrube sind die Symptome, die sich jetzt bei Erwachsenen einstellen; aber nur bei einem sehr kleinen Theile der Ergriffenen erreicht die Krankheit einen Grad, daß sie Besorgniß erregen könnte. Kindern unter 3 Jahren ist sie jedoch gefährlicher, und ihre Sterblichkeit verhält sich zu der der Erwachsenen wie 3 zu 1. Im Ganzen genommen hat unser jetziger Gesundheitszustand eine große Neigung, bei dem leisesten Diätfehler in die Cholera auszubrechen. In Barbantane wüthet diese Krankheit sehr heftig.

(Paris, 27. September.) Man versichert, der Seeminister hat heute mehrere telegraphische Depeschen von dem See-Präfecten von Toulon mit der Meldung erhalten, daß die Cholera nicht nur in der Stadt, sondern auch auf der Rhede von Toulon am Bord der Schiffe ausgebrochen sei. Der See-Präfect schreibt das Eindringen der Krankheit in Toulon, das bisher verschont geblieben war, der Ankunft des zweiten Regiments von Marseille zu.

(Marseille.) Nachrichten aus Marseille vom 24. September zu Folge, ist die Cholera in dieser Stadt so viel als erloschen. Die außerordentlichen Hilfsan-

stalten sind geschlossen, und die dasige Behörde ertheilt den Reisenden schon reine Gesundheitspässe. — Bei einer Vergleichung des jetzigen dritten Ausbruches der Cholera mit den früheren, will man bemerkt haben, daß die Furcht vor dieser Seuche zugenommen, während die Nächstenliebe und die edelmüthige Gesinnung, an sich selbst zuletzt zu denken, abgenommen habe. Zwar sollen es Aerzte, und Behörden jetzt eben so wenig wie früher, an Amts- und Berufseifer nicht fehlen lassen, aber die milden Beiträge stellten sich weit sparsamer als früher ein. — Als ein Zeichen der Zeit ist es zu betrachten, daß mehrere Nichtärzte dießmal öffentlich und ungeschämt mit ihren Mitteln in Marseille austraten, und daß die angebliebenen Helfer auf jedesmaliges Begehren, ihre Mittel anzugeben, die Antwort bereit hielten: Das ist Geheimniß (C'est mon secret!). Ja, es wagte Mancher dieser Aelterärzte, seine Hilfe nur unter der Bedingung anzubieten, Männer vom Fache ganz auszuschließen, was nicht selten und um so leichter gelang, als die Aerzte selbst das Cholera-Räthsel immer schwerer zu lösen finden. Interessant ist die Bemerkung eines Correspondenten der allgemeinen Zeitung, daß die Sperlinge, die mit so vielen Flüchtlingen die Stadt Marseille verlassen hatten, seit dem Aufhören dieser Krankheit wieder die zahlreichen Baumgänge dieser Stadt bevölkern *).

Miscellen.

(Liverpool.) Bei der gegenwärtigen Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Liverpool war am 12. September bei Lord Major große Soirée. Die herrlichen Räume des Stadthauses waren für eine „Conversation“ eröffnet. Drei tausend Personen, Herren und Damen, unterhielten sich auf's Gelehrteste! — Gegen 9 Uhr wurden die Büffet-Zimmer zugänglich; es war reichlich für Erfrischungen gesorgt; die Schaar der Philosophen legte die stoische Enthaltensamkeit ab, und stellte eine solche Zerstörung an unter den Süßigkeiten, daß man versucht war, an Leonat's Spruch (in Shakespeare's „Viel Lärmen um Nichts“) zu denken. —

„Ich will seyn Fleisch und Blut;
Denn noch nie hat ein Philosoph gelebt,
Der Zahnweh mit Geduld ertragen konnte,
Obwohl sie in der Götter Styl geschrieben,
Und mit Verachtung seh'n auf Schmerz und Unglück.“

Das hydrostatische Bett.

Es ist bekannt, daß die Stütze, welche das Wasser einem schwimmenden Körper bietet, so gleichförmig vertheilt ist, daß jeder kleinste Theil der schwimmenden unteren Fläche gleichsam seine eigene ihn tragende Wassersäule hat, und daß kein Theil die Last seines Nachbartheiles trägt. Aus dieser hydrostatischen Thatsache machte Herr Dr. Arnott die Folgerung, daß, wenn eine Person auf die Oberfläche eines Bades gelegt würde, auf welchem eine breite Decke aus wasserdichter, indischer Leinwand früher ausgebreitet worden, ein so gleichförmiger Druck auf den ganzen Körper hierbei Statt fände, daß kein Theil desselben mehr leiden könnte, als der andere, und daß es folglich für bettlägerige Perso-

*) Eine ähnliche Bemerkung hat Herr Dr. v. Rincolini bei den Schwalben des Brünner Spielberges im Jahre 1832 gemacht.

nen, die oft von einem ungleichförmigen Druck des Bettes große Qualen auszustehen haben (besonders wenn ihre schwache, körperliche Constitution zum Entstehen des sogenannten Aufstiegs (decubitus) sich leicht hinneigt), eine große Erleichterung und Wohlthat wäre, sie auf eine solche Wasserfläche zu legen. Nach diesem Gedanken verfertigte Dr. Arnott solche eigene, von ihm „hydrostatische“ genannte Betten, und die Resultate bestätigten die Richtigkeit dieser Schlussfolge. So z. B. mußte eine Frau wegen einer Reihe mehrerer Krankheiten, die sie ununterbrochen zu bestehen hatte, so lange in einer und derselben Lage bleiben, daß der Brand hinzukam, und eine immer neu hinzutretende Entzündung böse Geschwüre bildete. Sie wurde mit der zärtlichsten Sorgfalt gepflegt, und Alles angewendet, um diese martervolle Lage auf einer und derselben Bettstelle in Etwas zu mildern. Aber Alles war umsonst, ihr Uebel nahm zu, die Geschwüre vermehrten sich, und ihr Leben war in der sichtbarsten Gefahr. Kaum aber legte man sie auf das hydrostatische Bett, als sie sich augenblicklich erleichtert fühlte; ein sanfter Schlaf erquickte sie, die folgenden Nächte waren immer ruhiger, und bald besserte sich das Aussehen aller wunden Stellen. Die Heilung machte täglich größere Fortschritte, und endlich genas sie.

Denkt man sich ein gewöhnliches Bett, auf welchem von gleicher Größe ein fußtiefes, mit Zink oder Blei ausgekleidetes Gefäß liegt, das mit Wasser bis auf die Tiefe von beiläufig 6 Zoll gefüllt ist, über welchen eine Decke von wasserdichtem Stoffe gebreitet wird, und worauf wieder eine passende Matraze liegt, die die Kopfkissen und die Bettdecke enthält, — so hat man einen beiläufigen Begriff von diesem hydrostatischen Bette, das sich von einem gewöhnlichen dadurch nur unterscheidet, daß man sich statt der hölzernen Sparren, worauf die Matraze gewöhnlich liegt, des Wassers bedient, wobei man nur die Vorsicht gebrauchen muß, daß dieses nicht durch das Tuch, das es unmittelbar bedeckt, durchdringe.

Die Manie des Selbstmordes, sagt die „Charte,“ scheint sich in Paris der Träger und der Krämer der Halle bemächtigt zu haben. Innerhalb der letzten Woche haben nicht weniger als 6 Weiber und 1 Mann sich das Leben genommen. Zu Folge der gepflogenen Untersuchung scheint es, daß Eifersucht die einzige Ursache aller dieser Katastrophen ist.

In Brescia fand am 18. August eine Prüfung der daselbst am 4. Juni d. J. errichteten Kleinkinderbewahranstalt Statt. Schon besuchten dieselbe 140 Kinder, und am 12. September ward eine musikalische Akademie zu deren Besten gegeben.

Der „Droit“ sagt: Die Zunahme der Verbrechen in Paris ist innerhalb der letzten 12 Monate so groß gewesen, daß nebst der gewöhnlichen noch außerordentliche Sitzungen der Assisen Gerichte nöthig sind.

— 12 —

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. G. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. G. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird.



der

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N^o 84.]

Donnerstag, den 19. October.

[1837.]

Inhalt. Pinel, über Irrenanstalten und die moralische Behandlung der Irren. — Aus dem Tagebuch eines Arztes. — Die letzten Tage Wilhelm des IV., Königs von England. — Allgemeines Gesundheits-Bulletin.

Sc. Pinel: Ueber Irrenanstalten und die moralische Behandlung der Irren.

Trotz der allgemeinen Theilnahme unserer Zeit am traurigen Geschick der Irren, läßt die Verbesserung desselben noch Manches zu wünschen übrig. Und doch war die Rücksicht auf das Loos dieser Unglücklichen niemals nothwendiger als eben jetzt, wo eine übelverstandene Scheincultur, frühe Anstrengung geistiger Kräfte, frühzeitig geweckte Leidenschaften jeder Art, verkehrte Erziehung, übertriebene Ansprüche, Ebbe und Fluth der Glücksstände, Steigerung erkünstelter Bedürfnisse und das allgemeine Gedränge hungriger Concurrenten — eben so viele als reichhaltige Quellen von Gemüthsleiden und Geisteszerrüttungen abgeben. Was nützt es, daß man bessere Einsichten in die Natur des Wahnsinnes, in die psychologischen Tiefen des irren Geistes theoretisch zu erlangen strebt, wenn man sie nicht auch praktisch in Ausübung brachte. Man hat freilich in großen Städten angefangen, auf Irrenanstalten ein weit aufmerksameres Auge zu richten, als sonst geschehen — aber in den Provinzialanstalten dieser Art gibt es noch der Mißbräuche in Fülle. So hat Esquiroi bei der französischen Regierung energische Schritte zu wiederholten Malen gethan, um der unbegreiflichen Verwahrlosung der Irren in vielen Anstalten abzuhelpen — aber die einzige Folge seiner beredsamen Vorstellungen war bloß, daß ein ministerielles Rundschreiben den Vorstehern den Gebrauch der Ketten und der Kerkerartigen Caphors verbot; in allem Uebrigen blieb es, wie aus einem Berichte des Herrn Ferrus hervorgeht, beim alten Schlendrian. Und so kommt es, daß Schläge, hölzerne Käfige und Ketten in derlei Anstalten nichts Seltenes sind. Scipion

Pinel, ein Sohn des um die Lehre von Geisteskrankheiten und um die bessere Einrichtung der Irrenhäuser in Paris hochverdienten Schriftstellers, unternahm es daher in neuester Zeit, in einer trefflichen Schrift *) die Aufmerksamkeit der Regierungen und menschenfreundlichen Aerzte auf diesen wichtigen Zweig der Heilkunde zu richten, weil er tief eingreift in das Leben der Gesellschaft, in das Wohl der Familien und des Staates. In einem umfassenden Handbuch bemühte er sich, seine auf zahlreiche Erfahrungen gegründeten Ansichten über innere und äußere Einrichtung der Irrenhäuser auszusprechen, und durch eine ungeschminkte öffentliche Darlegung der Thatsachen zur Abstellung von Mißbräuchen in der Pflege und Behandlung der Geisteskranken mittelbar aufzufordern. Er führt dem vorurtheilslosen Leser einen Plan zu einer Musteranstalt vor, wornach man in allen Ländern öffentliche und Privat-Irrenanstalten auf möglichst ökonomische Weise begründen könne. Wir sagen: „auf möglichst ökonomische Weise,“ weil der Luxus (wie Pinel trefflich bemerkt) für solche Schmerzenshäuser sich nicht ziemt. „Alles,“ sagt er, „muß darin gut, aber ernst seyn; ihr wahrer Luxus ist Reinlichkeit, Ordnung, gesunde Lage der Gebäude, eine in allen ihren Zweigen harmonische Verwaltung, milde und umsichtige Pflege, und vor Allem die glückliche Wahl des ihr vorstehenden Arztes.“ — Der Raum und die Tendenz dieser Blätter erlauben uns nicht, einen Auszug aus dem vielen Trefflichen zu geben, welches der Verfasser über Baustelle, Lage, Eintheilung der Irren und des Gebäudes, über Personal-Verwaltung u. dgl. sagt. Wir beschränken uns daher auf die Mittheilung einiger die physische und moralische Behandlung der Irren betreffenden Ansichten Pinel's, die, wie wir hoffen, auch für den nicht-ärztlichen Leser von hohem Interesse sind.

Nach Pinel ist der Oberarzt des Irrenhauses die Seele des Ganzen. Dem Geisteskranken kann die Ueberzeugung eines allmächtigen Oberhauptes, das ihr ganzes Schicksal in Händen hat, nicht genug eingeprägt werden. Dafür aber muß auch der Arzt durch die gewissenhafteste Erfüllung aller seiner Pflichten — die oft zu den schwersten gehören — zu entsprechen suchen, und fern von allen weltlichen Eitelkeiten, nur für das Wohl der Geisteskranken leben. Er muß philosophischer Arzt im weitesten Sinne des Wortes seyn, die Welt und die Menschen kennen, die menschlichen Schwächen müssen sein Studium seyn — kurz er muß Genie zu seinem Berufe haben. — Der erste und wesentlichste Punct bei Behandlung geisteskranker Menschen ist die körperliche und geistige Lebensordnung. Die Zeiten sind

*) *Traité complete du régime sanitaire des aliénés, ou Manuel des établissements, qui leur sont consacrés, par Sc. Pinel avec des Planches explicatives. Paris 1836. G. Zeitschrift für d. gef. Medicin. Band 6., Heft 1.*

Gottlob! vorüber, wo man Irresinnige als eine Plage betrachtete, von der die Gesellschaft, es sei auf welche Art es wolle — durch Entfernung nach entlegenen und einsamen Orten, oder durch Einkerkung — sich befreien müsse und dürfe. War dieses Absperren von allem menschlichen Umgange, wie man sie bei diesen Unglücklichen ehemals anwendete, nicht viel grausamer, als der öffentliche Hohn und die rohe Neugier des abergläubigen Pöbels, denen man sie durch dieses Exil entzog? Leider ist noch Vieles aus jenen rohen Zeiten — trotz der Bemühungen eines Vincent de Paul, Tenon, La Rochefoucauld und anderer Menschenfreunde — bei der Einrichtung der jetzigen Irrenhäuser in Frankreich beibehalten worden, und in mancher Provinzial-Anstalt dieses genannten Landes bedient man sich noch der Fuß-, der Hand- und Halsseisen. — Pinel hält es für eine der ersten Pflichten des Irrenarztes, sich der Küche anzunehmen, und auf die kleinsten Details in Betreff der Speisen und ihrer Zubereitung einzugehen. Viele, besonders Tobüchtige und Blödsinnige, haben eine unglaubliche, bis zur Gefräßigkeit sich steigende Eglust; daher eine gesunde und reichliche Nahrung bei ihnen noththut; während es bei Melancholischen oft Zwang und Künste erfordert, ihnen etwas Nahrung beizubringen.

Als im Jahre IV der Republik der bekannte Mangel an Lebensmitteln eintrat, und auch den Irren ihre Portionen bedeutend verkürzt wurden, zeigten sich viele Rückfälle unter Reconvaleszenten und eine ungewöhnliche Sterblichkeit *). — Als ein zweites wichtiges Heilmittel, dessen wohlthätige Wirkung auf Geisteskranke sich täglich mehr bestätigt, führt Pinel die Handarbeiten, überhaupt Beschäftigung an. Nicht allein für die in der Genesung Begriffenen gilt das Gesetz der Beschäftigung, besonders mit Handarbeiten — daher Desportes die Meierei St. Anne mit dem Irrenhause Bicêtre zur Aufnahme der Reconvaleszenten verband — sondern auch für Alle, selbst die eraltirtesten, unheilbaren Irren. Ja selbst die Wüthenden und Rasenden können, nach den neuesten Erfahrungen, zu Arbeiten angehalten werden. Sie wüthen und toben bei der Arbeit, aber sie arbeiten trotz dem mit dem größten Eifer. Daher will Pinel, daß forthin keine Irrenanstalt bestehen sollte, ohne Meierei oder weites Gehäge zu Arbeiten. Für die Männer sind Feldarbeiten jeder Art, für die Frauen, in so fern sie

*) In England ist die Diät in den Irrenanstalten fast überall dieselbe; 3 Tage in der Woche erhalten die Irren fette und 4 Tage magere Kost. Ihr Getränk ist Bier. In der Salpetrière zu Paris bekommen die Geisteskranken täglich Wein — außer die, denen der Arzt Milch verordnet — dadurch ist der Scorbut, der sonst in der Anstalt so allgemein war, fast ganz verschwunden. Für die Krankensäle ist jedoch ein besonderes Regimen eingeführt.

mehr an leichtere und sitzende Lebensart gewohnt sind, Nähen, Waschen, Scheuern, Wassertragen und leichte Handarbeit zu empfehlen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Arztes.

(Fortsetzung.)

XXVIII.

„Man lebt nur einmal,“ ruft die Lieberlichkeit, indem sie sich in den Häusern der Freude herumtummelt. „Man lebt nur einmal,“ seufzt dann später der erschöpfte Weltling, und bietet Gold um verlorne Gesundheit. So haben Leichtsinn und Verzweiflung einen Wahlspruch, so dienen beide unter einem Panier.

XXIX.

Willst du wissen, ob du schon Wahrheit zu ertragen gelernt hast? Zähle ruhig deine grauen Haare, deine Runzeln, deine zurückgelegten Jahre. Du bist verstimmt — fliehst den Spiegel — willst Alles, nur nicht alt seyn — ich begreife deine Selbsttäuschung, aber für die Wahrheit bist du noch nicht reif!

XXX.

Das Sprichwort: „Die Kunst geht nach Brot,“ war ehemals wahr; jetzt läuft sie nach Brot.

XXXI.

Arbeit ohne Ruhe ist bei Weitem nicht so gefährlich, als Ruhe ohne Arbeit.

XXXII.

Herz und Gehirn haben Kammern. Warum? Um das Heiligste zu bewahren — Geist und Gemüth.

XXXIII.

Ich kenne Menschen, deren Geist eine sitzende Lebensart geführt, und dadurch an geistigen Anschoppungen krank geworden.

XXXIV.

Die meisten Recensenten leiden an der Bleichsucht. Man sagt, daß auch Aerzte nicht frei von dieser Krankheit seyn sollen. Wer kennt nicht die edle Menschenliebe und das Bestreben, die größten Leistungen seiner Collegen zu verbleichen?

XXXV.

Wenn das Haupt einer zahlreichen Familie erkrankt, sind schon die Folgen unberechenbar, und die Lage des Arztes kritisch; wenn ein großer Monarch erkrankt — wer vermag die Folgen zu berechnen — wer die Lage seines Arztes zu begreifen?

(Wird fortgesetzt.)

Die letzten Tage Wilhelm des IV., Königs von England *).

Schon zu Anfang dieses Jahres hatte die unmittelbare Umgebung des Königs eine leichte Abnahme der Kräfte bei demselben wahrgenommen; — aber erst im Monat Mai fing der Zustand des Königs an, ernstliche Besorgnisse einzulösen. Als Sr. Majestät von einem am 17. d. M. gehaltenen Lender in das Schloß Windsor zurückkehrten, stellten sich unverkennbare Symptome von Schwäche und Athembeschwerden ein, in deren Folge Sie nur mühsam die Treppe hinaufstiegen, und, im Corridor angekommen, auf dem nächsten Sofa ausruhen mußten. Diese Brustbeklemmung hielt die ganze Nacht an; da sich aber der König des Morgens (Donnerstag den 18. Mai) besser und munterer befand, so begab er sich nach St. James, um eine auf diesen Tage bestimmte Galla, die letzte, bei welcher er erschien, abzuhalten. Er empfing diesmal die Aufwartenden sitzend. Diese Abweichung von seiner sonstigen Gewohnheit hätte jedoch nicht so sehr beunruhigt, wären nicht schon damals die unverkennbarsten Spuren von Krankheit in seiner ganzen Haltung sichtbar gewesen. Trotz dieser abgehaltenen Function kam der König doch nicht so schwach als den Abend vorher nach Windsor zurück, und eine leichte Besserung am nächsten Morgen belebte die Hoffnung und die Zuversicht der besorgten Umgebung. An diesem Tage wurden auf Befehl des Königs mehrere Officiere zur Feier des Jahrestages der Schlacht bei La Hogue zur Mittagstafel geladen. Der Monarch sprach viel über diese Affaire, zeigte die ganze Kraft seines Gedächtnisses, und seine Stimme war, mit Ausnahme weniger Anfälle von Brustbeklemmung, stark und klar, obwohl die Anwesenden wegen der Folgen dieser Anstrengung nicht ohne Besorgniß waren. Freitag den 20. Mai dauerten die Athmungsbeschwerden fort. Der Appetit zum Frühstück fehlte gänzlich, der Kranke sank mit einem Gefühl großer Mattigkeit in den Lehnstuhl zurück, und die Umgebung ermangelte nicht, in leisen Andeutungen ihre Besorgniß auszusprechen. Mittags stellte sich ein ähnlicher Anfall plötzlicher Schwäche ein, und die neben ihm sitzende Herzogin von Gloucester rief ihm die Sitze und Schläfe mit Eau de Cologne. Auf Zureden der Königin gab er seine Absicht auf, den nächsten Morgen in St. James bei der Wiedereröffnung der königlichen Capelle gegenwärtig zu seyn, und blieb also in Windsor. Um 11 Uhr Nachts ging der König unter offenbaren Symptomen von Unwohlseyn zu Bette, und blieb auch Tags darauf in seinem Privat-Appartement, das er während seiner ganzen Krankheit auch nicht mehr verließ. Da die Besorgniß stieg, so wurden die Aerzte Sir H. Hallford und Dr. Chambers gerufen; da aber Letzterer keine Anstellung im königlichen Haushalte hat, und man durch dessen Erscheinen den König nicht beunruhigen wollte, so wurde er bei Sr. Majestät als Arzt der Königin eingeführt, um über den Zustand der Letzteren zu berichten, die sich noch damals in der Wiedergenesung von einer langen und gefährlichen Krankheit befand. Dr. Chambers, der erst Tags darauf den König sprechen konnte, wurde sehr gnädig von demselben empfan-

* Der „London and Paris Observer“ berichtet über die letzten Tage des Königs von England einige nähere Umstände, die (wie der Herausgeber bemerkt) von der Königin Witwe einem hohen englischen Geistlichen mitgetheilt wurden. Wir entnehmen dem englischen Original dieses interessanten Berichtes einige auf die letzte Krankheit König Wilhelms Bezug habende Bemerkungen.

gen, und zugleich wegen dessen eigenen Gesundheitszustandes um Rath gefragt. Die fortschreitende Krankheit des Monarchen verursachte bei dessen Umgebung ein immerwährendes Schweben zwischen Furcht und Hoffnung. Am 22. Mai empfing er seine Minister, und sein Aussehen war nur geeignet, die von Diesen gehegten Besorgnisse zu vermehren. Am 27. fühlten sich Sr. Majestät stark genug, um Ministerrath zu halten, und den aufwartenden Cabinetministern und Stabsofficieren Audienz zu geben. Die Schwäche des Königs nahm indessen so zu, daß er nicht mehr gehen konnte, und daß Dr. Davies, dem er allein dieß Geschäft anvertrauen wollte, ihn in einem leichten Sessel in das Rathzimmer rollen mußte. Die Freunde und Umgebung waren geneigt, diese Kraftlosigkeit, die sich noch immer nicht als bestimmte Krankheitsform aussprach, für die Folge der anhaltenden heißen Witterung anzusehen, wie dieß schon in früheren Jahren bei Sr. Majestät beobachtet worden. Am 5. Juni Nachmittags stellte sich im Befinden des Königs eine auffallende ungünstige Veränderung ein. Von einem Wettrennen, bei dem die Königin auf Zureden des Königs gegenwärtig war, zurückgekehrt, fand sie ihren erlauchten Gemahl bedeutend verschlimmert. Auch die obgenannten zwei Aerzte fanden den König am 7. Juni bedeutend schwächer; einige stärkende Arzneien gaben ihm jedoch so viel Kraft, um etwas Nahrung nehmen zu können. Schon einige Zeit früher gaben sich die Leibärzte der Hoffnung hin, daß eine Luftveränderung von den wohlthätigsten Folgen für die Gesundheit des Königs seyn würde. Mehrere Umstände jedoch verhinderten bis jetzt, einen ähnlichen Vorschlag machen zu können. Endlich hatte Sir Herbert Taylor mit Zustimmung der Aerzte Sr. Majestät den Wunsch vorgelegt, auf einige Wochen nach Brighton zu gehen, wo nebst dem Vortheile einer milden Seeluft, noch andere Umstände zur Kräftigung des Kranken sich vereinigten. Der König gab seine volle Einwilligung, und hoffte hinreichende Kräfte zu dieser Reise zu haben. Es wurden daher alle Zubereitungen getroffen. Aber eine schlaflose Nacht und die darauf folgende Verschlimmerung am nächsten Morgen vereitelten diese Hoffnung. Zunehmende Athembeschwerden, Hindernisse im Blutumsaule, Kälte der Hände und Füße, und Anschwellen der Beine ließen die nahe Gefahr nur zu sehr befürchten. Die folgende Nacht (8. Juni) war ruhig, der Kranke fühlte sich am Morgen etwas besser, war jedoch sehr matt, und konnte kaum die ihm von Sir H. Taylor vorgelegten Papiere unterzeichnen. Sr. Majestät willigte an diesem Tage zum ersten Male ein, daß ein Gesundheitsbulletin ausgegeben werde, um, wo möglich, die Besorgnisse des Publikums zu beruhigen. Nachmittags stellte sich ein Husten mit sehr erleichterndem und häufigerem Auswurf ein. Die Besserung war so auffallend und entschieden, daß man hoffte, dieselbe werde nicht bloß vorübergehend seyn. Der Kranke sprach seine Dankbarkeit gegen die Vorsehung in öfteren frommen Gebeten aus, so wie überhaupt seine Geduld und Ergebung während der ganzen Krankheit die reinste religiöse Stimmung zeigten. Auch täuschte sich der König niemals über seine wahre Lage. Am Morgen des 16., nach einer ruhig zugebrachten Nacht, sagte er zur Königin: „Die Nacht war ruhig; komm, bete mit mir, und danke dem Allmächtigen dafür.“ Des Königs Rücksicht für seine religiösen Pflichten ließ ihn am 14. in den Vorschlag der Königin einwilligen, die heiligen Sacramente zu empfangen. Es wurde bestimmt, daß der Erzbischof von Canterbury nächsten Sonntag diese

Function verrichte, und schon Samstag in Windsor eintreffe. In den zwei Zwischentagen nahm die Krankheit einen sehr beunruhigenden Charakter an, der am Freitag die baldigste Auflösung befürchten ließ. Aber Samstag Früh fühlte sich der hohe Kranke in so weit leichter, daß er, obwohl mit Mühe, zwei öffentliche Documente unterschrieb, und mit Sir Taylor einige Geschäfte abmachte. Bei voller Besinnung bereitete er sich auf die ihn am Sonntag erwartende religiöse Pflicht vor. An diesem Tage (18. Juni) trat eine erhöhte Körperschwäche ein. Dessen ungeachtet unterschrieb er einige Documente, worunter ein Pardon für einen Verbrecher. Dies war das letzte Actenstück, das er noch unterzeichnete. Als nun Sir Taylor das Zimmer verließ, wollte die Königin diesen günstigen Moment zur Darreichung der Sacramente benützen. Die Aerzte meinten zwar, er möge noch ein wenig ausruhen, aber der König bat dringend, den Erzbischof kommen zu lassen. Um 11 Uhr reichte dieser Geistliche dem König den religiösen Trost, der mit aller Geistesruhe und Aufmerksamkeit denselben empfing, und sich geistig gestärkt fühlte, obwohl sein Körper sehr angegriffen war. Nach einer Stunde ließ er den Erzbischof wieder zu sich kommen, der die Abendgebete vorlas, bei ihm längere Zeit verweilen mußte, und die sprechendsten Beweise von Frömmigkeit bei dem Kranken wahrnahm. Die immer größere Abnahme der Kräfte verhinderten ihn, zu sprechen, und als er gegen 10 Uhr Abends den Erzbischof entließ, sagte er nur noch die Worte: „God bless thee, dear, excellent, worthy man; a thousand, thousand thanks!“ (Gott segne dich, theurer, edler, würdiger Mann; tausend, tausend Dank!) Am nächsten Morgen erinnerte sich der König, daß heute der Jahrestag der Schlacht bei Waterloo sei, und sagte zu Dr. Chambers: „Laßt mich nur noch diesen denkwürdigen Tag überleben — ich werde keinen zweiten Sonnenuntergang sehen.“ „Ich hoffe, Euer Majestät werden noch mehrere sehen,“ sagte der Arzt, und der König sagte sein gewöhnliches Sprichwort: O! that is quite an other thing (das ist ein anderes Ding *). Montag am 19. Juni war der Kranke sehr entkräftet, und hatte in Miene und Sprache etwas, das den nahen Tod verkündete. Um 9 Uhr kam der Erzbischof auf ausdrücklichen Wunsch des Königs, welcher, trotz seiner Erschöpfung, bei dem Vorlesen der Glaubensartikel mit leiser Stimme sagte: All this I. steadfastly believe (Alles dies glaube ich fest), und beruhigte die Königin, welche von dem Uebermaß ihrer Gefühle überwältigt wurde. Nach geendetem Gebet segnete der König die niederknienden Kinder. Ungeachtet er in Gegenwart der Königin kein Wort, das auf seinen nahen Tod hätte hindeuten können, fallen ließ, so war er doch vollkommen über seiner Lage und baldiger Auflösung ohne Selbsttäuschung. Er sagte zu Sir Taylor: „Gebt mir die Hand,“ und da der König Jahre hindurch Niemanden die Hand reichte, so sah Taylor hierin die Absicht desselben, Abschied von ihm zu nehmen. Nachmittag war die Schwäche schon so groß, daß der König kaum die Augen öffnen konnte, und dem Erzbischof, der ihm sagte, er habe die besten Gebete für ihn zum Himmel gesandt, antwortete der Kranke noch: Believe me, I am a religious man (Glaub mir, ich bin ein religiöser Mann), und nahm von ihm Abschied. Des Nachts sanken die Kräfte noch mehr, sein Zustand machte es unmöglich, ihn in sein gewöhnliches Schlafzimmer zu bringen, und das Bett wurde in dem Cabinet, nahe am Zimmer, wo er sich die letzten 10 Tage befand, hergerichtet. Um halb 11 Uhr

*) Eine Nebenart, womit Wilhelm IV. seinen Unwillen oder Ungläubigkeit an einer Sache auszudrücken pflegte.

ward er ohnmächtig, kam jedoch bald zu sich, und ward ins Bett gelegt. Seit dieser Zeit erkloß die Stimme ganz, und nach einer Stunde verschied er ohne Todeskampf oder Seufzer. Die Königin kniete am Bette, hielt seine Hand, deren Wärme sie das unglückliche Ereigniß nicht wollte glauben lassen.

Allgemeines Gesundheits-Bulletin.

(Berlin, 24. September.) Die Cholera setzt ihre Verwüstungen in der Stadt fort, und es sind jetzt schon mehr als das vorige Mal, und nahe an 2000 Personen gestorben. Dagegen ist auf den nahe, und meistens höher liegenden Dörfern noch kein Fall vorgekommen, obgleich deren Bewohner mit uns in täglichem und ununterbrochenen Verkehr stehen.

Die Krankheit erhält sich ziemlich stationär, doch sollen jetzt bei Weitem mehr milde Fälle vorkommen als früher, was zu der Hoffnung berechtigt, daß wir mit göttlicher Hilfe bald ganz wieder von der Seuche befreit seyn werden.

Vom 24. bis 25. September sind hier 23 Personen an der Cholera gestorben.

Man schreibt aus Berlin vom 30. Sept.: Einer von der königl. Curatel (Spitalsabtheilung) erlassenen Bekanntmachung zu Folge, wird das ziemlich allgemein in Berlin verbreitete Gerücht, daß die Pest in dem Spital „Charité“, ausgebrochen, und daß dieses Gebäude aus diesem Grunde gänzlich isolirt worden sei — als falsch erklärt. Wenn man in diesem Gebäude nur selten und ausnahmsweise die Kranken zu besuchen erlaubt, so sei diese Maßregel nicht neu. Sie fand immer Statt, indem man ja nicht gestatten könne, daß das gesunde Publikum mit den Irnsinnigen, Kränkigen und anderen ansteckenden Krankheiten in Berührung komme; übrigens sei die Zahl der vom Typhus jetzt Ergriffenen in der Charité viel geringer als sonst, und mit Ausnahme einiger Cholera-Todesfälle sei auch die Sterblichkeit daselbst geringer. Seit mehreren Tagen hat die Zahl der Cholera-Erkrankungen und Sterbefälle so bedeutend abgenommen, daß man ihrem baldigen Aufhören entgegen sehen kann. In einigen Cholera-Lazarethen sind seit einigen Tagen keine neuen Patienten mehr hinzugekommen. Auffallend war auch diesmal (und es hat die Aufmerksamkeit der höchsten Behörden erregt), daß bei den hiesigen Juden verhältnißmäßig so wenige Cholerafälle vorgekommen sind *).

*) In Galizien hat der Redacteur dieser Zeitung das Gegentheil beobachtet, und in einem ausführlichen Bericht an eine höhere Behörde sich über die Ursachen dieser erhöhten Zahl der Erkrankungen unter den galizischen Juden ausgesprochen. In Mähren jedoch fand dasselbe wie in Berlin Statt, und in der Stadt Snaim, wo kein Jude wohnt, war, wie bekanntlich, die Wuth der Choleraeuche am stärksten. Diese Widersprüche scheinen darauf hinzudeuten, daß es nur Zufall seyn, oder mit der Localität der Wohnorte zusammenhängen dürfte, wenn hier mehr — dort weniger Juden erkranken. D. Red.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtspatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. G. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit; jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. G. M., worfür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiekt wird.



der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N^o 85.]

Montag, den 23. October.

[1837.]

Inhalt. Pinel, über Irrenanstalten und die moralische Behandlung der Irren. — Die unaufgelöste Frage. — Allgemeines Gesundheits-Bulletin. — Miscellen.

Sc. Pinel: Ueber Irrenanstalten und die moralische Behandlung der Irren.

(Beschluß.)

Wie wohlthätig eine richtig geleitete Beschäftigung für die Irren ist, kann man in den Niederlanden sehen, wo man diese Unglücklichen von den Städten in die benachbarten Dörfer Gheel, Delft und Beverwick zu Pächtern bringt. Diese, ohne alle übrige Kenntniß in der Kunst, solche Kranke zu bändigen, beschränken sich bloß darauf, die Kranken ohne alle Furcht bei ihren Feldarbeiten mitzunehmen, und die Beispiele sind selten, daß einer davon gelaufen wäre *). Was den Gebrauch der Zwangsmittel betrifft, geht Pinel's Ansicht dahin, daß man zwar den Gebrauch derselben aufs Aeußerste beschränken müsse, daß es jedoch Fälle gibt, wo deren Nutzen nicht geläugnet werden kann. Man soll sie daher nur dann anwenden, wenn die milden und versöhnlicheren Mittel erschöpft sind. Uebrigens reichen oft Drohungen und Vorwürfe, Veränderung der Arbeit und die Versetzung von einer Abtheilung in die andere hin, um den Irren geschmeidiger zu machen. „So gut als willkürliches Verfahren die Irren empört, eben so gut wirken verdiente Vorwürfe mehr als man glauben sollte. Aber einem Irren Vorwürfe machen, heißt: Ihn einem vernünftigen, freien Menschen gleich achten; Das schmeichelt seiner Eigenliebe, und veranlaßt ihn — wenn er nicht ganz zerrüttet ist, sich in Worten und Handlungen zu mäßigen.“

*) Wir machen jeden Reisenden nach Venedig in dieser Beziehung auf die unter der Aufsicht der Fate bene fratelli zu St. Servolo stehende Anstalt für männliche Irren aufmerksam, wo er den wohlthätigen Einfluß der Gartenarbeit auf das kranke Gemüth dieser Unglücklichen im schönsten Licht sehen wird. D. Red.

Wir übergehen, als streng in das Gebiet des Arztes gehörend, die Ansichten Pinel's über die physischen Heilmittel, die er als die geeignetsten angibt, und wollen hier nur Einiges über die psychische Behandlung der Irren mittheilen. „Der erste und ohne Zweifel heilsamste Eindruck, sagt Pinel, ist der, welchen der bloße Anblick und die inneren Einrichtungen einer guten Anstalt auf den Geist der Irren hervorbringen. Er allein pflegt schon die Rasenden, die zum erstenmal aufgenommen werden, zu beruhigen.“ — Was die Isolirung der Kranken betrifft, so bemerkt Esquirol sehr richtig, daß oft die Geistesstörung in Familienverhältnissen wurzelt, und mit häuslichem Kummer oder Zwist ursächlich zusammenhängt; daher die Entfernung vom Schauplatz des Verdrußes unerläßliche Heilbedingung ist, und die Gegenwart der Freunde und Verwandten kann das Uebel nur verschlimmern. Aber diese Absperzung der Irren, selbst der böartigsten und am tiefsten Gesunkenen, darf nicht so weit gehen, daß man sie, wie unreine Thiere, in ihren Zellen einsperre, und sie als unheilbar sich selbst überlasse. Selbst die tiefste Entartung ist als heilbare Krankheit zu betrachten, und die Möglichkeit, diese Unglücklichen ihrer Versunkenheit zu entreißen, darf nie aus den Augen gelassen werden. In dieser Beziehung muß das Dienstpersonal scharf bewacht werden, damit jede rohe und harte Behandlung alsogleich geahndet werde. Es ist eine durch zahlreiche Erfahrungen bestätigte Wahrheit, daß Geistesranke, Trotz ihres verwirrten Gemüthes und der oft scheinbaren Gleichgiltigkeit, gegen ein ihnen zugefügtes Unrecht nicht unempfindlich sind, und daß eine rohe Behandlung höchst nachtheilig auf sie einwirkt. — So sehr jedoch Mitleiden und kluge mit Ernst gepaarte Nachgiebigkeit auf das Gemüth geisteskranker Personen heilsam einwirkt, so hat die Erfahrung doch gelehrt, daß derlei Theilnahme von Seite ihrer Verwandten und Freunde höchst nachtheilig ist. Man hat die Bemerkung gemacht, daß Wahnsinnige, die aus weiter Ferne in die Anstalten kamen, viel schneller sich besserten, weil sie isolirter, und weit seltener von ihren Verwandten Besuche erhielten. Die Genesung muß schon sehr weit vorgeschritten seyn, bis der Irrenarzt ohne Furcht vor Rückfällen den Anverwandten den Zutritt gestatten darf. Dieß sollten Laien recht sehr beherzigen, und gegen Irrenärzte mit dem Vorwurfe der Kälte, Gefühllosigkeit oder Unfreundlichkeit sparsamer seyn, wenn sie ihrer ungestümen Zudringlichkeit, oder den bittenden Thränen wegen eines Besuches bei den Irren ein kaltes festes „Nein!“ zum Wohle des Kranken entgegensetzen. Wie oft werden durch solche Besuche der Vernarbung nahe Gemüthswunden neuerdings aufgerissen, und selbst unheilbare Rückfälle herbeigeführt, wie dieß Pinel zur Zeit, wo in Bicêtre die Communication

der Anstalt mit Fremden und Angehörigen unter gar keiner ControUe stand, nur zu häufig beobachtete. Ist schon der kurze Anblick der Anverwandten im Irrenhause eine Rezidive zu bewirken fähig *), um wie viel vorsichtiger muß man mit der Entlassung der Geisteskranken aus der Anstalt zu Werke gehen. Eine zu frühe Rückkehr kann, bei der bekannten großen Reizbarkeit solcher Geheilten, sehr leicht zu neuen Rückfällen Anlaß geben. Auch in dieser Beziehung sollen Anverwandte es ganz der Einsicht des Arztes überlassen, ob er ihren Angehörigen zum Eintritt in das häusliche Leben für reif genug erklären kann. Leider ist oft dieser Zeitpunkt selbst für den geübten Arzt schwer zu bestimmen. Die Neigung vieler Seelenstörungen zum periodischen Eintreten, ihre Abhängigkeit vom Einfluß der Jahreszeiten, die Möglichkeit neuer Ausschweifungen im Trunke, u. dgl. sind eben so viele Ursachen neuer, nicht vorherzusehender Rückfälle **). — Wir schließen diesen Artikel, indem wir unsere Leser auf den reichen Inhalt des oben angezeigten Werkes selbst verweisen müssen; wir dürften jedoch bald Gelegenheit haben, noch einige Auszüge aus demselben mitzutheilen.

Die unauflöste Frage.

Die Gazette médicale vom 9. September d. J. enthält folgende Betrachtung: Die epidemische Brechruhr schreitet fort. Nachdem sie Neapel, Palermo, Rom heimgesucht, wüthete sie in Danzig, Berlin und Marseille. So lange sie noch nicht das Küstenland überschritten hatte, konnten wir uns beschränken, von den Orten, wo sie sich niederließ, und von der Zahl ihrer Opfer zu sprechen. Aber sie ist nun in Frankreich; sie ist in dessen ganzem Süden, und es entstehen Zweifel, Furcht und Fragen, die mit deren Gegenwart verknüpft sind. „Wie ist sie dahin gekommen? Wie verbreitet sie sich? Welchen Weg wird sie nehmen? Wird sie bis zu uns nach Paris kommen?“ Das ist jetzt die allgemeine Frage in dieser Stadt, und noch mehr in dem Theile unseres Landes, der sich zwi-

*) Eine geisteskranke, in der Genesung befindliche Witwe erhielt den erlaubten Besuch von zwei Töchtern, mit welchen sie auf gutem Fuße stand; unglücklicher Weise kam eine dritte mit, welche ihr durch schlechte Aufführung vielen Kummer gemachte hatte. So wie die Mutter sie erblickt, wird sie im höchsten Grade aufgeregt, fällt in ihre erste Manie zurück, die volle fünf Monate anhält.

**) Pariset stellt in der Salpêtrière die weiblichen Reconvalescenten auf eine gleichsam moralische Probe, indem er sie bittet, sich selbst zu fragen, ob sie sich für fähig halten, schon wieder in die Welt zurückzukehren oder nicht. Wenn sie sich mit Bestimmtheit bejahend erklären, werden sie entlassen; zeigen sie aber ein gewisses Schwanken, eine gewisse Furcht vor sich selbst, so ersucht er sie, freiwillig zu bleiben, bis sie sich für stark genug fühlen. Auch Pinel will die glücklichsten Resultate von diesem Verfahren gesehen haben.

schen uns und der Epidemie befindet. Und dennoch! Welche Unregelmäßigkeit in ihrem Gange, welche unauflösbare Räthsel in ihrem bizarren Fortschreiten! Sie ist in Neapel, verschont fast die ganze Meeresküste und Calabrien, überspringt 40 Meilen zur See, und verwüstet Palermo. Alsdann folgt sie der Seeküste, zeigt sich in Livorno, kommt dann nach Rom zurück, verschont Toscana, das Herzogthum Modena, springt auf den Meerbusen von Genua über, erscheint zu Marseille, indem sie zwischen ihrem letzten Wohnorte und ihrem neuen Ausbruchspuncte Corsica und Sardinien unberührt läßt, und kommt endlich nach Berlin und Danzig. Um ihre Launenhaftigkeit vollends zu bewähren, und alle Berechnungen, alle Gesetze der Mittheilung, alle bis jetzt bekannten Arten epidemischer Fortpflanzung zu Schanden zu machen, bewegt sie sich andererseits innerhalb des engen Kreises einer und derselben Gegend, eines und desselben Klima's, und läßt die nächst an sie gränzenden Puncte ganz unberührt. Was soll man sagen? Wer kann in das Chaos dieser dunklen Thatsachen ein erklärendes Licht bringen? Was ist das für eine Krankheit, die 400 Meilen überspringt, um sich endlich in einem Flächenraum von 3 bis 4 Meilen Wochen und Monate lang zu bewegen? Was ist das für ein Uebel, das sich ausschließlich in 3 bis 4 Städten eines Landes ausbildet, während es 20 benachbarte Städte verschont? Hitze, Kälte, Regen, Wind, kurz die Elemente, die wir sonst gewohnt waren, als die Grundursachen eines vorherrschenden Krankheitsgenius zu bezeichnen, reichen keinesfalls aus, um nur einen Theil dieser Thatsachen befriedigend zu erklären. Was soll man bei derlei Bewandniß der Umstände thun? „Sich dem Drange der Umstände fügen, und von der Kunst oder dem Zufall neue Aufschlüsse ruhig abwarten.“ Für uns ist die Cholera eine Krankheit, bei welcher der epidemische Charakter vorwaltet, und welche von einer allgemein verbreiteten Ursache herrührt, deren Quelle wir nicht kennen. Fragt man uns daher, ob die Cholera auch nach Paris kommen wird, so antworten wir, daß jede Antwort auf diese Frage eine logische Unmöglichkeit ist. Das Einzige, worauf unsere Voraussetzungen beruhen könnten, dürfte der öffentliche Gesundheitszustand seyn, der zu Unterleibsleiden eine unverkennbare Neigung zeigt, ein Umstand, der nicht selten mit dem Herannahen der Cholera im Zusammenhange steht. In Paris ist bis jetzt keine Cholera; man beobachtet nur Schleimfieber, typhusartige Leiden, seröse Diarrhöen, Rothlauf, Halsübel, kalte Fieber, kurz alle der herbstlichen Jahreszeit gewöhnliche Leiden. Wir sind daher für den Augenblick ruhig. — Am Schlusse macht noch die Gazette médicale darauf aufmerksam, daß die in allen deutschen Blättern bekannt gegebene Methode eines Warschauer Arztes, die Cholera in ihrem Keime zu ersticken, eigent-

sich von ihr zuerst ausgegangen. „Ein Arzt in Warschau, sagt sie schließlich, der sich nicht genannt hat, erzeigte uns die Ehre, fast wörtlich einen Theil unserer Abhandlung abzuschreiben, und in die preussische Staatszeitung in deutscher Uebersetzung einzurücken. Wir haben Grund, uns hier aus doppelter Ursache zu freuen; 1. daß unser College in Warschau unsere Beobachtungen so wahr gefunden, daß er deren Verantwortlichkeit auf sich selbst nahm, und sie für wichtig genug hielt, um sie abzuschreiben; 2. daß durch seine Einrückung unserer Ansichten in die preussische Staatszeitung auch die französischen Journale, die ihn übersehten, einen Theil unserer Beobachtungen in Frankreich bekannt gemacht haben. Wir müssen es also, streng genommen, noch unserem Warschauer Collegen Dank wissen, daß durch seine Vermittlung die Wahrheit verbreitet, und uns eine Ehre erzeigt worden.“

Allgemeines Gesundheits-Bulletin.

Man schreibt aus Leipzig von Anfangs October: Leider erhalten wir so eben die Nachricht, daß die Cholera in Berlin sich in einen ansteckenden Typhus verwandelt hat, weshalb einige Straßen durch Militär gesperrt worden sind. Die Anzahl der täglichen Opfer ist noch sehr bedeutend. Hier und in der Umgegend erfreuen wir uns fortwährend, Gott sei Dank! des besten Gesundheitszustandes. Das ziemlich allgemein verbreitete Gerücht, als seien hier einzelne Cholerafälle vorgekommen, ist durchaus ungegründet, und verdankt böswilligen Absichten seine Entstehung.

Vom 26. bis 27. September sind in Berlin 39 Personen an der Cholera erkrankt, und 24 daran gestorben; vom 27. auf den 28. 33 erkrankt und 17 gestorben; vom 28. auf den 29. 24 erkrankt und 27 gestorben.

Einer in der Gazette di Zara enthaltenen Nachricht aus Zara vom 26. September zu Folge, erhält sich fortwährend in den angränzenden Provinzen, nämlich in dem Paschalik von Scutari, in Türkisch-Croatien, in Bosnien, in der Herzegovina und im Montenegro der vollkommenste Gesundheitszustand. Man weiß mit Bestimmtheit, daß die in Bosnien und Albanien vorgekommenen zwei verdächtigen Krankheitsfälle keine weitere Folge gehabt haben, so daß alle dießfalls gehegten Besorgnisse verschwunden sind.

In Berlin sind vom 28. bis 29. September 24 Personen an der Cholera erkrankt und 27 gestorben; vom 29. auf den 30. sind 26 erkrankt und 31 gestorben; vom 30. September bis 1. October 23 erkrankt und 18 gestorben.

Aus einem Berichte, den die medicinische Academie zu Marseille an den Präfecten dieses Departements erstattet hat, geht unter Anderem auch hervor, daß die dießjährige Cholera in dieser Stadt den eigenthümlichen Charakter hatte, daß sie überaus viele Kinder und Personen des weiblichen Geschlechtes hinraffte. Auch folgten nach zwei Gewittern bedeutende Verschlimmerungen der Seuche, während dieselbe sich mit den Nordwest-Winden und dem Sinken des Thermometers von $+ 28^{\circ}$ auf $19\frac{1}{2}^{\circ}$ R. bedeutend verminderte.

Das in Rom erschienene Cholera-Bulletin vom 22. September enthält 25 neue Fälle, 62 geheilt, 22 gestorben, und 1081 in der Behandlung.

Das Absperrn Serbiens von der Türkei durch einen Pestcordon veranlaßt in Constantinopel Unzufriedenheit, und die fatalistischen Moslims schämen sich nicht, sich laut über die neueste Nachricht zu freuen, daß, trotz dieser kostspieligen Vorkehrung des Fürsten Milosch, und obgleich die Quarantainezeit in Alexinezze auf 42 Tage erhöht worden, die Pest dennoch in Serbien eingedrungen. — In einigen Gemeinden des Departements der Ost-Pyrenäen haben sich gegen Ende September einzelne Cholerafälle gezeigt; es ist zwar noch nicht bis zur Epidemie gekommen, aber die Neigung zum Entstehen dieser Krankheit ist dort so groß, daß der leichte Erzeß dieselbe bedingt. Auch Perpignan ist in dieser Hinsicht noch nicht frei.

Die True-Sun enthielt Nachrichten aus Mittel-Amerika, welche die Verwüstungen bestätigen, die die Cholera in diesen Gegenden, besonders zu San Salvador und Tonganata anrichtet. In vielen Dörfern starben viele Bewohner an der Pest.

Neuere Berichte aus Messina berichten ein Abnehmen der Cholera in Catania. Im Ganzen sind dort gegen 8000 Menschen gestorben. Nach Briefen aus Malta hat diese Krankheit 4 bis 5000 Menschen auf dieser Insel hingebracht. — In Rom ist eine Bekanntmachung von der Sanitätscommission erschienen, zu Folge welcher Anordnungen gegen das Wiedererscheinen der nun dem Erdöschen nahen Seuche getroffen werden. Es werden daher die früheren Verfügungen in Bezug auf das Isoliren der Kranken in ihre Kraft eingesetzt. Die Choleraspitäler wurden am 28. September noch bis auf drei geschlossen, welche Letztere nur den Ärzten den Zutritt gestatten. Mäßigkeit im Genuße von Wein und Speisen wird sehr empfohlen, und besonders vor Obst gewarnt. — Nach dem letzten Bulletin vom 27. September waren 10 neue Fälle. — Das Betragen der bayerischen Aerzte zur Zeit, als Poros von der Pest heimgesucht ward, war ausgezeichnet, und Jedermann bewunderte ihre Hingebung für das Interesse der Wissenschaft und der leidenden Menschheit. — Der griechische Courier erzählt: Als die Pest den höchsten Grad der Heftigkeit erreicht hatte, ging die vertragmäßige Dienstzeit der bayerischen Truppen zu Ende, aus denen der Cordon von Poros und dem festen Lande gebildet war. Trotz ihres Rechtes, ungesäumt abgehen zu können, erklärten sie, ihren Posten in einem solchen kritischen Zeitpunkt nicht verlassen zu wollen, und blieben auf demselben, bis die Geißel der Pest in Griechenland verschwunden war. — In Berlin sind vom 3. auf den 4. October 18 Personen an der Cholera erkrankt, und 14 gestorben; vom 4. zum 5. 10 erkrankt, und 12 gestorben. — Der Stats-Tidning zu Folge, sind in Hamburg bis zum 15. v. M. 17 Erkrankungen an genannter Krankheit vorgekommen; doch wird unterm 19. desselben M. hinzugefügt, daß die Krankheit durchaus keinen epidemischen Charakter habe, und daß es bei vereinzeltsten Fällen geblieben sei.

In Toulon sind vom 22. bis 28. v. M. 38 Personen an der Cholera erkrankt und 16 gestorben. — Nachrichten aus Perpignan vom 28. September zu Folge, ist diese Krankheit dort zwar noch nicht epidemisch, aber es zeigen sich täglich 9 bis 10 Erkrankungen und 3 bis 4 Todesfälle. In Prades ist sie jedoch bedeutend stärker. Man konnte den Gang der Krankheit längs dem Flusse Latet nachweisen und zwar von dessen Ursprung angefangen. — Alle Nachrichten aus Bona,

die bis zum 29. September in Toulon einliefen, bestätigen das Daseyn dieser Krankheit in jener Stadt unter dem 12. Linienregiment.

Auch in Salon (Dep. Bouches du Rhône) und deren Umgegend zeigen sich schon seit mehreren Wochen Cholerafälle.

Warnendes Bulletin.

(Die moderne Brinbillierk.) Die „Gazette des Tribunaux“ erzählt in einer ihrer letzten Nummern folgende eben so schreckliche als belehrend warnende That. Mlle. F..., jung, reich, schön und geistreich, hatte im Jahre 1830 einen gewissen M. N. geheirathet, einen Mann, dem seine persönlichen Eigenschaften, Glücksumstände und Verdienste das vollkommenste häusliche Glück zu sichern schienen. Leider war dies nicht der Fall. Obwohl schon Mutter von zwei Kindern, verkannte seine Frau, die ihn nur aus Convenienz heirathete, noch immer ihre heiligen Pflichten als Gattin. Selbst der Gegenstand, der sie zu den Berührungen einer pflichtvergessenen Leidenschaft reizte, fing an, den Abgrund zu ahnden, in welchen sie sich beide zu stürzen in Gefahr sind. Er verließ daher Paris, ging nach Brasilien, um Verhältnisse abzubrechen, die für seine Ruhe und Gewissen gefährlich wurden. Ein obwohl auf Beruhigung abzielender Briefwechsel aus diesem Lande nährte jedoch die alte Leidenschaft der treulosen Frau, und brachte einen Gedanken in ihr zur Reife, vor dem die Menschheit schauern muß. Während sie nicht die mindeste Unruhe über die Abwesenheit des Freundes blicken ließ, fing die sonst feste Gesundheit ihres Mannes auf eine beunruhigende Weise nach und nach zu wanken an. Die Aerzte konnten über die wahre Natur seiner Leiden nicht recht ins Reine kommen; dumpfe Schmerzen in der Brust, Mattigkeit, öftere Neigung zum Erbrechen widerstanden aller ärztlichen Bemühung, und man beschloß endlich, den Kranken in ein sogenanntes Maison de Santé außerhalb der Stadt, zu bringen, wo er der reinen Luft genossen sollte. Sowohl hier als auch später, wo die Aerzte ihn nach seinem Geburtsorte, einem kleinen Städtchen (im Departement Merirthe) bringen ließen, verließ ihn seine Frau nicht, pflegte ihn mit der scheinbar zärtlichsten Sorgfalt, bis er den letzten Seufzer in den Armen seiner verzweifelnden Gattin ausstieß. Madame N. war nun Witwe. Aber zwei Kinder waren noch Zeugen ihrer ersten Verbindung. Bald ward eines derselben krank; trotz aller Sorgfalt starb es bald, und das zweite ward sogar ein Opfer eines plötzlichen Todes. So viel Unglück zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Man erinnerte sich, daß schon früher im Hause der Frau von Briefen des in Brasilien wohnenden Freundes, der dort Chemie studierte, die Rede war. Eines Tages zeigte die Frau sogar einen Brief desselben, worin er sie bat, ihm verschiedene chemische Präparate, die man in Paris am besten bekomme, zu schicken. Ein Hausfreund übernahm es damals, diese zu kaufen, und schickte dieselben (es waren auch Gifte dabei) wohl versiegelt der Frau, welche sie nach Brasilien geschickt zu haben vorgab. Dieser später bekannt gewordene Umstand erregte nun gerechten Argwohn. Als sich dieser bei näherer Untersuchung beinahe bis auf Beweise steigerte, ward gegen Madam N. ein Verhaftsbefehl erlassen. Um 6 Uhr Morgens kam ein öffentlicher Beamter von Polizeiagenten begleitet, in ihre Wohnung. Man klingelt, aber kein Geräusch läßt sich von Innen hören;

man klopft und ruft — umsonst! Endlich öffnet man mit Gewalt die Thüre ihrer Wohnung. Im ersten Zimmer war Alles in der größten Ordnung. Nachdem man durch zwei andere elegante Zimmer gegangen, gelangte man an die Thüre des Schlafzimmers. Man öffnet es, und sieht die Frau auf ihrem Kanapee blaß, kalt, leblos da liegen. Sie hielt noch in ihrer krampfhaft zusammengezogenen rechten Hand ein Fläschchen, aus dem man noch den Geruch des verschluckten Giftes, das sie tödtete, wahrnehmen konnte.

— 60 —

Man schreibt aus Nantes im September: Ein sehr ernsthaftes Ereigniß fand letzten Montag hier Statt. Der Erfinder eines Geheimmittels zur Vertilgung der Ratten, setzte den Preis von 50 Franks auf deren gänzliche Zerstörung in einem Hause. Die Zubereitung des Receptes war eine der gefährlichsten, und konnte nur mittelst eines chemischen Verfahrens, und zwar an der Stelle selbst, wo man diese Thiere zerstören will, vorgenommen werden. Ein Specereihändler, der viel von den Ratten auszustehen hatte, gab nun dem Chemiker den Auftrag, in seinem Keller zu operiren. Dieser nahm sich einen Lasträger mit, der ihm bei der Arbeit helfen sollte. Eine Blutpfanne ward mitgenommen, um die nöthige Schmelzung der Stoffe mittelst glühender Kohle zu bewirken. Den Aussagen der Nachbarn zu Folge, die sich über die schädlichen Ausdünstungen bei der Operation beklagten, scheint es, daß man in einem gewissen, verabredeten Zeitmoment, wo durch einem Hahn eine Gasart sich entwickelt, schnell davon eilen, und der Wirkung des Gases alles Uebrige zur Zerstörung der Ratten überläßt. Unglücklicher Weise wurden die nöthigen Maßregeln schlecht eingeleitet. Die Gasart entwickelte sich in reichlicher Menge, bevor die beiden Personen davon eilen konnten. Die Ausdünstung war so schädlich, daß selbst Personen in der Nachbarschaft bis zum Erbrechen davon gereizt wurden. Der Lasträger wurde ins Spital, der Chemiker nach Hause gebracht. Dieser bekam schreckliche Zuckungen, ein blutiges Erbrechen, und wimmerte jämmerlich vor Schmerz, und man hat wenig Hoffnung zu seinem Aufkommen.

22

J. Morrison, der bekannte Pillenerfinder, will durchaus nicht „Doctor“ heißen. Er schrieb neuerlichst an den Herausgeber von Galignani's Messenger folgenden Brief: Mein Herr! Ich habe in Ihrem Blatte eine Ankündigung gelesen, worin von Dr. Morrison's System der Medicin die Rede ist. Ich sehe mich daher genöthigt, zu bemerken, daß ich zwar eine Abhandlung über Medicin geschrieben, und ein ganz neues Heilsystem vertheidige, daß es mir jedoch niemals in den Sinn gekommen, den Titel eines Doctors anzunehmen. Ich habe die Ehre u. s. w.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird.

Neue



Folge

der

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

[N^o 86.]

Donnerstag, den 26. October.

[1837.]

Inhalt. Der physische, sittliche und intellektuelle Zustand der Blinden. — Allgemeines Gesundheits-Bulletin. — Der Dichter Freiherr v. Caniz. — Miscellen.

Der physische, sittliche und intellektuelle Zustand der Blinden.

In neuester Zeit hat Dufau in einer trefflichen gekrönten Preisschrift *) seine in der Pariser Blinden-Erziehungsanstalt gemachten 20jährigen Erfahrungen über den physischen, moralischen und intellektuellen Zustand der Blindgeborenen niedergelegt. Die Tendenz dieser Schrift, wie sie der Verfasser selbst angibt, ist, den natürlichen Zustand des Blindgeborenen und dessen Recht auf die wohlthätige Unterstützung der Gesellschaft nachzuweisen, so wie ein Erziehungssystem für Blinde vorzulegen, wodurch die Last für deren Versorgung den Gemeinden erleichtert werde. Es war dem Verfasser darum zu thun, den Zustand der Blinden zu erleichtern; zu zeigen, was sie sind, und was sie bei gehöriger Pflege werden können, und das Vorurtheil, als wären Blinde gezwungene Bettler, zu bekämpfen.

Wir glauben unseren Lesern keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen das Wesentliche aus der genannten gehaltvollen Arbeit Dufau's in gedrängter Kürze mittheilen.

Das Loos des Blinden ist höchst bemitleidenswerth und verdient alle Aufmerksamkeit der Gesellschaft. Geistige Fähigkeiten können den Verlust des edelsten Sinnes nicht nur nicht ersetzen, sondern der Gebildete fühlt dessen Mangel nur um desto mehr. Der Blinde hängt von Jedem, und Niemand von ihm ab; die meisten Erwerbszweige sind ihm versagt. Die langsamen, vorsichtigen Ortsbewegungen des Blinden bringen in ihm ei-

*) Essai sur l'état physique, moral et intellectuel des aveugles-nés. Paris 1837. Ouvrage couronné par la société de la morale chrétienne.

nen Zustand von Trägheit (languor) hervor, die seine von farblosen Flächen spärlich genährte Imagination nur noch erhöht. Diese Trägheit macht ihn der Gesellschaft lästig, und gegen dieselbe mißtrauisch, in sich gekehrt, einsam, und, wie Blacklock *) sagt, zu einem wahren Gefangenen im Universum.

Dieser hilflose Zustand ist geeignet, einestheils die Wohlthätigkeit der Gesellschaft, anderentheils Beobachtung und Nachdenken zu erregen. Der Blinde ist eben so sehr Gegenstand des Mitleidens für den Menschenfreund, als des Forschens für Physiologen und Metaphysiker. Leider hat der Menschenfreund und der Gelehrte dem Blindgeborenen noch nicht die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt. Bei den Alten findet man — trotz der häufigen Blinden in Italien und Asien — keine Spur von Anstalten zur Erleichterung des Schicksals derselben. Diese sind eine Schöpfung des Christenthums **).

Wenn die Litterärsgeschichte durch viele Jahrhunderte einzelne berühmte Blinde anführte, so blieb die Masse der Blinden verwahrloßt. Der heilige Ludwig stiftete zuerst 1216 eine Anstalt für Blinde. Aber die Rohheit der damaligen Zeit war doch noch so groß, daß man bei öffentlichen Unterhaltungen mit den Blinden grausames Spiel getrieben. Erst 400 Jahre hernach wurden zweckmäßige Anstalten für Unterricht und Arbeit der Blinden errichtet.

Als Gegenstand der Moral und des Studiums hat man erst in neuerer Zeit den Blinden zu erforschen gesucht. Diderot machte zuerst aus dem Blinden einen Gegenstand philosophischer Forschung. Seine Schrift ***) hatte aber keine anderen Folgen, als daß die Aerzte sich mit den Ursachen der Blindheit, und die Menschenfreunde mit den Mitteln beschäftigten, ihr Elend zu erleichtern; aber den eigenthümlichen Zustand dieser Wesen, die Entwicklung ihres Geistes mitten unter der ewigen Finsterniß schien ihnen keiner wissenschaftlichen Forschung werth. Blinde, die eine hohe Bildungsstufe erreicht hatten, wurden mehr als Wunder betrachtet, als daß man die Wege dieser Entwicklung erforscht hätte.

Erst in neuester Zeit fing man an, diesem Gegenstande die verdiente Aufmerksamkeit zu schenken.

Genaue Beobachtungen lehren, daß mit dem Mangel des Gesichtsinnes ganz eigene Veränderungen in dem physischen Leben und dem Temperament der Blinden verbunden sind.

*) Selbst ein Blindgeborener.

***) Diderot machte zuerst auf das Loos der Blinden aufmerksam.

***) Lettre sur les aveugles à l'usage de ceux qui voient. Londres 1749.

Das blinde Kind ist durch seine Lage zu einem Zustand von Ruhe und Unthätigkeit verdammt, der ganz der Natur des Kindes zuwider ist. Während das sehende Kind in beständiger Beweglichkeit, wie in seinem Element gedeiht, bewegt sich der Blinde nur furchtsam, vorsichtig, und seine Bewegungen sind langsam und selten. Der Naturzustand der Blinden ist Ruhe; ihre Spiele selten lebhaft; Schreien, an einem und demselben Orte springen, die Arme in der Luft bewegen, ein nach der Localkennniß mehr oder weniger schnelles Spaziergehen — sind die einzigen Uebungen ihres Körpers. Es gibt Blinde, die bis zum Alter reifer Vernunft niemals gelaufen sind; ja ihre immer tastend nach vorwärts gestreckten Hände geben ihnen während des Laufens eine linksische Haltung, die mit dem Laufen unverträglich ist. Während den Arbeitsstunden ist ihre Aufmerksamkeit eben so anhaltend als ihre Unbeweglichkeit. Ohne die mindeste Bewegung, mit geschlossenen Augen, ernster Stirne und mit einer das Innere nicht reflektirenden Physiognomie sitzt ein Blinder oft da durch eine Viertelstunde, und bietet den Anblick eines Schlafenden dar.

Diese Ungeschicklichkeit zu Ortsbewegungen ist meistens bei jener Blindheit, die eine Folge des schwarzen Staares, mithin der Lähmung des Sehnervens ist, während bei Jenen, die durch Blattern, oder durch eine andere Krankheit, die den Gesichtsnerven nicht lähmt, erblindeten, weit mehr Lebhaftigkeit beobachtet wird; noch beweglicher sind Jene, die das Licht noch empfinden.

Dieser Zustand von Ruhe hat zur Folge, daß der Blutumlauf träger vor sich geht, daß die Blutbereitung unvollkommen, im Blute mehr die wässerigen Theile vorherrschen, die Ernährung zurückbleibt und serophulöse Leiden sich leicht ausbilden; daher ihr blaßes, bleifarbiges Aussehen, den Pflanzen gleich, die im Schatten wachsen.

Im Allgemeinen haben daher Blinde ein lymphatisches (phlegmatisches), äußerst selten ein gallig-sanguinisches Temperament. — Mit diesem physischen Zustand hängt jene Niedergeschlagenheit des Gemüthes innig zusammen, die man bei Blinden so häufig trifft, und welche auf deren Gesundheit höchst nachtheilig einwirkt. Während eines solchen Kranken Gemüthszustandes werden ihre Füße schwach und zitternd, die Eschlust fehlt, der Schlaf ist gestört, sie fliehen die Arbeit, beobachten ein hartnäckiges Stillschweigen, und haben, ohne sich von ihren Gefühlen Rechenschaft zu geben, einen Ekel vor dem Leben. Eine bemerkenswerthe Thatsache ist es, daß, obwohl dieser Lebensüberdruß die gänzliche natürliche Auflösung dieser Unglücklichen herbeizuführen pflegt, er sich dennoch niemals bis zum Selbstmord steigert. Dufau kennt kein einziges Beispiel dieser Todesart unter den Blinden. Dieser Trägheit des Temperamentes könnte dadurch

abgeholfen werden, daß man die Blinden frühzeitig an regelmäßige und von ihnen ausführbare Uebungen gewöhne. Eine eigene Gymnastik für Blinde würde für das physische und moralische Wohl derselben von dem heilsamsten Einflusse seyn. Sie würden hierdurch nicht nur die ihnen gewöhnliche Muskelschwäche, sondern auch die bei ihnen beobachtete erhöhte Empfindlichkeit gegen Kälte verlieren; seltener als es leider bis jetzt geschieht, an Brustübeln erkranken, von jeder Veränderung der Lufttemperatur weniger affizirt werden, ihre krumme, körperliche Haltung, selbst die Mißstellungen verlieren, denen sie durch ihre träge Bewegungslosigkeit und durch ihr Unbekümmertsehn um schöne Formen ausgesetzt sind. Eine Reihe eigenthümlicher Bewegungen und Spiele würde aus dem Blindgeborenen einen neuen Menschen schaffen. Nicht unbemerkt darf bleiben, daß bei den Blinden die Krankheiten des Nervensystems, die sich oft bis zur Epilepsie steigern, häufiger als bei Sehenden sind; besonders wenn sie ihr Gesicht in Folge eines Hirnleidens verloren haben. Der Arzt hat auch bei Blinden die beste Gelegenheit, Nervenleiden in ihrer Reinheit, d. h. ungetrübt von der Beimischung täuschender Einbildungskraft oder von der Sympathie anderer Organe mit dem Gehirn, zu beobachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Allgemeines Gesundheits-Bulletin.

Nachrichten aus Toulon vom 30. September zu Folge hat die Cholera daselbst sehr wenig Opfer bei ihrer diesmaligen Erscheinung hingerafft, und ist jetzt ihrem Erlöschen nahe. Am 30. September waren 6 Kranke und 3 Todte. — In Catania hat die Cholera etwas nachgelassen. Die Truppen wurden stark von ihr heimgesucht. Nach dem neuesten Cholera-Bulletin, das in Neapel am 2. October erschien, kamen seit mehreren Tagen weder neue Krankheits- noch Todesfälle vor, und die Sanität theilt wieder Gesundheitspässe (Patente nette) aus. — In Berlin sind vom 6. auf den 7. October 13 Personen an der Cholera erkrankt und 10 Personen daran gestorben. — Seitens der in dieser Stadt bestehenden Sanitätscommission ist die Schließung der seither in der neuen Königsstraße bestandenen Cholera-Heilanstalt beschlossen worden, so daß es jetzt (7. October) nur noch zwei solcher Anstalten gibt. In Posen sind vom 24. September bis zum 4. October 82 Personen an genanntem Uebel erkrankt und 44 gestorben. — In London sowohl als in Paris zeigt sich die Cholérine häufig. In ersterer Stadt schreibt man sie dem häufigen Wechsel der Bitterung und dem übermäßigen Genuße des sehr wohlfeilen Obstes zu. In Paris jedoch ist das Obst dieses Jahr sehr selten und theuer, aber die Krankheiten des Unterleibes sind nichts desto seltener. — In Digne soll sich die Cholera so heftig zeigen, daß man deren Erscheinen in der Provence fürchtet.

Vom 30. September bis 2. October belief sich die Zahl der Cholerafälle in Rom auf 14, und die der Gestorbenen auf 11 Personen. — Aus einer Kundmachung, welche Se. Eminenz, der Cardinal Sala, Präsident der außerordentlichen

Sanitäts-Commission, bereits am 28. August erließ, ist die menschenfreundliche Fürsorge ersichtlich, mit welcher die Regierung in dem kritischen Zeitpunkt des Ausbruches der Choleraepidemie vorging. Außerordentliche Spitäler, Versorgungshäuser mit dem nöthigen ärztlichen und frankenwartenden Personale, strenge Ahndung jeder Saumseligkeit von Seiten der Aerzte, Sorge für Apotheken und Unterstützung der Hauskranken, außerordentliche Commissionen für Vertheilung von Unterstützungsgeldern und Lebensmitteln — sind die in jener Bekanntmachung angeordneten Maßregeln. — Außer der Stadt Rom zeigen sich in den römischen Staaten hie und da einzelne Cholerafälle, ohne daß es bis jetzt zur Epidemie gekommen wäre. Auch die Nachrichten von den verschiedenen Punkten des mittelländischen Meeres sind beruhigend.

Der Gesundheitszustand der französischen Armee in Afrika ist höchst bedenklich. Ueber sechs Tausend Fieberkranke füllen die Spitäler, und im 12. Linienregimente ist nach beendigter Quarantaine die Cholera ausgebrochen.

Vom 7. bis 8. October sind in Berlin 8 Personen an der Cholera erkrankt, und 6 gestorben. Vom 9. auf den 10. d. M. 14 erkrankt und 8 gestorben. In Posen vom 5. auf den 6. d. M. 30 erkrankt und 14 gestorben.

Einem Schreiben aus Douai (im Messager) vom 13. October zu Folge, herrscht in dieser Stadt seit 2 bis 3 Wochen ein typhusartiges Fieber, welches einen beunruhigenden Charakter annimmt. Eine Thatsache ist es, daß dazwischen öfters Epidemien vorkommen, wegen der hier so häufigen Ausdünstungen eines sumpfigen Wassers, das einen Theil der Stadtgräben umgibt, und in welches 2 bis 3 Runkelrübenzuckerfabriken ihre Ueberreste ausgießen.

Der Dichter Freiherr von Caniz

(† 1695 in seinem 45. Lebensjahre)

rauchte frühzeitig mit Leidenschaft Tabak. In seinem „Lob des Tabaks“ heißt es:

„Des Tabakrauts güldne Blätter
Wider Pest und Leibeswunden
Sind sie schon bewährt gesunden.“

Die güldenen Blätter scheinen jedoch den Dichter weder vor Krankheiten geschützt, noch sein Leben verlängert zu haben. Schon in seinem dreißigsten Jahre überfielen ihn abwechselnd Kolik und Blasenstein, dazu gesellte sich in der Folge das Podagra, dann Schwindel und Engbrüstigkeit, endlich im letzten Jahre die Brustwassersucht. Gegen seine Freunde äußerte er sich in den letzten Tagen: „Ich fange nun an, die göttlichen und weltlichen Dinge mit ganz anderen Augen als vormals anzusehen.“

Bermuthlich mißbilligte er da die Schlußstelle seines Gedichtes:

„Daß nun solch ein Kraut entsprossen,
Hat den Satan sehr verbrossen.
Er kann ohnedem nicht leiden,
Wenn ein Mensch in stillen Freuden
In sich selbst vergnügt ist.
D'rum des Waters eitler Grillen
Bösen Wunsch *) nicht zu erfüllen,
Schmauch ich, als ein frommer Christ. (Sic!)
Er und alle Welt mag toben,
Ich will den Tabak doch loben.“ **)

X. Stein.

*) Nämlich, daß er das Rauchen unterlasse.

***) Des Freiherrn v. Caniz Gedichte nebst seinem Leben etc., herausgegeben von König, 1734, 2. Auflage.

Der phrenologische Diebstahl.

Man hat schon von Diebstählen aller Gattung gehört, aber der phrenologische Diebstahl ist etwas Neues. Für die Freunde und Verehrer der Gallischen und Spurzheim'schen Schädeltheorie möge hier eine Beschreibung desselben folgen, wie ihn neuerlichst das „Journal général des tribunaux“ mittheilt. Ein sehr wohlgekleideter Herr mit Brillen und Favoris studirt durch einige Tage die topographirten Köpfe, wie man sie durch die Glascheiben der Modellirer sehen kann. Wenn nun ein Cours der Schädellehre eröffnet, oder eine jährliche Sitzung vorbereitet wird, so setzt sich der genannte Herr auf die dritte Bank links der erhöhten Estrade, und knüpft ein Gespräch mit den ihn umgebenden Personen an. Bei dergleichen wissenschaftlichen Feierlichkeiten fehlen selten einige gelehrte Fremde oder einige gute Bürger, welche die Lage der „Organe“ an dem knöchernen Schädelkasten studieren möchten. Unser sehr liebenswürdiger Monsieur, der sich mit diesem tiefen Studium gründlich vertraut gemacht zu haben scheint, macht sich ein wahres Vergnügen daraus, an den Köpfen, die man gewöhnlich hersezt, die Entwicklung der Geisteskräfte nachzuweisen, und zwischenunter eine Priße Tabak aus den goldenen Dosen seiner Nachbarn zu nehmen. „Hier, mein Herr (sagt er), hier ist der Schädel eines Diebes; betrachten Sie wohl diese Seitenwand, wie sie bedeutend allen übrigen Theilen des Kopfes vortritt. Sehen Sie, wie hier vor dem Ohre und unweit des Augenbraunenbogens die Erhöhung sich vordrängt, die Spurzheim als Diebsorgan bezeichnet. Sehen Sie, wie sie mächtig entwickelt ist. Wirklich ist dieß der Kopf eines kühnen Diebes, der sich während einer Nacht der Medaillen der königlichen Bibliothek bemächtigte.“ (Nun öffnen sich wieder die goldenen Dosen, und der Gelehrte nimmt eine zweite Priße Tabak.) — „Dort weiter, sehen Sie den feigen Mordmörder Choffron, an dessen Kopf Sie dieselbe Erhabenheit bemerken. (Dritte Priße — Beifall.) „Wenn ich Zeit hätte (fährt er nun fort) würde ich Ihnen die Köpfe der berühmten Mörder Lacenaire, Fieschi, Papavoine u. s. w. erklären, die ich Ihnen mit dem Finger zeige. Aber ich habe Eile; ich hoffe Sie bei der nächsten Vorlesung zu sehen, und ihnen andere Aufschlüsse zu geben. Aber bevor Sie gehen, will ich noch den Rath geben, gegen alle Personen, die dieses Diebstahlorgan entwickelt haben, mißtrauisch zu seyn. Denn gewiß, es sind alle . . . Auf Wiedersehen, meine Herren!“ Man drückt sich die Hand, der Herr verschwindet, wie ein Mann, der mit sich wohl zufriedenen ist. Die lieben Bürger und Fremden sind ganz entzückt über die zuvorkommende Freundlichkeit des Mannes, wollen eine vierte Priße nehmen . . . aber die Tabaksdosen, neugierig nach einer so tiefen Wissenschaft, als die Schädellehre ist, spazierten wahrscheinlich in eine Tasche dieses Herrn, denn keiner der anwesenden Eigenthümer konnte seine Dose mehr finden.

Miscellen.

(Mailand, 5. October.) Die Säle des adeligen Vereines (nobile società) bieten bei der Ausstellung der zum Vortheile der Kleinkinderwartanstalten bestimmten Gegenstände einen erhebenden und interessanten Anblick dar. Täglich wächst die Anzahl der Beiträge zu diesem edlen Zwecke, und bewährt immer den Wohlthätigkeitsinn dieser Stadt. So sieht sich eine weise, aufgeklärte

und mildgestimmte Regierung, von der diese schöne Anstalt ausging, von dem Wohlthätigkeitsgeiste der Bewohner in ihren väterlichen Gesinnungen unterstützt. Se. Excellenz der Graf v. Hartig, unser hochherziger Gouverneur, in dem die Kleinkinderbewahranstalten immer einen großen Beschützer fanden, besuchte gestern die Ausstellung, und war höchst erfreut über den schönen Fortgang einer Anstalt, die seiner Humanität so viel verdankt.

(Londons Gesundheitszustand.) Eine irrige Ansicht, sagt einer der neuesten Topographen Londons *), die man gewöhnlich von dieser Hauptstadt hegt, ist die, daß man sie für einen ungesunden Ort hält. Man könnte gerade das Gegentheil behaupten. London ist eine der gesündesten Städte von Großbritannien und gewiß die gesündeste Hauptstadt der Welt. Allerdings gibt es einzelne Distrikte, welche wegen ihrer niedrigen, beschränkten Lage sehr ungesund sind; allein diese sind nur Ausnahmen von der Regel. Unter den die Gesundheit begünstigenden Umständen ist hauptsächlich zu berücksichtigen, daß die Themse mitten durch London fließt, so wie auch die Breite und Reinlichkeit der Straßen zur Gesundheit beiträgt. Die jährliche Todtenliste in London beläuft sich auf 30,000. Dr. Clark sagt in seiner Abhandlung über die Auszehrung, daß, wenn man die Gesamtbevölkerung von Großbritannien und Irland zusammennähme, der vierte Theil von denen, die eines natürlichen Todes sterben, von der Auszehrung weggerafft würde. Aus dieser Thatsache erhellt, daß diese Krankheit sehr beunruhigende Fortschritte sowohl in der Hauptstadt, als auf dem Lande macht; denn zu Dr. Arbuthnot's Zeit ward berechnet, daß von 10 Personen die in London sterben, nur eine der Auszehrung unterliegt.

In Zeiten, wo man den regsten Eifer für Mäßigkeitsvereine und Wasser überall findet, ist es gewiß charakteristisch, daß mehrere Gesellschaften zu Brüssel, theils zu Wagen mit Fahnen und Costüm, theils zu Fuß, am 2. d. M. nach Zeltlich wanderten, um daselbst, nach jährlichem Gebrauch, Mittagstafeln zu geben, wobei ein silberner Zahn als Preis für den stärksten Esser festgesetzt wurde. — 60 —

In Boulogne-sur-Mer machte ein junger englischer Musiker und leidenschaftlicher Spieler auf eine ganz eigene Art den Versuch, sich das Leben zu nehmen. Er ging in eine Apotheke, und verlangte einige Tropfen von einer schmerzstillenden Arznei. Während man beschäftigt war, das für ihn bestimmte Fläschchen zu verbinden, bemächtigte er sich des Gefäßes, worin die narkotische Substanz in größerer Menge enthalten war, und fing an, zu trinken. Der Apotheker bemerkte es, stürzte sich auf denselben, und nur mit vieler Mühe ist es ihm gelungen, dem Unglücklichen die Flasche zu entreißen, — so groß waren dessen von Wuth erhöhten Kräfte. Der Apotheker reichte ihm alsogleich die nöthige Hilfe, ließ schnell einen Arzt rufen, und den Kranken in ein Spital bringen, wo er durch die eingeleitete Hilfeleistung außer Gefahr gesetzt wurde. — Dieser junge Mann hatte, seiner Angabe nach, 200 Pfund Sterling in einem Pariser Spielhause, und am Tage des versuchten Selbstmordes in Boulogne eine ähnliche Summe verloren. So viel ist gewiß, daß man bei ihm nur 60 Centimes fand. — 60 —

Es ist schon seit lange von einem neuen Wege von Europa nach Indien die Rede. Sachkenner geben nun einige Details über eine neue Com-

*) The great Metropolis, by the author of: Random recollections etc. London 1837.

municationslinie zwischen Bombay und Europa mittelst Dampfschiffe auf dem Tiger und Euphrat. Unter den Vortheilen dieser neuen Route wird auch der angeführt, daß man in Bagdad, einer angenehmen Stadt, die Rückkunft und den Abgang der Schiffe ruhig abwarten könnte, weil diese Stadt sehr selten von der Pest ergriffen ist; ferner daß man 6 bis 7 Tage auf mehreren Strömen fährt, wo man in einem herrlichen, gesunden Clima die überraschendsten Naturschönheiten zu sehen bekommt. — 22 —

Neulich wurde einer der ausgezeichnetesten Aerzte in Paris in der Straße Rivoli plötzlich von einem jungen Menschen angegriffen, und mit einigen tüchtigen Stockstreichen bedient. Der Arzt zog sogleich eine Pistole, und war eben im Begriff, sich gegen die Anfälle seines Gegners zu wehren, als die Herbeikommenden Beide von einander trennten. Es zeigte sich, daß der Arzt schon öfters von diesem Menschen mit Drohungen wegen Geld angegangen worden, und dieser Umstand Veranlassung war, immer mit Kenntniß der Behörde bewaffnet zu gehen.

Die Corvetten l' Astrobale und la Zélé, welche jetzt in Toulon zu wissenschaftlichen Reisen ausgerüstet werden, haben am Bord für zwei Jahre Wein und auf 14 Monate Lebensmittel. Sie erhalten auch eigene Wärme-Apparate, um in den Zimmern, ungeachtet des strengen Clima's, in das sie sich begeben werden, eine angenehme Temperatur zu unterhalten. Man hat sie auch mit Fleisch und Gemüse versehen, die ihre Frische durch mehrere Jahre erhalten sollen. Diese Aufbewahrung der Nahrungsmittel ohne Salz erhält man durch ganz eigene, von der Erfahrung bestätigte Verfahrungsarten. Es sind auch Kleidermagazine angelegt worden, um die Mannschaft gegen noch so strenge Kälte zu schützen. — 60 —

Ein trauriges Ereigniß fand neuerlichst zu Semur Statt. Fünf Arbeiter waren bei dem Bau einer Wasserleitung in der Rue de Paris beschäftigt, als ein plötzlicher Erdsturz sie begrub. Es ward ihnen die schnellste Hilfe geleistet, zwei jedoch verloren das Leben, zwei wurden verwundet, und nur einer blieb unverletzt. Der Zufall entstand durch die Unvorsichtigkeit der Arbeiter, die auf eine beträchtliche Tiefe gegraben haben, ohne die Vorsicht, das Erdreich zu stützen, gebraucht zu haben. — 60 —

Die Morning Post meldet den Tod des bekannten polnischen Zwerges, Grafen J. Borulasky in einem Landhause, das er seit mehreren Jahren unweit Durham bewohnte. In seinem 99. Lebensjahre hatte er noch ungeschwächte Sinne und Geisteskräfte. Er war, nach Angabe eines seiner Freunde, geboren zu Polcia, im Russisch-Polen, und unter der Regierung des König Stanislaus emigrierte er unter dem Schutze einer polnischen Dame nach Paris. Nach einem kurzen Aufenthalte daselbst zwang ihn die hier ausgebrochene Revolution, diese Hauptstadt zu verlassen, im Jahre 1792 nach England zu gehen, das er nicht mehr verließ. Es sind bereits 36 Jahre, als in London eine Skizze seines Lebens erschien, die zum Motto den Spruch hatte: „O! geheimnißvolle Natur! Du hast den Geist eines Mannes in den Körper eines Kindes gesetzt.“ — 60 —

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wo für das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesendet wird.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N^o 87.]

Montag, den 30. October.

[1837.]

Inhalt. Der physische, sittliche und intellektuelle Zustand der Blinden. — Aus dem Tagebuch eines Arztes. — Allgemeines Gesundheits-Bulletin. — Miscellen.

Der physische, sittliche und intellektuelle Zustand der Blinden.

(Fortsetzung.)

Je öftere Gelegenheit man hat, Blinde zu beobachten, desto mehr überzeugt man sich von dem Einflusse des Gesichtsinnes auf unsere gesellschaftlichen Verhältnisse. Der Blinde fühlt sich viel weniger zu seinem Nebenmenschen durch die Macht der Sympathie hingezogen, und erst mittelbare Eindrücke müssen das Band knüpfen, das ihn mit der Gesellschaft in Berührung bringt. Er lebt daher viel in der Einsamkeit, zieht sich gern in sich selbst zurück, seine Gedanken bleiben uns ein tiefes Geheimniß, und das beschaulich einsame Leben seiner Seele ist für uns Sehende mit dem dichten Schleier der Finsterniß umhüllt. Dieses Zurückgezogenseyn in sich selbst gibt zu vielen Mißverständnissen Anlaß. Denn da der Blinde seine Gefühle weder durch Ausdruck der Physiognomie, noch durch die lebhafte Geberdensprache der Sehenden zu erkennen gibt, so ist man zuweilen versucht, zu glauben, diese Gefühle seien ihm fremd. So z. B. vergießt der Blinde äußerst selten Thränen, auch ist für ihn die stille Sprache des leidenden Gemüthes auf den Gesichtszügen des Nebenmenschen eine unvernembare; aber deshalb wäre der Schluß übereilt, daß er für Mitleid weniger empfänglich ist. Er fühlt die Leiden seines Nebenmenschen mit gleichlebendiger Sympathie; nur die Art, wie er sein Mitgefühl äußert, ist bei ihm verschieden. Lebhaftere Ausrufungen, Seufzer, einstudirte Grimassen, täuschende Herzensergießungen, kurz die wohlberechnete Sprache der Empfinderei ist dem Blinden unbekannt. Seine Gemüthsbewegungen sind gleichsam stumm, und mahlen sich selten auf der ernstesten Physiognomie. Schon das blinde Kind ist gegen

äußerst wenige Personen lieblosend, gewöhnlich findet man es kalt; aber bei genauerer Beobachtung überzeugt man sich, daß es an Aeltern und Verwandten mit der innigsten Zärtlichkeit hängt. Einen Beweis hiefür liefert der Umstand, daß man bei Blinden das Heimweh beobachtet, eine Empfindung, die man sonst nur Personen zuzuschreiben pflegte, die in ihren frühesten Jahren mahlerische Gebirgs- oder Küstengegenden gesehen haben. Ein ganz eigener Umstand trägt zur Erhöhung dieser Sehnsucht nach der Heimath bei Blinden bei, nämlich daß sie mit den kleinsten Umständen ihres heimathlichen Ortes innig vertraut, dort schon jeden Gegenstand zu finden wußten, und nur durch ein langes und mühsames Studium zu dieser detaillirten Kenntniß gelangten. Daher geschieht es oft, daß Blinde den Ort, wo für sie am besten geforgt ist, verlassen, um ihre Heimath wieder zu erreichen, wenn sie auch da Elend und Noth erwartet. — Blinde leben sehr verträglich mit einander, und unter einer großen Zahl blinder Kinder hat Dufay selten das neidische und gehässige Wesen beobachtet, wie es sonst unter Schülern zu seyn pflegt. Es herrscht eine Art Esprit de corps unter ihnen, der keine Eifersucht kennt; der Beifall, den der Eine unter ihnen erntet, beleidigt den andern Mitschüler nicht. — Es ist eine Verleumdung, wenn man behauptet, daß bei Blinden das Gefühl der Schamhaftigkeit weniger ausgebildet sei. Es ist wahr, daß sie gewisse Neuerlichkeiten minder achten, die nur für Sehende eingeführt wurden; aber eben so wahr ist es, daß Blinde, die eine gute Erziehung genossen, die Regeln des Anstandes mit aller Gewissenhaftigkeit beobachten. Bemerkenswerth ist, daß die Delikatesse, die Sehende bei Gegenständen des Gesichts beobachten, bei Blinden auf das Gehör übergeht, so wie dieser Sinn überhaupt eine große Rolle im Leben der Blinden spielt. Diese Keuschheit des Ohrs entfernt aus ihrem Gespräche jedes unanständige Wort, jeden zweideutigen Ausdruck, und selbst Redensarten, die der Gebrauch bei uns erlaubt hat, kann sie in die größte Verlegenheit setzen. Vorzüglich haben Erzieherinnen in Blindenanstalten bei Mädchen diese Beobachtung gemacht.

Man verkennt die wahre Quelle der Religion, wenn man mit Diderot Blinden alle höheren religiösen Gefühle deswegen abspricht, weil sie die Wunder der Natur zu betrachten unfähig sind. Im Gegentheil lebt im Geiste und Gemüthe der Blinden, wenn sie durch Erziehung die gehörige Richtung erhalten, der reinste Sinn für Andacht und religiöse Erhebung. Sie fühlen sogar ein weit stärkeres Bedürfniß, Gott zu lieben, als die Sehenden, und ihr Herz findet im frommen Umgange mit einem höheren Wesen den einzigen Trost für den Verlust des Sonnenlichtes. Aber ihre Frömmigkeit äußert sich in der einfachsten Sprache, kennt keine Heuchelei, keine überspannte Frömmerei, keine Ekstase; ihre religiöse Betrachtung wird

nicht von äußerem Pomp gestört, und nach allen Erfahrungen *Dufau's* ist es sogar wahrscheinlich, daß der Glaube der Blinden sich von aller körperlichen Beimischung frei erhält, und ihr Gemüth weit geeigneter ist, das Dogma geistig rein aufzufassen. — Was die Stellung der Blinden den Großen der Erde gegenüber betrifft, so ist es Thatsache, daß menschliche Macht und Glanz auf sie bei Weitem nicht den Eindruck machen, wie auf Sehende. Eine Person hohen Ranges imponirt ihnen weniger. *Dufau* sah Blinde vor Fürsten eben so unerschrocken als ohne alle Gemüthsbewegung stehen. Uebrigens hat die Schüchternheit derselben einen ganz eigenthümlichen Charakter. In der Kindheit ist sie das Resultat einer wahren Armuth an Ideen und Worten; sie sind daher verlegen im Ausdrucke und bei jedem Tadel tief beschämt. Aber diese Aengstlichkeit nimmt mit dem Wachsen ihres Ideen- und Wortreichtums immer mehr ab, sie werden alsdann selten aus der Fassung gebracht, und man beobachtet auch bei ihnen jene Verwirrung nicht, die bei Jünglingen die Gegenwart von Personen eines anderen Geschlechtes hervorzubringen pflegt. Sie sind aber keinesfalls in dieser Beziehung kalt und ruhig; die bei ihnen durch Ton, zufällige Berührung u. s. w. angeregten Empfindungen sind vielmehr tief und lebhaft; aber sie geben sich nicht nach Außen so lebhaft zu erkennen, und die äußere Haltung ihres Körpers spricht weniger klar die innere Neigung aus. Daher können sie ihre Leidenschaften leichter im Zaume halten; die so schnellen und mächtigen Eindrücke des Auges wirken nicht auf sie mit der Kraft, daß sie denselben, wie der Sehende, plötzlich unterliegen, oder aus ihnen beständige Nahrung für ihre Neigung ziehen sollten. — Ein anderer Charakterzug der Blinden ist eine zähe Beharrlichkeit, die oft in Halsstarrigkeit ausartet. Daher ihr Umgang etwas Steifes, und ihre Sprache etwas Trockenes haben. Da sie immer früher überlegen, und dann erst handeln, so lassen sie sich natürlich nicht so leicht von unvorgesehenen Ereignissen hinreißen; daher haften sie fest an ihrem früher reif überdachten Entschlusse, erwerben sich eine gewisse Festigkeit und Stärke des Willens, die sich klar in ihrer Sprache abspiegelt. Dessen ungeachtet sind sie gewöhnlich sehr gelehrig, und, wenn man nur nicht ungerecht gegen sie ist, gegen ihre Erzieher sehr folgsam. Die ihnen zur Natur und nothwendig gewordene Ordnungsliebe läßt sie leicht die Vortheile der ordnenden Regel begreifen; sie unterwerfen sich derselben ungezwungen; aber jede Willkür, jeder regellose Zwang empört sie, sie setzen ihnen den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Drohungen ohne Rechtsgrund bewirken selten bei ihnen den Entschluß zur Nachgiebigkeit. Leider findet sich diese stolze Starrheit des Willens gerade bei denen Blinden, die sich durch Höheit des Geistes und Talent auszeichnen, und mehr als einmal trifft es sich, daß gerade die von der Natur Be-

gabtesten durch diese Widerhaarigkeit ihre ganze Laufbahn zerstörten. Mit diesem festen Willen steht ein Grad von Selbstvertrauen und Eigenliebe in der innigsten Verbindung. Dieser vorwaltende, schwer zu bekämpfende Zug im Charakter der Blinden steht auch mit dem Bewußtseyn ihrer abhängigen und hilflosen Lage im Zusammenhange. Sie wissen nämlich recht gut, daß sie ein Gegenstand des Mitleids sind, daß es sogar für sie wichtig sei, Mitleiden zu erregen. Daher geht ihr Bestreben dahin, dieser Ungerechtigkeit der Natur durch ein gewisses Selbstbewußtseyn das Gleichgewicht zu halten, und ihre Unabhängigkeit wenigstens durch einen starken Willen zu behaupten. Diese Eigenliebe wird nicht nur durch das Bewußtseyn der gehobenen Schwierigkeiten, sondern auch durch jedes noch so geringe Lob über irgend eine erlangte Geschicklichkeit mächtig unterhalten. Nicht selten ist mit dieser Eigenliebe eine Reizbarkeit verbunden, die wohl leicht in Gemüthsbewegungen ausbricht, aber sich bald wieder in Gemüthsruhe und Wohlwollen auflöst. Ihre Abhängigkeit von Anderen hindert sie nicht, gegen dieselben die strengsten Richter zu seyn; sie werden natürlich durch das Aeußere nicht bestochen; und ihr Urtheil fällt daher ruhiger und kälter aus. Im Ganzen genommen sind sie jedoch versöhnlich, und jedem Rachegefühl nicht so leicht zugänglich.

Uebrigens sind Blinde mißtrauisch, und ihre Sprache verräth schon diesen Charakterzug. Sie haben, wie Rodenbach sagt, einen gewissen feinen, durchdringenden, moralischen Blick (*coup d'oeil moral, fin et subtil*), den sie auf Jeden werfen, mit dem sie reden. Aber daraus folgt keinesfalls, daß sie undankbar sind; im Gegentheil sind sie gegen die Wohlthaten Jener, von deren Aufrichtigkeit sie überzeugt sind, sehr dankbar. Das gerade Wesen der Blinden flößt ihnen auch die tiefste Achtung gegen die Rechte und das Eigenthum Anderer ein, und während Taubstumme oft vor den Gerichten erscheinen, ist der Diebstahl eines Blinden die größte Seltenheit. — So viel über den moralischen Zustand der Blinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Arztes.

(Fortsetzung.)

XXXVI.

Zum glücklichen Heilen ist nicht bloß Vertrauen des Kranken zum Arzte, sondern auch das Zutrauen des Arztes zum Kranken nöthig. Hat der Arzt kein Vertrauen zum Kranken und zu dessen Folgsamkeit, — sein Eifer ermattet, sein Erfindungsgeist wird gelähmt.

XXXVII.

Der Arzt soll taubstumm seyn; taub für die launig-mürrischen Ausbrüche der Kranken — stumm für die geheime Geschichte derselben, — taub gegen Lob und Tadel — stumm, wenn Scharlatane an allen Ecken predigen. Und doch muß er schnell und scharf hören — mit Kraft und Muth reden können!

XXXVIII.

Schmeicherei aus dem Munde des Arztes ist Gift; sie huldigt dem Laster, legt Schminke auf des Wüßlings Wange, und schläfert ein wie Mohnsaft. Da träumt man die süßesten Dinge, und wenn man erwacht, fühlt man erst, wie grausam die Täuschung war.

XXXIX.

Was vermag das tiefste Denken gegen den schwächsten Nizel eines Nerven? — Was vermag alle Macht physischer Reize gegen die schützende Gewalt eines großen Gedankens? So ist der Mensch voll Widersprüche und seine Natur das unauf lösliche Räthsel.

XL.

Für Manchen schlägt die Stunde sehr früh — er hört sie nicht schlagen. — Mancher hört sie immer schlagen, — ohne daß sie schlägt. Jenes ist Leichtsinu — dieses Hypochondrie. Beide sind schwer vereinbar. Doch, treten sie vereint auf — dann sind sie Vorläufer des Wahnsinnes oder Selbstmordes.
(Wird fortgesetzt.)

Allgemeines Gesundheits-Bulletin.

Im Süden Frankreichs ist die Cholera in bedeutender Abnahme, obwohl sie in Marseille noch immer nicht gänzlich erloschen ist, wo 4 bis 5 Personen noch täglich daran sterben. Am 3. October starben in Toulon noch 5 Personen an dieser Krankheit. Ueberhaupt ist sie hier, wie der „Toullonnais“ berichtet, sehr gutartig, und dieses Blatt vom 6. October spricht die Hoffnung ihres baldigen Verschwindens in Toulon aus. — Der „Garde-National“ von Marseille widerlegt das früher verbreitete gemessene Gerücht, als hätte die Ankunft des 22. Regiments den Ausbruch der Cholera in dieser Stadt zur Folge, und sucht zu beweisen, daß schon vor dessen Ankunft dieses Uebel unter den Soldaten der Garnison beobachtet worden sei. — In Aix ist noch immer der Gesundheitszustand beunruhigend. — In Salon (Bouches du Rhône) hat das seit dem 30. September eingetretene feuchte, naßkalte Wetter keinen nachtheiligen Einfluß auf den Gesundheitszustand ausgeübt, und nur einzelne Fälle von Cholera wurden daselbst beobachtet. In der Umgegend jedoch ist sie stärker, und das Traurigste in den kleinen Ortschaften ist, daß man selbst um hohes Geld selten tüchtige Krankenwärter bekommt. — In Rom ist am 4. October nur noch ein Erkrankungs- und ein Todesfall an der Cholera vorgekommen. — In Livorno hegte man am 3. October die Hoffnung, in wenig Tagen ganz von dem Uebel befreit zu seyn. Ein Aehnliches wird aus der

Umgegend dieser Stadt berichtet. Aus Catania lauten die Nachrichten nicht so günstig. — In Berlin sind vom 10. bis zum 13. October 20 Personen an der Cholera erkrankt, und 11 Personen gestorben. In Posen jedoch scheint die Krankheit im Zunehmen begriffen zu seyn. Vom 6. bis 9. d. M. sind 109 Personen erkrankt und 41 gestorben.

Miscellen.

(Die abgebissenen Nasen.) Vor der Polizei zu Glasgow kam neuerlich ein eben so seltener als possierlicher Rechtshandel vor. Zwei Männer, J. Smith und D. Mitschell erschienen vor Gericht, und klagten einander an, sich wechselseitig und boshafter Weise die Nasen abgebissen, und noch dazu auf andere Art verstümmelt zu haben. Ihr zerlumpter Anzug passte vollkommen zu den Narben, Schrammen und anderen Zeichen überstandener Gewaltthätigkeit, womit ihr Gesicht nach allen Richtungen bedeckt war, während breite, weiße Pflaster den Fleck bedeckten, wo die Nasenorgane dieser Cannibalen ehemals wucherten, die aber jetzt trotz alles Zusammenklebens und Flickens eines geschickten Wundarztes nur geringe Beweise einer bona-fide-Nase lieferten. Beide starrten einander in grotesker Haltung an, und schienen sich so behaglich zu fühlen, daß die versammelten Zuschauer eigentlich nicht wußten, ob sie über die Unglücklichen lachen, oder sie bemitleiden sollten. Nachdem sie von dem Beamten einen derben Verweis über ihr rohes und unmenschliches Betragen erhielten, wurden sie verurtheilt, den Arzt für das Zusammenflicken der noch zurückgebliebenen Nasenfragmente zu bezahlen und — entlassen *).

Neulich wollte sich in London ein Weib, angeblich wegen erlittener Mißhandlung von Seite ihres Mannes und aus Lebensüberdruß ins Wasser stürzen. Ein Constabler, der sie bemerkte, führte sie in das Wachtthaus, aber auf dem Wege bekam sie Geburtswehen, und hatte, bevor der Geburtshelfer herbeikam, schon geboren. Dieser nahm das Kind zu sich, und ließ dasselbe von seiner eigenen, eben im Kindbette begriffenen Frau stillen, während die Mutter einweisen unter polizeilicher Aufsicht zu Bette gebracht wurde.

Die Pariser Journale geben eine tabellarische Uebersicht der Lebensmittel, welche im Monat August in Paris verzehrt wurden, und machen bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß im August 1837 um 604 Dshen weniger als im M. August des Jahres 1836 in der Hauptstadt verbraucht wurden. Pariser Blätter bemühen sich auf alle Weise, diese Abnahme der Consumption zu erklären, und wollen bemerkt haben, daß die Dshen überhaupt auf den Märkten, welche die Hauptstadt versehen, an Zahl abnehmen; daß die Fleischpreise hierdurch immer höher steigen, und daß es im Interesse der öffentlichen Gesundheit von höchster Wichtigkeit sei, einem so verdrießlichen Zustande der Dinge (*«à ce facheux état de choses,»* wie sich ein Pariser Blatt ausdrückt) ein Ende zu machen. Nachdem der Courier du Bas-Rhin der Regierung die geeignetesten Mittel an die Hand gibt, um dem Mangel an Dshen abzuhelfen, schließt er seine Vorschläge mit der tröstenden Hoffnung: *«Les boeufs étrangers pourront alors faire concurrence aux boeufs indigènes.»*

*) Bekanntlich hat sich vor wenigen Monaten hier in Wien der Fall ereignet, daß ein Krankenwärter einer Weibsperson den fleischigen Theil der Nase aus Eifersucht — abgebissen.

Die französischen Blätter enthalten fast täglich Anzeigen mehrerer Selbstmorde. Kein Wunder! Genußsucht mit Faulheit gepaart, müssen endlich zur Verzweiflung führen. Wie weit es die Arbeitsschene in Paris gebracht, davon liefert die Gazette des Tribunaux in einem ihrer neuesten Nummern ein Prototyp in einem gewissen Matthieu Bouay, der neulich vor die Zuchtpolizei geladen wurde. Dieser Mensch ist, wie sie sagt, ein wahres Ideal von einem Vagabunden. Nichts thun ist seine einzige Leidenschaft. Die Stimme des Magens, selbst diese mächtige Stimme findet kein Gehör bei ihm. Seine Wohnung ist überall; im Winter im Winkel eines Wirthshauses, im Sommer in freier Luft. Sein Costum hat er seit 20 Jahren nicht geändert. Er bessert sich seinen Anzug selbst aus — die einzige Arbeit, wozu ihn die Noth verdammt. Neuerlichst erschien er vor der Zuchtpolizei. Man fand ihn in einer der Barracken auf dem Gemüsemarkt liegen. Bouay findet es sehr sonderbar, daß die Behörde sich um seine Lebensweise kümmert; er wüthet gegen die bürgerliche Gesellschaft, daß sie der freien Ausübung seines Gewerbes Fesseln anlegen will. Folgendes Gespräch fand zwischen ihm und dem Präsidenten der Zuchtpolizei Statt: Der Pr. Ihr habt weder Mittel zu leben, noch eine bestimmte Wohnung. — Bouay: Ich will weder Wohnung noch Existenzmittel. Ich hätte wohl deren, ich habe sie aber aufgegessen. Ich verlange von Niemand was, und thue Niemanden was zu Leide. Warum wollen Sie mich beunruhigen? — Der Pr. Ihr seid ein liederlicher Mensch, und Vagabunden sind Verbrecher. — B. Das ist ungerecht. Sobald man ehrlich ist, Niemanden etwas stiehlt, Niemanden beleidigt, ist man frei. Es lebe die Charte! Ich mische mich nicht in die Angelegenheiten Anderer — warum kümmern sich Andere um meine Existenz? — Der Pr. Ihr arbeitet nichts, habt kein Gewerbe! — B. Freilich arbeite ich nicht! Es sollte mir auch leid thun, zu arbeiten. Ich verlange von Niemanden etwas. Es sind hier viele Leute versammelt — wohlan! Es trete Jemand auf, und wage es zu behaupten, daß ich irgend Jemand beleidigt hätte. Wegen meiner mag sich Jeder von Früh bis Abend so viel er nur will, in die Arbeit vertiefen — ich lasse Jedem gewähren; aber ich habe ganz andere Ideen, ich will lieber müßig bleiben. Es trete Jemand heran, und krümme mir nur ein Haar! — Der Pr. Wir sind genöthigt, Sie ins Gefängniß zu schicken. — B. Wie es Ihnen gefällig ist, Herr Richter, ich kann Sie nicht daran hindern. Es kommt jetzt eine strengere Jahreszeit, und es schmeckt am Ofen des Gefängnisses auch nicht übel; in unseren Kerkeren hat man gut ausgebackenes Brod. Thun Sie Ihre Pflicht. — (Das Tribunal sprach nun das Urtheil zu 3 Monaten Gefängniß und 5 Jahren Ueberwachung.) B... Gut! Herr Richter, da sie nicht weniger thun können: Ich werde aber gerade am Neujahrstag herauskommen, und dann beginnt meine Ernte; ich werde die Kutschenthüren öffnen, das ist nicht schwer, und mir ganz angemessen. Oh! Wie herrlich, wenn man mich da schreien hört: »Hier ist Ihr Wagen, mein Fürst, mein Gesandter, mein Pair von Frankreich! Hier Ihr Wagen!« und da bekomme ich ganz frische Sous — aber arbeiten, ich arbeiten — Nie!

Folgende Angaben in Bezug auf die Sterblichkeit der Missethäter in den französischen Gefängnissen entnehmen wir dem „Journal des Debats.“ Vom Jahre 1816 bis 1887 inclus. waren in allen Gefängnissen 9320 Todesfälle, unter denen 9157 in den Spitälern eines natürlichen Todes Gestorbene, 6 an Selbstmord, 25 während eines Tumults, 38 durch das Schwert der Geseze, 30 an plöz-

lichem Tode in den Zimmern, 63 an plötzlichem Tode während der Arbeit und 2 durch Mord Umgekommene gezählt werden. Das Verhältniß der Todesfälle zur ganzen Anzahl der Verbrecher ist sehr verschieden; das kleinste Verhältniß ist 24 zu 1000 im J. 1816; 63 zu 1000 war es im J. 1833, und im J. 1835 war es 58 zu 1000. Die Sterblichkeit in den Central-Gefängnissen ist viel größer, ungefähr zwischen 6 und 9 zu 100. Der Hafen von Rochefort hatte die größte Anzahl Todte. Sie beliefen sich schon einmal auf 148 zu 1000; jedoch verminderten sie sich im Jahre 1835 auf 74 zu 1000. Orient hatte geringste Zahl, beiläufig 32 zu 1000.

In Genf ist seit Anfangs September die schweizerische Gesellschaft für öffentliche Wohlfahrt versammelt. Sie behandelt vorzüglich drei Gegenstände, die für das öffentliche Wohl gleich wichtig sind. Volkserziehung, National-Industrie und Armenwesen. In jeder dieser Abtheilungen sind zahlreiche Denkschriften eingegangen. Vorzüglich beachtenswerth ist der Umstand, daß bei der Volkserziehung einstimmig der Grundsatz aufgestellt wurde, daß alle Erziehung, und besonders Volkserziehung nichts werth sei, wenn sie nicht sittliche Ausbildung und Besserung zum ersten Zweck und zur Grundlage ihres Strebens macht. — Auch wurde in der Versammlung öffentlich von dem Nutzen gesprochen, den für die Schweiz Häuser für Aufnahme, Besserung und Beschäftigung junger Müßiggänger und demoralisirter Kinder hätten, und man beschloß, einen verständigen, jungen Mann in ein Asylhaus nach Berlin zu schicken, um sich dort die zur Errichtung einer ähnlichen Anstalt in der Schweiz nöthigen Kenntnisse zu verschaffen.

Das Journal général des Tribunaux erzählt, daß neuerlichst in Paris ein sehr anständig gekleideter Herr auf dem Plage Palais-Royal ein Cabriolet nahm, und dem Kutscher befahl, zur Barrière de l'Etoile zu fahren. Als sie in den elysäischen Feldern ankamen, zog er eine Pistole aus der Tasche, und sagte zum Kutscher: „Diese Pistole ist geladen, und wird Einem von uns Beiden das Gehirn verbrennen.“ Der Fiacker nahm diese Worte für Scherz, und gab auch eine scherzhafte Antwort. Als sie jedoch gegen die Wache mitten in den elysäischen Feldern ankamen, zog der Mensch neuerdings die Pistole aus der Tasche, steckte dessen Lauf in den Mund — und zerschmetterte sich das Gehirn. Das Pferd machte einen furchtbaren Sprung, das Cabriolet ward gegen einen Baum geschleudert und umgestürzt. Umsonst eilte schnell ein Arzt herbei — der Unglückliche war schon todt, und man fand im Wagen mehrere Stücke vom Gehirn. Der Selbstmörder hieß B... (wie aus einem bei ihm gefundenen Briefe hervorging), man weiß aber nicht die Ursache, die ihn zu diesem Schritte verleitete.

— 60 —

Herr Burdin hat in seiner eifrigen Verfolgung des thierischen Magnetismus in der Akademie der Medicin den Vorschlag gemacht, einen Preis von 3000 Franks für diejenige Person auszusetzen, welche ohne Hilfe der Augen und ohne Licht in einer solchen Entfernung von dem Gegenstande lesen kann, daß an keine Berührung mit demselben zu denken ist. Die Akademie der Wissenschaften hat eine Commission ernannt, welche diese merkwürdige Ausforderung beaufsichtigen soll.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N^o 88.]

Donnerstag, den 2. November.

[1837.]

Inhalt: Der physische, sittliche und intellektuelle Zustand der Blinden. — Bewegung der Bevölkerung. — Sonderbarer Wahnsinn. — Der weibliche Vesiculap. — Rauchen und Schnupfen. — Miscellen.

Der physische, sittliche und intellektuelle Zustand der Blinden.

(Fortsetzung.)

Nach kurzer Erwähnung des physischen und sittlichen Zustandes der Blinden gehen wir auf dessen geistigen oder intellektuellen Anlagen über.

Neuere Psychologen haben nachgewiesen, daß die Aufmerksamkeit die Grundlage aller übrigen geistigen Thätigkeiten ausmache, und gerade die Aufmerksamkeit ist bei Blinden auf einer sehr hohen Stufe ausgebildet. Sie wird bei ihnen schon im Kindesalter sehr leicht angeregt, sie fassen die erklärten Gegenstände schnell, und behalten sie lange im Gedächtniß. Die dem Blinden mittelst des Gehöres und des Gefühles zu Theil werdenden Eindrücke stürmen nicht in großer Menge und auf einmal auf ihn ein, sondern affizieren ihn nur nach und nach, und können daher um so weniger ihn zerstreuen. Diese erhöhte Aufmerksamkeit der Blinden macht auch, daß sie die wahrgenommenen Gegenstände mit Sicherheit vergleichen, daher ihr Urtheil, im Ganzen genommen, reifer und unbefangener ist. Da ihr Verstand einen zwar langsamen, aber sicheren Gang verfolgt, so findet sich in ihren erworbenen Begriffen weit mehr Zusammenhang und Methode. Daher haben Blinde eine gewisse Neigung, Alles unter eine gewisse methodische Regel zu bringen, Alles, wie man zu sagen pflegt, zu classificiren; ein Streben, das sich bei ihnen vorzüglich zu erkennen gibt, wenn sie selbst andere jüngere Blinde unterrichten. Dufau behauptet, daß, unter übrigens gleichen Umständen, der Verstand eines Blinden dem eines Sehenden an Reife, Kraft, Si-

herheit und Festigkeit weit überlegen ist. In der That sprechen die unlängbarsten Erfahrungen für diese Behauptung; so z. B. ist es erwiesen, daß Blinde vor ihrem fünfzehnten Jahre metaphysische Begriffe auffassen, die wir Sehende kaum im zwanzigsten Jahre verstehen. Nach Klein stehen jedoch in Bezug auf frühe Verstandesreife blindgeborene Mädchen den Knaben nach, sie hängen mehr an der Oberfläche der Dinge, und der Lehrer hat weit mehr Schwierigkeit, ihnen klare Begriffe beizubringen. Dagegen haben blinde Mädchen einen Vortheil, der sie Sehenden näher stellt, und dieser ist, daß sie leichter in die Gewohnheiten, Sitten und Begriffe des gesellschaftlichen Lebens eingehen, und man kann ihnen leichter eine anständige Haltung, und mehr Sorgfalt für die Urtheile der Menschen in Bezug auf ihr Aeußeres beibringen. Nicht nur auf ihren Anzug überhaupt, sondern auf die verschiedenen Farben der Kleiderstoffe (deren Schicklichkeit sie durch Hörensagen kennen lernen), sind sie sehr sorgsam. Auch sind sie bescheidener, minder hart in ihren Ausdrücken, im gesellschaftlichen Umgange theilnehmender, und bleiben selbst dem Tanze zuweilen nicht fremd *). Dufau meint daher, daß man sich bei der Erziehung der Blinden, besonders der Mädchen, des Tanzes, als einer körperlichen Uebung, öfter als es bis jetzt geschieht, bedienen sollte.

Bemerkenswerth ist die Beobachtung, daß vollständig Blinde in Bezug auf Verstandesfähigkeiten solchen Blinden überlegen sind, die noch einen Schein haben; daß ferner Personen, die in Folge eines Gehirnleidens blind geworden, zwar noch den Geschmack und den Willen zur Erlangung von Kenntnissen haben, die den Verstand in Anspruch nehmen, wegen ihres geschwächten Gehirns jedoch diesen Trieb nach Kenntnissen nicht befriedigen können, so daß bei ihnen gleichsam ein Kampf zwischen Lust und Kraft der Ausführung entsteht. Selten jedoch tritt dieser Fall eines kranken Gehirns bei Blinden ein, und nach Guilié ist Wüßsinn oder Narrheit bei denselben selten beobachtet worden, während auf 40 Taubstumme wenigstens ein Geisteskranker gerechnet wird. Wahrscheinlich entwickelt sich bei dem Blinden der Keim zu einem Gehirnleiden — wenn er auch da ist — schon deswegen so schwer, weil ihr Urtheil so sicher, ihr Gemüth ruhig, ihre Einbildungskraft minder lebhaft, überhaupt ihr Geist den Stürmen der Außenwelt weniger ausgesetzt ist **).

*) Mlle. Salignac, eine Blindgeborene, sang zur Guitarre so schöne Melodien und tanzte so lieblich, daß man beinahe versucht war, an ihrer Blindheit zu zweifeln. Die blindgeborene Tochter einer Pariser Schauspielerin hat bei einem Contre-danse, an dem sie Theil nahm, nicht im Mindesten die Ordnung gestört.

**) Dufau stellt hier die Frage, ob nicht mancher Verstandige durch eine künstlich bewirkte Blindheit den Aufregungen der Außenwelt entzogen werden, und dadurch seinen früheren Verstand wieder erlangen könnte? — Bekanntlich tragen Ruhe und Stillerniß zur Mäßigung der Anfälle von Rasenden viel bei.

Die erhöhte Verstandesthätigkeit der Blinden steht mit ihrer Leichtigkeit zu abstrahiren, d. h. die Gegenstände so einfach als möglich aufzufassen, in der innigsten Verbindung. Auch kommt der Blinde zur Bildung eines Begriffes nur langsam und theilweise, er analysirt also dessen Bestandtheile schon bei der Auffassung, weil er nur durch die langsame und stufenweise Auffassung der Theile in den Stand gesetzt ist, einen Gegenstand von den anderen zu unterscheiden; daher bei ihnen das Vermögen zu analysiren sehr ausgebildet ist. — Was das Gedächtniß betrifft, so erzählt man mehrere auffallende Beispiele eines ausgezeichneten Gedächtnisses bei Blinden, aber dieß sind Ausnahmen; im Ganzen genommen ist es bei ihnen eben so verschieden für verschiedene Gegenstände wie bei Sehenden; nur ist es zuverlässiger und umfassender. Aber das, was wir Sehende ein Merkzeichen nennen, kennen sie nicht, und sie benützen niemals besondere Gegenstände, wodurch ihnen dieses oder jenes zur Zeit leichter einfallen soll. Eine Kunst, dem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen, gibt es für sie nicht. Der Geist der Ordnungsliebe und die erhöhte Aufmerksamkeit, die wir schon früher als Eigenschaften der Blinden geltend gemacht haben, tragen ohne Zweifel zur Schärfung ihres Gedächtnisses sehr viel bei, aber ein Hauptgrund dieser zuverlässigen Erinnerungskraft besteht darin, daß die von den Blinden aufgefaßten Thatfachen einfacher und mit detaillirten Umständen weniger überhäuft sind, und daher der Vollständigkeit und Zahl nach zum Behalten viel geeigneter sind. Uebrigens liefern Blinde den offenbaren Beweis, daß Verstand und Gedächtniß nicht, wie man sonst geglaubt hat, sich widersprechende Geistes-thätigkeiten sind, indem gerade jene unter den Blinden, bei denen der Verstand erhöht ist, auch dieses vorzüglich ausgebildet ist. — Aus dem Gesagten geht also hervor, daß im Blinden alle Elemente zu der Geisteskraft, die wir Vernunft zu nennen pflegen, vorhanden sind, und man kann mit Reid sagen, daß ihr geistiges Auge unverletzt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bewegung der Bevölkerung.

In einem längeren Artikel in der allgemeinen Zeitung ist so viel Treffliches über die Geseze enthalten, welche in Bezug auf Zu- und Abnahme der Bevölkerung Statt finden dürften, daß wir es zweckmäßig erachten, Einiges aus denselben auszugsweise mitzutheilen, und mit einigen Anmerkungen zu begleiten. — Ein wichtiges, in der Erfahrung nachgewiesenes Gesez, worauf der Verfasser jenes Artikels aufmerksam macht, ist, daß nach jeder zeitweisen Hemmung und jedem größeren Verluste an Menschen sich bei den Uebrigbleibenden zugleich die Mit-

tel und die Neigung vergrößern, die entstandenen Lücken auszufüllen. Darum zeigen sich nach großen Kriegen, nach Hungersnoth — wie es z. B. nach den Jahren 1815, 1816 und 1817 der Fall war — die Zahl der abgeschlossenen Ehen, und folglich die verhältnißmäßigen Geburten in bedeutender Zunahme *). So wie jedoch unmittelbar nach den eben genannten Jahren (1815 — 1817) eine Zunahme der Bevölkerung in Europa in die Augen fiel, eben so wenig läßt sich in den letzten Jahren eine verhältnißmäßige Verminderung der Ehen verkennen. Uebnliche Veränderungen bemerken wir im Verhältnisse der Sterblichkeit. Durch die fortschreitende Ausbildung der Medicin, und die Verbesserung der Medicinal-Anstalten, besonders die so wichtige Erfindung der Kuhpockenimpfung, hat sich in den meisten Ländern unseres Welttheiles die mittlere Lebensdauer des Menschen erhöht. Eine zweckmäßigere Sorge für die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit der Kinder hat zu dieser Erhöhung wesentlich beigetragen **). Dieser Gewinn für die neuere Zeit ist jedoch einigem Wechsel unterworfen. Während der letzten Jahre, besonders von 1829 und 1830 angefangen, zeigte sich in vielen Ländern Europa's eine erhöhte Sterblichkeit, noch ehe die Cholera zum Vorschein kam, selbst in Gegenden, wo sie überhaupt gar nicht zum Ausbruche gekommen ist ***). Hoffmann, der verdienstvolle Director des statistischen Bureaus in Berlin hebt die Thatsache hervor, daß die Cholera von ungewöhnlicher Sterblichkeit begleitet war, so daß selbst in denjenigen Bezirken, wo sie am stärksten wüthete, nicht über $\frac{2}{7}$ des Ueberschusses über den gewöhnlichen Betrag der Todesfälle auf ihre besondere Nach-

*) Dasselbe Gesetz findet auch nach weit verbreiteten Epidemien Statt, in welchen viele Menschen hinweggerafft werden; jedoch mit dem mobifizirten Unterschiede, daß die Fruchtbarkeit der Frauen sodann bedeutend zunimmt. Bei diesem Gesetze, welches sich in der Geschichte der Epidemien klar nachweisen läßt, muß man nicht nur bedenken, daß die Natur gleichsam durch ihre Heilkraft die der Menschheit versetzte Wunde vernarben will, sondern auch, daß dabei eine höhere Hand der Vorsehung und physiologische Gründe obwalten, die hier jedoch auseinander zu setzen zu weit führen würde. D. N. e. d.

**) Gewiß haben hier vorzüglich die verbesserte medicinische Polizei, die strengere Bewachung aller mit der öffentlichen Gesundheit in Beziehung stehenden Umstände, die Rückkehr vieler zu einer naturgemäßen Lebensart, eine verbesserte physische Erziehung, die Abnahme des Genusses geistiger Getränke, und die einfacheren Heilmethoden sehr viel beigetragen, und gewiß werden die Kleinkinderbewahranstalten auch in dieser Beziehung ihre guten Früchte mit der Zeit nachtragen. D. N. e. d.

**) Diese Zunahme der Sterblichkeit vor der Cholera erleidet sehr viele Ausnahmen; denn in manchen Ländern hat man gerade die entgegengesetzte Erfahrung gemacht, daß ein äußerst geringer Krankenstand und eine sehr geringe Sterblichkeit dem Ausbruche jener Seuche voranging und nachfolgte, während in anderen Gegenden bald andere gefahrdrohende Seuchen, z. B. der Typhus vorausgingen oder nachfolgten. Ein allgemeines Gesetz dürfte hier schwer auszumitteln seyn. D. N. e. d.

nung kamen *). Wenigstens hat sich dieß im preussischen Staate bestätigt. Aus diesen Erfahrungen will der Verfasser den Schluß ziehen, daß während der letzten Jahre die Sterblichkeit allgemein erhöht ist **); daß überhaupt in der jüngsten Zeit eine allgemeinere Völkerverkrankung zum Ausbruche gekommen, und daß die Cholera nur da und dort das äußerste Symptom dieses Uebels gewesen ist ***). Daher ergibt sich ein gewisses gleichmäßiges Verhalten zwischen dem Leben des einzelnen Menschen und dem Leben der Völker (im Großen betrachtet), und ein Gesetz der Bewegung der Völker. Der ganze Körper der Menschheit nämlich, und ganze Nationen tragen, so wie einzelne Menschen, den Keim bestimmter Uebel in sich, der unter bestimmten äußeren Verhältnissen sich entschieden entwickelt. Auf die Entwicklung solcher Keime bei ganzen Völkern hat sowohl ihre Lebensart, als auch der Charakter der Zeit den unverkennbarsten Einfluß; das Leben der Völker gibt ihrem Gesundheitszustand ein bestimmtes Gepräge, treibt einen bestimmten Krankheitskeim, welcher durch gewisse Veränderungen in der Luft, in der Erde und in dem Weltsysteme überhaupt bis zur tödtlichen Krankheit reif werden kann. Da wir aber weder den Charakter der kommenden Zeit, noch die künftige Lebensart bei den Völkern voraussagen können, so können wir auch nichts mit Bestimmtheit über den zukünftigen Gesundheitszustand derselben voraussagen; es fehlt uns folglich an einem Maßstabe für die Bewegung der Bevölkerung auf eine fernere Zukunft hinaus. In den Geburten wird ein abwechselndes Steigen und Fallen beobachtet; dasselbe ist bei der Sterblichkeit der Fall. Aber Niemand kann voraussagen, wann die Periode kommen wird, in welcher vermöge eines naturgemäß eingetretenen höhern Alters der Menschheit ihre Kräfte so abnehmen werden, daß (als natürliche Folge von Altersschwäche) sowohl die Zahl der Geburten ab-, als die der Sterblichkeit zunehmen wird. Indessen hat das Leben der gesammten Menschheit noch lange nicht seinen Höhepunct erreicht, wenn auch gleich seit mehreren Jah-

*) Auch diese Erfahrung erleidet sehr viele Ausnahmen, und wenn man nicht läugnen kann, daß zuweilen während der Cholera-Epidemie in einer Gegend auch andere Krankheiten, z. B. Blattern, Masern, Typhus, Friesel epidemisch herrschen, und also die Sterblichkeit erhöhen, so hat man andererseits wieder oft beobachtet, daß zur Zeit der Cholera eine verhältnismäßig geringere Anzahl von Menschen in Folge anderer Krankheiten gestorben ist, und überhaupt andere Krankheiten seltener sind. D. Ned.

**) Leider tragen hierzu nach unserer innigsten Ueberzeugung die Grippe-Epidemien bei, indem sehr viele Menschen, die diese Krankheit vernachlässigten, später als Opfer eines schleichenden Brustleidens fallen, wenn sie nicht frühzeitig Hilfe suchen. D. Ned.

***) Zwar ist nicht zu läugnen, daß der seit einigen Jahren vorherrschende Charakter der Krankheiten mehr auf Mangel an thätiger Natur-Heilkraft, auf ein Sinken der Lebensreaction, und auf ein gewisses passives Verhalten der Kranken Natur hinweist. Daß aber die Cholera bloß ein Symptom einer anderen allgemeinen Völkerverkrankung sei, dürfte kaum in der Erfahrung nachgewiesen werden können. D. Ned.

ren, besonders in Preußen, die Zahl der Geburten verhältnißmäßig ab-, und die Sterblichkeit zugenommen hat. Trotz dieses Mangels an einem bestimmten Gesetz über die Bewegung der Bevölkerung, haben wir doch einige Jahrzehente hinter uns, aus welchen über die meisten europäischen Staaten ziemlich genaue Angaben vorliegen. Aus diesen Angaben scheint zu erhellen, daß selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen (Krieg, Hungersnoth, Epidemien u. s. w.) eine fortwährende Zunahme der Bevölkerung Statt gehabt, so daß nur ganz kleine Bezirke, und nur für kurze Zeit eine Ausnahme bildeten. Der Körper der Menschheit wächst (so wie in der Jugendzeit der Einzelne) immer fort, und selbst an dessen vorübergehenden Hemmungen (gleichsam wie in den Entwicklungsperioden) knüpfen sich raschere Fortschritte der Bevölkerung. Alle Wirkungen von Krieg, Hunger und Seuchen haben diese Zunahme zwar theilweise und zeitweise verringern, aber keineswegs verhindern können. Man kann im Durchschnitte für eine Reihe von 100 Jahren eine jährliche Vermehrung von 8000 Seelen auf jede Million annehmen. „Unter dieser Voraussetzung (schließt der Verfasser dieses gehaltvollen Artikels) würde die Bevölkerung unseres Erdtheiles nach Verlauf eines Jahrhunderts etwa doppelt so stark als gegenwärtig seyn.“

Sonderbarer Wahnstau.

Man sieht jetzt oft in Paris des Morgens 5 Uhr und Abends zwischen 10 bis 11 Uhr vor dem Theater des Variétés auf dem Boulevard „Montmartre“ einen Menschen von hohem schlanken Wuchse, in Lumpen gehüllt, spazieren gehen, und einen Sack aus Leinwand unter dem Arme tragen. Dieser Mann, der einst bessere Zeiten gekannt, ist jetzt ein „philosophischer Lumpensammler“ (chiffonier philosophe), wie er sich selbst nennt. Vor 25 Jahren war er Baudouville-Dichter, obwohl er sich bei den vielen gelungenen Stücken, die er verfertigte, niemals nannte; er füllt seinen Sack, wie andere Lumpensammler, mit den verschiedensten Gegenständen, nur will er sich nicht bis zur Butte und dem Hacken erniedrigen. Er schickt noch jetzt an die kleinen Journale anonyme Artikel, die zu den geistreichsten und geleseinsten gehören, obwohl er zu stolz ist, dafür Bezahlung zu verlangen.

In seinen Mußestunden besteht seine Narrheit darin, daß er an angehende dramatische Künstler Briefe schreibt, um Ihnen einen Abscheu gegen diese Laufbahn einzulösen, wo man, wie er sagt, nur „Wind und Nervenkrüsen“ (vent et des crises de nerfs) erntet. Er soll in allen Schauspielhäusern freien Eintritt haben; aber er geht gewöhnlich vor denselben mitleidig lächelnd vorüber, besonders wenn er sieht, wie sich die Menge zu den Eingängen drängt, um daselbst Beifall zu klatschen, welches er die „Fabriken der Täuschung“ (fabriques des déception) nennt. Als er neulich vor dem Kaffeehause des Variétés, am Tage einer ersten Vorstellung, eine Gruppe Schriftsteller beisammen sah, ging er auf sie los, nahm eine dramatische Stellung an, warf seinen Sack unter den

linken Arm, und sagte ganz pathetisch: »Ihr seid entweder Kaufleute oder Narren; seid Ihr das Erstere, so habe ich Mitleiden mit Euch; seid Ihr Narren, so beklage ich Euch! Warum geht Ihr nicht lieber weg, und macht es wie L..., der Eures Gleichen war, und der nicht Euer unterthäniger Diener ist.« Nach diesen Worten wollte er einem seiner ehemaligen Mitarbeiter die Hand drücken, und ihn mit sich fortziehen; es versteht sich von selbst, daß dieser die höfliche Einladung nicht annahm. Der philosophische Lumpensammler L... wohnt in einer Wagenschoppe; sein Mittagbrot ist er auf offenem Felde, während eines Spazierganges, und dieses Mahl besteht aus einigen Stücken trockenen Brotes und verdorbenen Fleisches. Man hat es oft versucht, ihn von dieser Lebensweise zurückzubringen, für die er keinesfalls geboren war, — aber er schlägt alle Anerbietungen aus, indem er versichert, er sei in seinem Leben nicht glücklicher gewesen, als seitdem er die Einsamkeit mitten in dem Gewühle der Stadt genießen kann. Er treibt seine Anfälle der Brüderschaft mit den wirklichen Lumpensammlern so weit, daß er sie oft unter dem Arme nimmt, sie zu Paul Niquet in der »Halle« führt, um ihnen da ein Gläschen »populäre Freundschaft« kosten zu lassen. Man schreibt diese Geisteszerrüttung bei diesem zu einem besseren Lose gebornen Manne einer Kränkung über eine vor 24 Jahren erlittene Untreue einer Geliebten zu.

Der weibliche Mesculap.

»In der Absicht, Medicin zu studiren, zog ein griechisches Mädchen Männerkleider an, um nicht von den Vorurtheilen der Männer belästigt zu werden. Später aber nahm sie wieder ihre gewöhnliche Kleidung an, ließ sich in Athen als Arzt nieder, und genoss dergestalt die öffentliche Achtung, daß sie sich eine bedeutende ärztliche Praxis verschaffte.« Ein englischer Schriftsteller (Edmond's Cheap Classical Dictionary), der dieß erzählt, macht hierzu folgende Bemerkung: »Das Volk von Athen zeigte hier eine Art von Duldsamkeit, welche, wie ich fürchte, die Männer, und besonders die Frauen Englands kaum zeigen dürften. Der Leser möge ja nicht über die Vergleichung lächeln, die ich hier anstelle; denn ich habe in mehreren Dörfern an der Küste Cornwall's weibliche Chirurgen und chirurgische Schwestern (surgeon's Wives and surgeon's stifiers) gesehen, welche Arzneien bereiteten, zur Ader ließen, Zähne ausrißen, ohne sich dadurch lächerlich zu machen. Bei fleißigem Besuche der Vorlesungen und der Spitäler würden diese gefühlvollen Geschöpfe sich bald die gehörige wissenschaftliche Bildung verschaffen, um ihren kranken Nebenmenschen Hilfe leisten zu können.«

Rauchen und Schnupfen.

In einem der neuesten englischen Werke *) lesen wir folgendes Urtheil über das Rauchen und Schnupfen: »Der Tabak gehört zur Classe der sogenannten Narcotica, und hat so manche ihrer schädlichen Eigenschaften. Der übermäßige Genuß desselben, es sei in welcher Form man immer wolle, erhitzt das Blut, stört die Verdauung, verdirbt die Säfte, und erschläfft die Nerven. Vorzugsweise schadet er mageren, schwindlichtigen und hypochondrischen Personen. Er bewirkt ei-

*) Curtis: On Health, Lond. 1837.

nen unnatürlichen Durst, der leicht zum Genuße geistiger Getränke verführt; er erhöht die Neigung zum Nichtsthun, und befestigt den Faulen in seinen angenommenen Gewohnheiten. Am meisten aber schadet er jungen Leuten, und legt nicht selten den Grund zu ihrem künftigen Elend. Ich freue mich daher zu sehen, daß unsere jungen Leute die schädliche und unziemliche Gewohnheit, auf der Gasse zu rauchen, abzulegen anfangen. Der Gebrauch des Schnupstabaks ist noch verderblicher als der des Rauchens. Personen, welche zu Schlagflüssen, Schwindel, Taubheit und anderem Kopfleiden Neigung haben, kann er wegen seiner betäubenden Eigenschaften sehr schädlich werden. Eben so verderblich kann das Schnupfen Schwindfüchtigen und jenen Personen werden, welche an Zehrfieber, Blutspeien u. dgl. leiden. Das Tabakschnupfen ist eine unreinliche Gewohnheit, verdirbt die Geruchsorgane, macht einen üblen Athem, schwächt das Gesicht und das Gehör, macht schweres Athemholen, verdirbt den Appetit, und greift, im Uebermaße genommen, den Magen an, indem er im hohen Grade die Verdauungsorgane herabstimmt.

Miscellen.

Durch die Commission, welche in Haag über den Preis zu entscheiden hatte, den die Akademie der Architektur ausgeschrieben, wurde dem Herrn Van Dam die Palme zuerkannt, indem dieser Architekt den besten Plan zur Erbauung eines Irrenhauses — welches der Gegenstand des Preises war — der Akademie vorgelegt hat. Herr Van Dam wird daher durch 4 Jahre einen jährlichen Gehalt genießen, um eine Kunstreise während dieser Zeit zu unternehmen. — 60 —

Die Versammlung der englischen Gelehrten, Naturforscher und Aerzte war dieses Jahr in Liverpool. Mathematische und physikalische Wissenschaften, Chemie, Geologie und Geographie, Mechanik, Zoologie und Botanik, Medicin und Statistik bildeten eben so viele besondere Abtheilungen. Die allgemeinen Versammlungen, wo die Mitglieder aller Fächer zusammen kamen, haben dieses Jahr eigene Conversationen in der Town-Hall gebildet, die der Magistrat ihnen eingeräumt hat. — 60 —

In einer der letzten Sitzungen der Akademie der Wissenschaften in Paris las Herr Dr. Reniqué eine Abhandlung über die mechanische Zerstörung des Blasensteines vor. Der Zweck seines Vortrags war, eine bequemere Art, Steine zu zerstören, praktisch nachzuweisen. Auch legte er der Akademie eine Maschine vor, die mittelst Hebel eine ungeheure Kraft entwickeln kann, und bei welcher ein Kraftmesser angebracht ist, um den Grad des angebrachten Druckes mit der größten Genauigkeit zu messen.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesickt wird.

Neue



Folge

der

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N^o 89.]

Montag, den 6. November.

[1837.]

Inhalt: Beiträge zur Diätetik der Seele. — Der moderne Brustfranke. — Miscellen.

Beiträge zur Diätetik der Seele.

(Von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben. *)

VIII.

Das Leben des Menschen, wie das der ganzen Natur, besteht aus aufeinander folgenden Gegensätzen. Es herrscht im Weltall ein Gesetz des Gleichgewichtes, in welchem sich die Gegensätze lösen, indem sie sich aussprechen: ein ewiger Pulsschlag der Natur, der das Leben durch die Adern aller Welten treibt. Es gibt im Reiche der Schöpfungen keinen Vorzug ohne Mangel, keinen Gewinn ohne Verlust, kein Steigen ohne Fall, keinen Zwispalt ohne Versöhnung. So wechselt denn auch im Leben des Menschen, dieser kleinen Welt, beständig fort Spannung und Nachlaß, Schlaf und Wachen, Freude und Schmerz, wie das Ein- und Ausathmen des belebenden Elementes. Unser Daseyn ist ein steter Kreislauf, von solchen Schwingungen bedingt. Je kräftiger der Eine dieser Momente ist, desto lebhafter drängt sich dann der entgegengesetzte vor, den er aufruft. Ein Naturbeobachter schildert diese Vorgänge so: „Wer zu schnell geht, muß auch alsbald eben so langsam gehen. Wer sich unmäßig in Bewegung setzt, muß auch eben so sehr wieder ruhen. Wer sich in Einem Tage für zwei Tage anstrengt in Handlung und Empfindung, muß dafür auch einen Tag länger Unthätigkeit und Stumpfheit erfahren. Je unmäßiger die Aufregung des Wachenden war, um so tiefer und länger wird der Schlaf. Je mehr der nothwendige Schlaf bekämpft und verachtet wird, um so tiefer und länger tritt er in alle Glieder als Mattigkeit und Unlust. Je lebhafter eine Empfindung ist, um so schneller erlischt sie. Je

*) Siehe Nr. 70 dieser Zeitung.

heftiger ein Wille, eine Begierde ist, um so leichter erkalten sie. Je höher der Zorn steigt, um so näher ist er seiner Lösung. Die wildesten Thiere sind auch die zähmbarsten, und die Löwennatur ist in gleichem Maße, wie sie zur höchsten Wuth entbrennt, auch der höchsten Milde fähig. Je freier und gewaltiger die Selbstheit sich behaupten kann, desto tiefer wird auch die Hingebung an's allgemeine Leben möglich, und in ihr selbst gefordert." — Folgen nun die lebendigen Gegensätze kräftig, folgen sie gesteigert, folgen sie schnell aufeinander, so ist es wohl begreiflich, daß das Leben sich aufreiben muß, und zwar um so früher, je auffallender die eben genannten Umstände eintreten. Neigt sich wieder das Leben dauernd nach Einer Seite hin, so geht jenes Wechselspiel verloren, ohne welches es nicht bestehen kann, ja welches es selbst ist. Es kommt also Alles darauf an, daß man diese Gegensätze zu behandeln verstehe, und glücklich ist der Mensch zu preisen, der es dahin gebracht hat, da, wo die drohende Kirchhofsrube des entschlummernden Lebens eintreten will, den verjüngenden Kampf in sich zu wecken, — aber auch da, wo dieser Kampf die Kräfte seines Wesens zu zerstören droht, ihn zu beschwichtigen, und durch eine gewisse anhaltende Kraft und Stille des Gemüthes das Gleichgewicht und die Versöhnung in sich zu erschaffen. Man kann einen Moment durch den anderen mäßigen, einen durch den anderen erhöhen. Hierin liegt das Grundgesetz der ganzen Seelendiätetik. Aber Niemand ist im Stande, es zu erfüllen, ja nur es zu verstehen, der nicht zuvörderst daran geht, sich kennen und beherrschen zu lernen. Es genügt nicht, auf Speisen und Getränke Acht zu haben, Ruhe und Bewegung gehörig abzumessen, den zweiten Theil von Hufeland's Makrobiotik auswendig zu lernen, oder unsere Rhapsodien über die Einwirkungen des Fühlens, Willens und Denkens auf das Wohlfeyn des Menschen zu lesen; wir fordern mehr, — wir fordern, daß man sich Gewalt anthue, daß man sich kennen lerne, daß man sich ausbilde, sittlich und intellectuell, und man wird erfahren, was das heiße: Gesundheit, Integrität des Menschen. Und Niemand sage: mir ist eine solche Anstrengung nicht möglich, mir sind solche Kräfte nicht verliehen! — Ein inneres Leben, auf dessen Voraussetzung alle unsere Forderungen beruhen, ein Geist, der fähig ist oder befähigt werden kann, den Körper zu beherrschen, — sie sind Jedem verliehen, der im Stande ist, diese Zeilen zu lesen, und sich gegen sie zu wehren, und Jeder kann, was er soll.

Das Bedürfniß der Freude und Erholung nach Pausen ernster Thätigkeit und Duldung, und der Trieb, es zu befriedigen, darf Niemanden bekannt gemacht werden. Es kündigt sich von selbst an, wie die gütige Natur nach wiederholten Anstrengungen von selbst zum erquickenden Schlafe

labet, und ihn mit sanfter Unwiderstehlichkeit herbeiführt. Höchstens bedürfte der rastlos im Staube der Wissenschaft wühlende Gelehrte einer solchen Mahnung an die Gebote der Natur und des Lebens, die nie ungestraft übertreten wurden. Wenn Mephistopheles dem Dr. Faust keinen anderen Dienst erwiesen hätte, als daß er ihm den gelehrten Mantel lüftete, so hätte der Doctor nicht zu verzweifeln gebraucht. — Aber mit dem Erwachen ist's nicht immer so wie mit dem Einschlafen. Hier wird oft die strengere Hand des Zwanges nöthig. Es gehört schon ein hoher Grad von innerer Cultur, oder ein feiner, nur Wenigen gegebener Takt dazu, im Laumel oder doch im verweilenden Spiele des Genusses das Bedürfniß des Ernstes, ja des Schmerzes, zu empfinden. Quelle est — fragt sich der geistvolle Salvandy, der sittlichste aller neueren Dichter — quelle est cette mystérieuse puissance, qui fait toujours sortir une affliction du milieu de nos joies les plus vives, comme si, en les goûtant, l'homme était infidèle à sa mission? — Was hier ein zartes Gemüth sittlich anerkennt, das gilt auch diätetisch. Der Schmerz ist nicht bloß die Würze, — er ist die Bedingung eines echten, belebenden Vergnügens, — wie es Nacht werden und gewesen seyn muß, damit der Tag sich entwickle und seinen belebenden Kreislauf halte. Die Natur weiß immer, was sie thut, und gibt nie ohne Liebe; sie hat den Rosen Dornen beigefellt, — und wer uns von allem Schmerze befreien wollte, würde uns zugleich auch jede Freude genommen haben. Unlust ist der Sauerteig in der Complexion des Menschen, das Element der Bewegung, ohne dessen Reiz wir endlich verschimmeln würden. Ein kleiner Verdruß, aus zufälliger Ursache entstanden, befreit oft von einer melancholischen Stimmung, gegen welche lange Zeit hindurch kein Mittel verfassen wollte. Reiche, satte, unthätige Menschen sind es, die zuerst in die Folterarme der Hypochondrie fallen, — Menschen, welche, in aller Fülle des Genusses schwelgend, von Thoren glücklich gepriesen werden. Eine tief in ihnen versteckte Mahnung treibt sie unaufhörlich, sich selbst zu quälen, weil doch eine Lücke in ihrem Daseyn ist, welche der Genuß nicht auszufüllen vermag. Der Weise kommt diesen peinigenden Gefühlen zuvor, und sucht selbst den Schatten, der auf der schwülen Wallfahrt durch dieses Leben nun einmal nicht zu entbehren ist. Das ist der Höhepunct der Kunst zu leben, der Gipfel der Seelendiätetik; am schwersten zu ersteigen, aber am lohnendsten, wenn man oben ist.

Nun heißt es, dem Wechsel in allen Kreisen unseres Wirkens und Leidens, dem Gleichgewichte in allem Wechsel nachspüren, damit allenthalben das erkannte Gesetz sich heilsam behätige. Freude und Schmerz sind Neuerungen der zartesten Sphäre des Menschen, der Empfindenden. Auch in

einer größeren gilt dasselbe von Ruhe und Bewegung. Thätigkeit bedingt das Leben des Menschen; ja das Leben ist nichts anderes als Thätigkeit; aber auch eine allzu große Thätigkeit, sei sie es der Intension oder Dauer nach, kann der Harmonie des Lebens tödtlich werden, und ist zu beschränken. Endlich auch in der materiellsten Sphäre des menschlichen Organismus macht sich die gleiche Regel geltend: der Wechsel zwischen Nahrung und Kräfteaufwand wird durch Genügsamkeit, durch Mäßigkeit balancirt. Ja selbst in den höchsten Bezirken des menschlichen Webens und Wirkens, in denen des Gedankens wird eine erhaltende Oscillation nöthig; die feinsten Denker, welche über das Denken hinauszudenken fruchtlos bemüht sind, kommen endlich zu solchen Ergebnissen, und müssen, was eine scharfblickende Frau von den Dichtern sagt, zuletzt vom Menschen gelten lassen: daß sein Heil auf einem Wechsel von Bewußtseyn und Nichtbewußtseyn beruhe.

Es wäre Pedanterie, mittelst des Verstandes ein solches Gleichgewicht in sich erzwingen zu wollen, diese oder andere diätetische Schriften in der Hand, jedem flüchtigen Momente dieses wandelvollen Lebens mit imponirender Amtsmiene zuzurufen: Bis hierher und weiter nicht! — und sich selbst wie den Compaß einer Taschenuhr zu behandeln, den man nach Vortreiben nach Avance oder Retard richtet. Man kann durch keinen Act des Bewußtseyns dem Bewußtseyn entgehen; wohl aber kann man eine Stimmung in sich hervorrufen und sich ihr hingeben. Es ist jener besonnene und doch halb unwillkürliche Zustand einer behaglichen Lebensanschauung, was dem Gedeihen der Zufriedenheit und Gesundheit am günstigsten ist; ein Zustand, der, zwischen angespannter Aufmerksamkeit und nachlässiger Zerstreuung eine heilsame Mitte haltend, uns immerfort zugleich beschäftigt und beruhigt; der unsere Aufmerksamkeit auf uns selbst nie zur Grillenfängerei werden läßt, indem er sie stets mit der auf die äußere Welt verbindet und versöhnt; ein Zustand, dessen nur der Gebildete, dem es zugleich an Gefühl für die Sprache der zarteren Lebenserscheinungen nicht gebricht, fähig ist; ein Zustand, der sich nur schwer mit Worten einigermaßen deutlich machen läßt, weil er, wie alle Zustände, etwas Mystisches hat, den der sinnende Schiller den heiligen Instinct des Lebens nennt, und nach seiner poetischen Weise so schildert: »Frage doch der Mensch nur seine eigene Erfahrung, wo und wann er die Fülle der Seligkeit genossen habe. Doch wohl da, wo er thätig vom großen Rade des Lebens unsichtbar fortgerissen, im beständigen Werden schwebt. Da gehört er sich selbst kaum an, denn er ist in der Seligkeit des Lebens verloren; er genießt sie, und weiß nicht, was er genießt, und das einzige Gefühl, welches sich löset, ist die stille Nührung des sich selbst unbegreiflichen Herzens. Seine Werke gehen aus seinem Gemüthe hervor, wie Blumen und Früchte aus dem herben, harten Holze; sie sind ihm nicht Ab-

sicht und Künsterei, wie sie Anderen erscheinen mögen, sondern natürlich, leicht, einfältig und alltäglich; er war darin nur glücklich. Wissen wir nicht, daß der, welcher mit hastiger Begier die Gegenstände ergreift und halten will, in demselben Momente auch schon das vorher Gefundene verliert? Er ist irrig, da er greifen will, wo er empfangen soll. Es ist ja Alles schon da, und es fehlt nur, daß es für ihn da sei. So nehme er es ruhig auf, und die Pforten der Welt werden sich vor ihm öffnen. Darum hat das Kind ein so weites Gedächtniß, das an der Welt ohne Eingriff vorübergeht. Darum tritt im höheren Alter, wo der heftige Wille gemäßigter wird, Erinnerung und Behagen wieder an's Herz. Aus dem Zwiespalte des Begehrens und Mangels kehrt der Mensch in diesen heiligen Instinct des Lebens zurück: ihn zu bewahren kann allein seine Sorge seyn."

Gewiß, es bleibt die höchste Aufgabe der Kunst zu leben überhaupt, und also auch der Seelendiätetik: sich immer klar zu seyn, ohne ängstlich auf sich Acht zu geben, — für alle Erscheinungen um und in sich eine heitere Objectivität zu bewahren; Alles auf sich wirken zu lassen, und doch alle Wirkung zu assimiliren, und durch alle Verwandlungen stets man selbst zu bleiben. Sagen wir es nur immerhin: wer das erreicht hat, der ist sich selbst Alles, — Lehrer, Freund, Gegner, Beschützer — und Arzt.

Seinen Magen empfinden, heißt: ihn verdorben haben; keinen Theil seines Organismus vor dem anderen herausfühlen, und doch, im Gefühle der allgemeinen Harmonie selbst, sich ganz empfinden, heißt: gesund seyn.

Das nächste Kapitel wird uns Anlaß geben, diese Erfahrungen an einer traurigen Erscheinung genauer zu prüfen.

Der moderne Brustkranke.

Unsere Jugend treibt es im Bestreben, Aufsehen zu erregen, so weit, daß sie sogar Krankheiten dazu benützt. In Paris ist es jetzt en Vogue, brustkrank zu scheinen; anstatt man früher, wenn man ein Brustübel hatte, es mit Geduld und dunkler Zurückgezogenheit ertragen, affectirt die französische Jugend, bei jeder Gelegenheit, brustkrank zu heißen, in dem Wahn, durch das zur Schautragen eines gefährlichen Leidens recht interessant zu werden. Bald wird es eines eigenen Lehrbuches für die Kunst bedürfen, mit Grazie zu husten oder mit Anstand verschleimt zu seyn. Um den Ruf eines Brustkranken sich zu erwerben (sagt der Charivari), reicht es jetzt nicht mehr aus, eine blaße Gesichtsfarbe und schlechte Lungen zu haben. Der echte Brustkranke nach der Mode muß in seinem 23. Jahre seine Rolle zu spielen anfangen, und im 30. Jahre enden. Wenn irgend ein braver Junge, der sich zu schwach fühlt, um durch Geist oder Talent den Ruf eines Originalgenie's zu erringen, dennoch von dem leb-

haftesten Wunsche befehlt ist, auf irgend eine Weise interessant zu werden, so wirft er sich voll Verzweiflung in die Arme einer erheuchelten Brustkrankheit. Sobald sein Entschluß zu dieser Rolle feststeht, ist sein Leben eine stete, ununterbrochene Comödie, wobei ihm nur der Schlaf einige kurzdauernde Ruhepunkte gönnt. Mit seiner Garderobe wird eine gänzliche Reform vorgenommen; Schwarz ist die einzige Farbe, die ein dem Grabe gewidmeter Mensch tragen darf; er nennt dies seine im Vorhinein angelegte Trauer. Die weiße Cravate und das weiße Gilet sind nun auf immer verbannt, und selbst das weiße Hemd sucht er unter den Falten eines schwarzen, eng an die Brust schließenden Kleides zu verbergen. Man sieht ihn auf allen Bällen und Soirées. Sein Anzug ist höchst einfach; das Haar fällt als Trauerweide über die höhlenreichen Wangen, die rechte Hand steckt bis auf den Ellenbogen im Gilet, die Linke unterstützt den wüsten Kopf, der von Leiden und Ideen ganz erdrückt ist. Unser Brustkranke sucht gewöhnlich einsame Orte auf. Man sieht ihn am Fenster, am Kamin einsam und melancholisch. Von Zeit zu Zeit drückt er krampfhaft an die blassen Lippen ein feinbatistenes Schnupstuch. Dieses wiederholt er, so oft er beobachtet zu werden glaubt, und es soll das gewaltsame Zurückhalten eines qualvollen Husten bedeuten. Er tanzt nie, und sieht die vollen Schüffeln mit kaltem, theilnahmlosen Blick vor sich vorübertragen. Läßt sich dann eine, wenn auch alte Frau durch diese Grimassen zu dem Ausrufe verleiten: „Ach! der arme, junge Mann! Schon in diesem Alter . . .“ der Brustkranke ist außer sich vor Freude, seine Blässe ist gleich dahin. — Er klumpert die Guitare, und macht Elegien. Wenn man ihn hört, sollte man glauben, er sei auf dem Punct, den letzten Athemzug zu holen, und weint Jemand eine Thräne um sein trauriges Loos — und sei es sein Portier — er zahlt ihn reichlich. Bei Tische lebt er enthaltsam. Er begnügt sich, mit den Lippen das Flügelchen eines Nephuhns auszusaugen. Alle Welt staunt, Andere bedauern ihn, und er triumphirt im Herzen, und denkt sich schon bei dem ersten besten Zuckerbäcker zu entschädigen. Sobald der September kommt, hüllt er sich in einen gutwattirten Schlafrock, und läßt sich Millevoye's Werke aus der nächsten Leihbibliothek holen. Alsdann kann man ihn zu jeder Stunde des Tages in die Lectüre irgend einer melancholischen Herbstbetrachtung „über das Abfallen des Laubes“ u. s. w. vertieft sehen. Gewöhnlich nimmt diese Comödie einen glücklichen Ausgang. Es trifft sich nicht selten, daß irgend eine blonde und melancholische Engländerin, von etwas reifem Alter, sich von der Blässe und dem sentimentalischen Wesen des vorgebliehen Brustkranken blenden läßt, ihm ihre Hand, ihr Herz, ihre Zärtlichkeit und endlich ihre 30000 Pfund jährliche Renten anbietet. Von diesem Tage angefangen, ist

der Kranke wie neu geboren, und schöpft neue Lebenshoffnungen. Er zerbricht die Guitare, verbrennt seinen Millevoys, nährt sich nur mit kräftigem Rindfleisch, mit einem Wort, er wird ein ganz anderer Mensch.

Miscellen.

(Selbstmord eines Blödsinnigen.) Pariser Blätter erzählen den Versuch eines Selbstmordes von Seiten eines Blödsinnigen. Dieser ward von seinem Bruder Michelet, einem Gärtner, aus Mitleid ernährt, und im Hause behalten, und hing mit großer Zärtlichkeit an dem 4jährigen Kinde seines Wohlthäters. Eines Tages bat ihn das Kind, es in das Marionetten-Theater zu führen; daselbst einige Zeit verweilend, bemerkte er, daß seines Bruders Kind nicht da sei. Verzweiflung bemächtigte sich seiner, er lauft wie ein Rasender, schlägt sich ins Gesicht, verdreht die Hände, und kommt endlich zur Besinnung, daß es ja möglich sei, daß sein Nefse allein nach Hause ging. Als er daselbst ankommt, wird er mit Vorwürfen empfangen, sein blöder Geist erliegt unter der Last des Gedankens, Schuld am Verlust des Kindes zu seyn; in einem Nu eilt er zum Flusse, und stürzt sich in denselben von der Höhe des Quai, und nur mit Mühe und Lebensgefahr retten ihn zwei Schiffsleute. Das Kind war indessen nicht verloren, sondern war nur mit einem Gespielen in eine andere Baracke gegangen, um da seine Neugierde zu befriedigen. — Man fürchtet, diese heftige Gemüthsbewegung dürfte dem armen Idioten das bischen Verstand, das er noch hatte, rauben. — 60 —

(Beitrag zur Makrobiotik.) Ein Amerikaner wurde auf Pistolen gefordert, und antwortete schriftlich: Ich stelle mich nicht, aus zwei Gründen. Ich könnte Sie, Sie könnten mich erschießen. Aus beiden würde nichts Gutes entstehen. Gehen Sie in den Wald, suchen Sie einen Baum von meiner Korpulenz. Stellen Sie sich in die Duell-Schußweite. Treffen Sie den Baum, so will ich zugeben, daß ich Sie beleidigt habe, und Abbitte thun; treffen Sie ihn nicht, so soll das Unrecht auf Ihrer Seite seyn.

— Als neu entdecktes Wunder der Chemie wird von einem Pariser Apotheker eine sogenannte „Pomade du Lion“ angekündigt, die in einem Monate die Kopshaare, den Backen- und Schnurbart und die Augenbraunen wachsen macht. Vier Jahre unfehlbaren Gelingens werden garantiert. Kann man mehr versprechen?

— In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 9. October d. J. las Herr Brière eine Abhandlung über den Einfluß der Civilisation auf Geisteskrankheiten. Indem er die Bemerkung gemacht haben will, daß man bei den Wilden keine Irnsinnigen finde, und in den civilisirten Ländern die Zahl derselben verhältnißmäßig zunehme, so hielt er sich zu dem Schlusse berechtigt, daß die Civilisation die unmittelbare Ursache der Geisteskrankheiten sei. (Wie einseitig diese Ansicht sei, hat Dr. Weiglein in unserem Blatte neuerlichst nachgewiesen.)

(Bücher für Blinde.) M. Taylor aus York hat dem gelehrten Congressse zu Liverpool einen von der Versammlung abgeforderten Bericht über die verschiedenen Methoden abgestattet, die jetzt im Gebrauche sind, um zum Gebrauche für Blinde Bücher zu drucken. Hau erfand 1782 zuerst die Kunst en relief

zu drucken, und Herr Gall zu Edinburgh führte ein dreiwinkliges Alphabet ein. In Boston machte diese Kunst große Fortschritte, mehrere Werke wurden auf diese Art gedruckt. Welche Wohlthat die Verbesserung dieser Methoden für die des Gesichts beraubten Unglücklichen seyn muß, geht aus dem immer zunehmenden Bestreben des menschlichen Geistes in neuester Zeit hervor, diese Art der Mittheilung praktisch einzuführen. Herr Taylor erzählt, daß er mit einem seiner blinden Freunde über mathematische Gegenstände correspondirt habe. Er schrieb mit einer Tinte aus Gummiwasser und Rußschwärze; das Vorspringende der Buchstaben war hinreichend, dem Blinden das Geschriebene tastbar zu machen. In England sind jetzt zwei Druckereien für Blinde; in Glasgow und in Edinburgh.

— 60 —

Ein Polizeiagent in London sah vor einer Kirche drei blasse und verdächtige Personen vorübergehen. Er folgte ihnen unbemerkt. Einer dieser drei Personen trug einen sehr schweren Sack, und ging voran. Er trat in die Bude eines Bleigießers, öffnete den Sack, und both Bleistücke zum Verkaufe an, die unverkennbar von alten Särgen herrührten. Die drei Menschen wurden sogleich aretirt, und in das Stadthaus zum Lord-Major geführt. Alle drei sind Todtengräber des Kirchspiels. Sie hatten eine der Kirchengrüfte geöffnet, die Särge erbrochen, und das Blei von denselben weggenommen, um es zu verkaufen. Man glaubt, diese Leute seien auch Resurrectionisten (Auferstehungsmänner), die mit dem Ausgraben und Verkaufen der Leichen ihr schändliches Gewerbe treiben.

— 60 —

Folgende Erzählung lesen wir in einem englischen Blatte, woraus hervorgeht, wie sehr die Gefühle der Engländer sich gegen das Oeffnen einer Leiche sträuben: Neulich starb im Spital zu Boulogne ein armer, in dieser Stadt wohlbekannter Mann, Namens Patrick Gray. Der englische Consul, Herr Hamilton, der sich noch an die Behandlung erinnerte, welche ein vor zwei Jahren in demselben Spital gestorbener Engländer zu erdulden hatte, ersuchte den Leichenbesorger, Herrn Solly, den Sarg alsogleich zu vernageln, wenn die Leiche hineingelegt wird. Als jedoch dieser es thun wollte, kam die sogenannte Spitalmutter, und wollte dieß durchaus nicht zugeben, indem sie behauptete, daß alle in diesem Spital gestorbene Personen zur Disposition des Hausarztes stehen. Der Consul machte ihr dringende Vorstellungen, und bemerkte, daß das Oeffnen der Leiche den Gefühlen der Anverwandten des Gestorbenen sehr nahe treten würde; die Frau ließ sich aber nicht abhalten, und gab den Todten ohne Erlaubniß des Arztes nicht her. Umsonst protestirte der Consul auf ämtlichem Wege gegen dieß Verfahren; die Wundärzte ließen sich nicht irre machen, und öffneten die Leiche. »So wurden (sagt das englische Journal) die Gefühle der Anverwandten, der Freunde und der Landsleute dieses Gestorbenen tief gekränkt“ („outraged“).

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. S. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. S. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesendet wird.

Gedruckt bei J. P. Collinger.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

[N^o 90.]

Donnerstag, den 9. November.

[1837.]

Inhalt: Der physische, sittliche und intellektuelle Zustand der Blinden. — Der Mörder Maufras und der Arzt. — Correspondenz-Nachrichten. — Miscellen.

Der physische, sittliche und intellektuelle Zustand der Blinden.

(Beschluß.)

Diderot war der Meinung, daß ein blindgebornes Kind das Reden schwerer lerne, als ein gewöhnliches. In der That beobachtet man bei den Blinden eine Art Schwerfälligkeit in Sprache und Ausdruck; dieser ist zwar klar, bestimmt und bündig, aber keinesfalls reich, fließend und blühend. Ihre Antworten sind trocken, lakonisch, und selten bringt man es bei ihnen dahin, daß sie ihre Gedanken, wie man zu sagen pflegt, rhetorisch ausmahlen. Der Grund dieser sprachlichen Armuth scheint in der Natur unserer Rede zu liegen. Ein aufmerksamer Blick auf den Bau unserer Sprache nämlich zeigt klar, daß die meisten Wörter, woraus sie entsteht, Gesichtseindrücke darstellen, und gleichsam nur an ehemals Gesehenes erinnern; daß also die Sprache ein bildlicher, gleichsam mahlerischer Ausdruck des Gedankens ist. Wer sieht daher nicht die Schwierigkeit des Sprechens für den Blinden ein? Er denkt in ganz anderen Bildern, als in welchen er spricht. Die Ausdrücke, deren sich also der Blinde bedient, gehören ihm gar nicht, sondern er bedient sich derselben nur wie eines Instrumentes, dessen Gebrauch er, ohne es gesehen zu haben, erlernt hat, — daher man bei ihm die Geläufigkeit nicht erwarten darf, die man bei Sehenden trifft, in denen die Gedankenbilder schon vor ihrer Gestaltung als Sprache in voller Klarheit lebten. Im Style der Blinden wird man daher oft ganz ungewöhnliche Redensarten und überraschende Wendungen des Ausdruckes finden. Ihre Sprache ist ärmer an Figuren und Metaphern, aber bestimmter, reiner, nüchterner, logischer, weniger für die hinreißende Kraft des Redners oder für die dichte-

rische Begeisterung, als für die ernste, ruhig untersuchende Wissenschaft gemacht. — Aus dem Gesagten geht hervor, daß Blinde selten in Werken hervorragen, die eine schöpferische Phantasie und eine gewisse Lebendigkeit und Wärme der Darstellung erfordern. Blinde machen zwar leicht Verse — aber das, was man dichterisches Genie nennt, trifft man bei ihnen selten. Jedenfalls wird man in den Schöpfungen selbst der originellsten blinden Dichter finden, daß ihre Vorstellungen von den Dingen etwas ganz Eigenthümliches haben, und in ihren Werken wird immer das Eigene ihrer Anschauungsweise durchschimmern *). — Blinde träumen meistens nur von Gegenständen des Gehörs und des Tastsinnes. Zuweilen erzählen sie dennoch von solchen Träumen, die glauben machen, als könnte sich in diesem Zustande ihre sonst bloß auf tastbare Gegenstände beschränkte Empfindung bis zur Gesichtsanschauung erheben. Jedenfalls dürfte es schwer seyn, sich einen richtigen Begriff von den Träumen der Blinden zu machen, in denen chimärische und wirkliche Gestalten vorkommen, deren Eindrücke noch nach dem Erwachen in ihrer Erinnerung zurückbleiben, und wenn man auf eine nähere Erzählung der Träume dringt, so pflegen Blinde verstimmt und gewissermaßen ungeduldig zu werden. — Beobachtet man Blinde längere Zeit, so überzeugt man sich immer mehr von der großen Rolle, welche das Gehör in dem moralischen und physischen Leben derselben spielt. Es ist ein gewöhnlicher Irrthum, wenn man glaubt, daß der Tastsinn das Gesicht bei diesen Unglücklichen ersetze; denn zahlreiche Erfahrungen lehren, daß das Gehör einen weit wichtigeren Einfluß hier übt, und das Auge gewissermaßen vertritt. Während Blinde mit gewissen Worten, welche körperliche Eigenschaften bezeichnen, z. B. Schönheit, Häßlichkeit u. s. w. keinen klaren Begriff verbinden können, führt sie ihr natürlicher Instinkt dennoch dahin, bei dem Gebrauche jener Ausdrücke sich irgend etwas Analoges zu denken, und gleichbedeutende Ausdrücke vom Sinne des Gehörs herzunehmen. Die Stimme hat für sie eine Menge zarter Nuancen, die für Sehende gar nicht vorhanden sind, und sie ist gleichsam die erste Grundlage zu dem Urtheil, das sie über das Aeußere eines Menschen fällen; der Grad der Milde und Sanftmuth des Tones be-

*) Blinde haben eben so wie Sehende eine Einbildungskraft, d. h. das Vermögen, die Gegenstände, von denen sie irgend eine sinnliche Erkenntniß erlangt haben, im Gedanken sich wieder vorzustellen; ja sie müssen jenes Vermögen sogar öfter ausüben, weil sie sich im Geiste eine Menge Dinge vorstellen müssen, die uns unsere Augen klar machen. Nur geht die Function der Einbildungskraft bei den Blinden ruhiger und mit mehr Sicherheit als bei Sehenden von Statten. Ein Blindgeborener, der mit einem jungen Mädchen gleichzeitig erzogen wurde, faßte die innigste Neigung für dieselbe; als er sie heirathen sollte, ward er operirt, und erhielt seine Sehkraft wieder. Als er seine Geliebte sah, fand er, trotz ihres angenehmen Aeußeren, nichts mehr an ihr, was seiner früheren Neigung zusagte, und er blieb lange untröstlich darüber, Reize verschwunden zu sehen, die er in der Phantasie anbetete.

stimmt ihre erste Zu- oder Abneigung. Ueber Alter, Wuchs, gewisse körperliche Verunstaltungen gibt ihnen die Stimme oft mit einer Bestimmtheit Aufschlüsse, die höchst überraschen; ja sie studiren die Stimme mit gleicher Genauigkeit, wie wir die Physiognomie, um daraus auf die Eigenschaften des Herzens zu schließen. Vielleicht findet sich einst ein blinder Lavater, der über diesen Zusammenhang zwischen Stimme und moralischen Werth der Person denselben Aufschluß gibt, wie er schon früher zwischen Physiognomie und Charakter gegeben wurde.

Diese Empfänglichkeit für die feinsten Modificationen der Stimme geht bei den Blinden so weit, daß einige unter ihnen ein fast unglaubliches Gedächtniß für Töne haben, und dadurch die mit ihnen umgehenden Personen schnell wieder erkennen. So erkannte der Blinde Heinrich Moses nach zwei Jahren eine Person, mit der er nur eine einzige Unterredung hatte. Eben so können Blinde über die Beschaffenheit der Zimmer, in denen sie sind, ob Meubels darin sind, oder ob man sie entfernt, oder neue dazu gestellt habe u. s. w., durch das Gehör beurtheilen. Um auf die Gegenwart eines Menschen in einem Zimmer zu schließen, brauchen sie oft nur mit dem Fuße zu klopfen, oder einen leichten Schrei an der Thüre auszustößen, weil ihr feines Gehör die verschiedenen Schwingungen der im Zimmer enthaltenen Luft genau zu unterscheiden weiß, je nachdem es leer oder voll ist. Eben so erkennen sie die verschiedensten Personen an ihrem Gange, so wie das Annähern irgend eines Körpers durch ein leichtes Zusäufeln der Luft. Daher merken einige auf ihren Spaziergängen in freier Luft, ob sie vor einer Mauer, einem Berge, kurz vor irgend einem Hindernisse stehen. Sie pflegen alsdann die Hand ans Ohr zu legen, und den Arm mit einer eigenthümlichen Bewegung auszudehnen. Daher können Manche sich sogar in den volkreichsten Straßen ohne Führer fortbringen, vorausgesetzt, daß ein zu starker Lärm, z. B. das Trommeln eines Tambors, sie nicht daran hindere, sich selbst, wie sie zu sagen pflegen, gehen zu hören, und ihr Ohr nicht alsdann durch das zu lebhafte Geräusch gleichsam geblendet wird.

Von diesem Streben der Blinden, sich mit der Außenwelt durch das Gehör in nähere Verührung zu setzen, sind auch die ganz eigenen Kopfbewegungen herzuleiten, die man bei ihnen wahrnimmt. — Wer sieht aus allem bisher Gesagten nicht deutlich, daß die Blinden für die Sprache des Gehöres, eine Sprache, die alle Empfindungen ausdrücken kann, die höchste Empfänglichkeit haben, und dieselbe auch am vollkommensten verstehen müssen? Daher ihre natürliche Anlage für Musik und die bewundernswürdige Schnelligkeit ihrer Fortschritte in derselben. Ihr durch die Noth schon fein gebildetes Gehör kommt ihnen hier eben so, wie je-

ner geheime Instinkt ihres ganzen Wesens für Harmonie zu Statten, sie kommen gleichsam musikalisch zur Welt. Ihr beharrlicher Eifer für das Reich der Töne überwindet alle Schwierigkeit, und äußert sich auch als Vorliebe zum Rhythmus und musikalischen Bau des Verses. Daher ihre Leichtigkeit, Verse zu machen, ohne Dichter zu seyn. Sie suchen im Versifiziren nur einen Reiz für das Ohr zu erreichen, und ein Bedürfniß ihres so fein organisirten Gehörorganes zu befriedigen. In der Musik können es daher Blinde zum höchsten Grade der Gefühlsprache bringen, und während ihre dichterischen Arbeiten durch Worte matt und schwerfällig sind, erreichen oft ihre musikalischen Compositionen sowohl, als deren Ausführung den höchsten Grad eines künstlerischen und begeisterten Aufschwunges.

Was den Geruch der Blinden betrifft, so kann er zwar bei Blinden einen sehr hohen Grad von Schärfe erreichen; aber dieß ist selten, und meistens nur bei solchen der Fall, die auch taub sind, und daher das Unglück haben, blind und stumm zu seyn. Bei diesen elenden Geschöpfen spielt der Geruch eine sehr wichtige Rolle. So erzählt der berühmte Phrenolog Spurzheim von einem jungen Schottländer, Namens James Mitchell, der blind und taub geboren, alle Personen, die sich ihm näherten, gleichsam witterte, indem er ihre Hand an seine Nase führte, und die sie umgebende Luft einzog. Dieser Geruch bestimmte seine Zu- und Abneigung, und selbst die Wahl seiner Kleider erkannte er aus dem Geruch. Daselbe war vor wenigen Jahren mit einem Mädchen in Frankreich der Fall. — Höchst interessant ist die Frage: Welcher Zustand ist, unter übrigens gleichen Umständen, vorzuziehen — der eines Taubstummen oder eines Blinden? Diese Frage dürfte am besten von diesen Unglücklichen selbst entschieden werden. Wirklich erscheint hier die göttliche Vorsehung in ihrem schönsten Lichte. So unglücklich der Blinde sowohl als der Taubstumme sind, eben so sind sie mit ihrem Schicksal zufrieden, und keinesfalls geneigt, einer mit dem Anderen zu tauschen. Wir wollen in dieser Beziehung das Urtheil eines gebildeten Blinden und eines ausgezeichneten Taubstummen hören. Herr Rodenbach, ein Blinder, der selbst in einem Werke *) diese Frage genau untersuchte, spricht sich zum Vortheile der Blinden aus. Er sucht besonders die Hauptzüge des moralischen Charakters der Blinden hervorzuheben, und sie in dieser Beziehung mit dem Charakter der Taubstummen zum Nachtheile der Letzteren zu vergleichen. „Die Blinden (sagt er unter Anderem) sind gewöhnlich munter, gemüthlich, während Taubstumme im Allgemeinen düster und traurig sind; folglich ist der Antheil der Ersteren an Dem, was man

*) Coup d'oeil d'un aveugle sur les sourds-muets.

hiernieden Glück nennen kann, größer, mithin ihr Los dem des Taubstummen vorzuziehen.“ — Hören wir nun, wie ein eben so ausgezeichneteter Taubstummer, Herr Berthier, ehemaliger Zögling und gegenwärtig Professor im Pariser Institute, diesen Streit entscheidet: „Nicht ein Sprechender ist mir bekannt, der nicht lieber taubstumm als blind seyn wollte. Welche schmerzliche Empfindung gewährt schon der Anblick eines Blinden! Alles bietet in ihm das traurige Bild des Grabes dar. Er ist todt unter den Lebenden. Wie ganz anders genießt der Taubstummer den erhebend schönen Anblick der Natur. Auch trägt sein Aeußeres den Ausdruck der Unabhängigkeit, sein Blick ist lebhaft, gefühlvoll, seine Seele hat nichts Geheimes, Verschlossenes; wir Taubstumme kennen die Kunst nicht, unsere Gedanken zu schminken, oder zu verhüllen. Auch sieht man uns unser Unglück nicht sogleich an. Wir brauchen keine Führer, können also allein reisen; der Taube kann sein Brot ohne Gefahr suchen. Eben so sucht Berthier vom gesellschaftlichen Standpuncte die Vortheile des Taubstummen zu beweisen. Du fau beantwortet diese Frage mit folgenden Worten: „Was die Bildung der Vernunft und die geistige Entwicklung betrifft, ersetzt nichts den Verlust der Sprache; was aber die gesellschaftlichen Verhältnisse und die positiven Bedürfnisse des Lebens angeht, kann nichts die Stelle des Gesichts vertreten. Diesen Zusammenhang zwischen dem Worte und dem Gedanken hat die Erfahrung schon längst nachgewiesen. Der Blinde kann sich des Wortes bedienen, und steht also in geistiger Beziehung der menschlichen Vollkommenheit näher, und im Genusse dieses geistig menschlichen Vorzuges kann er freilich mit dem Taubstummen nicht tauschen. Aber im Verhältniß zur menschlichen Gesellschaft ist er mehr abhängig, ist ein minder nützlich Mitglied, und in so fern gegen den Taubstummen im Nachtheil. Während also der Blinde als Mensch höher steht, so nimmt er als Bürger eine tiefere Stufe ein.“

Der Mörder Maufras und der Arzt.

Dr. Baillard, erster Arzt des Gefangenhauses zu Caën, hatte einen Verbrecher, Namens Maufras, während dessen zweijähriger Einsperrung in diesem Hause, in einer ziemlich schweren Krankheit väterlich gepflegt, und mit Wohlthaten überschüttet. Maufras kannte sehr genau alle Gewohnheiten des Arztes, unter anderen, daß dieser, so oft er ausgeht, einen Beutel voll Geld, zu augenblicklicher Unterstützung nothleidender, mittelloser Kranken, bei sich trage. Dieser Umstand, so wie der Ring und die Uhr, die der Arzt gewöhnlich trug, hatten unwiderstehlichen Reiz für den Verbrecher, und gleich nach seiner Entlassung aus dem Zuchthause beschloß er, sich dieser Habseligkeiten zu bemächtigen. Nachdem

er schlaue den Tag ausgeforscht hatte, an dem der Arzt zu einem Kranken über Land reisen werde, erwartete er ihn am Anfange eines Gehölzes, begrüßte den Reitenden, der ihm höflich dankte, schritt neben ihn her, und knüpfte ein gleichgiltiges Gespräch an. In der Mitte des Haines versuchte er, den Verdachtlosen vom Pferde zu stoßen, und als dieser Versuch mißlang, so riß er ihn mit Gewalt gegen sich, und stieß ihm ein scharfes Messer in die Brust. Der schwer Verwundete behielt indessen noch Kraft und Besinnung genug, den Mörder zu Boden zu reiten, und mit dem Messer in der Wunde davon zu eilen. Aber bald verlor er die Besinnung, stürzte vom Pferde, das vom Blut besudelt, und im benachbarten Dorfe ankommend, die erste Spur des Verbrechens entdeckte. Maufraß, der indessen den Arzt fallen sah, eilt zu ihm hin, und bemüht sich, mit Steinen dem Unglücklichen den Kopf zu zerschmettern, indem er ihm Geld und Uhr entriß. Schon hielt sich der Doctor, der sich lange wehrte, für verloren, als einige aus dem Dorfe herbeieilten; Maufraß flüchtete sich ins Gehölz. Man wurde seiner jedoch erst nach 14 Tagen habhaft. Der indessen auf eigenes Verlangen ins Dorf gebrachte Arzt genas nach langem Leiden wieder, gab die Personbeschreibung so genau, daß darüber keine Irrung möglich war, und Maufraß wurde zum Tode verurtheilt. Noch auf dem Blutgerüste hatte er die Unverschämtheit, seine Unschuld zu behaupten, und stieß Verwünschungen gegen seinen ehemaligen Wohlthäter aus. Was aber am meisten den schwarzen Charakter dieses Verbrechers bezeichnet, ist der Umstand, daß er den Arzt noch auf dem Schaffotte zu verdächtigen suchte. Aber seine Bemühungen waren fruchtlos, und das Urtheil ward vollzogen.

Correspondenz-Nachrichten.

(Paris.) In der Sitzung der académie des sciences vom 21. August wurden die Preise für das Jahr 1836 vertheilt und Lobreden auf Carnot und Arago gehalten. Nächst den Preisen für Physiologie, Medicin und Chirurgie zählte der Preis: „Ein Mittel anzugeben, wodurch man irgend eine Kunst oder ein Gewerbe unschädlicher machen könne,“ die meisten und tüchtigsten Bewerber. Ich hebe von den gelieferten Arbeiten diejenigen aus, die den Lesern Ihres Blattes einiges Interesse gewähren könnten.

1. Erfindung eines Rettungsapparates für verwundete oder erstickte Bergarbeiter von Herrn Balat. Herr Balat hat sich die Aufgabe gestellt, einen im Stollen verletzten oder erstickten Bergmann zu Tage zu fördern, ohne Schmerzen zu verursachen, oder denselben neuen Gefahren auszusetzen. Es mußte also ein eigener Apparat erdacht werden, der den Verunglückten weich, aber doch genau umfassen sollte, so daß er ohne Erschütterung hinaufgezogen werden könnte. Herr Balat hat diese Aufgabe vollkommen gelöst, und die Akademie wird seine Verdienste anerkennen, wenn die Versuche, die bis jetzt bloß mit gesunden Bergleuten gemacht werden konnten, sich in der Folge auch an wirklich Verunglückten eben so befriedigend erweisen.

2. Ueber die Mittel, thierische Stoffe unmittelbar als Dünger nutzbar zu machen, von Herrn Payen. Der Verfasser geht von der Ansicht aus, daß man thierische Stoffe ohne vorgängige Zersetzung als Dünger verwenden könne, und hat seine Idee für das öffentliche Gesundheitswohl bereits schon im Großen nicht ohne Erfolg ausgeführt. Die Akademie konnte sich bis jetzt noch nicht mit der näheren Untersuchung des Etablissements befassen, und mußte den Gegenstand vertagen.

3. Eine Abhandlung über einen Apparat, wodurch man ohne Gefahr sich an inficirte Orte begeben kann, von Herrn Paulin. Wie oft erheischt es nicht die dringendste Noth, daß sich ein Mensch mit Lebensgefahr an inficirte Orte begeben, um Verunglückte den schädlichen Einflüssen zu entziehen, oder irgend eine nothwendige Operation vorzunehmen. Wie oft geschieht es nicht, daß die Arbeiter in den Abzugscanälen, in Stollen, in tiefen Brunnen ohnmächtig werden; hier wäre ein solcher Rettungsapparat von großem Nutzen.

Die Aufmerksamkeit des Obersten Paulin wurde vorzüglich durch die in Paris so häufig vorkommenden Kellerfeuer angeregt, die für die Pompiers so gefahrdrohend sind.

Der Pompier zieht eine Blouse von Leder an, die den Kopf und den Körper bedeckt, die Ärmel werden an der Faust durch Bänder befestigt, über den Hüften wird sie durch einen Gürtel befestigt. Sie ist mit einer gläsernen Maske versehen, und trägt am Brustbild eine Lampe, die ein dürrtiges Licht gewährt. Durch eine Röhre, die mit der Röhre der Feuerspritze communicirt, strömt Luft unter die Blouse, und erhält so die Respiration des Pompiers und das Licht der Lampe. Ist die Blouse einmal aufgeblasen, so kann ein Mensch darin durch 8 Minuten gehörig athmen. Der Nutzen dieses einfachen Apparats hat sich in der Praxis vielfach bewährt. In Paris, London, Antwerpen wird er mit dem besten Erfolge verwendet, und die Akademie hat daher den Preis auf 8000 Francs erhöht, und dem Herrn Paulin zuerkannt. — d —

Miscellen.

Die Ueberreste des großen, menschenfreundlichen *Montyon*, von dessen Wohlthätigkeit und Vermächtnissen zum Wohle mehrerer Spitäler wir unseren Lesern schon Mehreres mitgetheilt haben, sind von dem Friedhofs *Vaugirard* zu Folge ministerieller Entscheidung, in das *Hôtel-dieu* übertragen, und unter der Statue beigelegt worden, die ihm in diesem Spital gesetzt worden ist. — 22 —

— Der Director der medicinischen Vorbereitungsschule in Paris erließ an die *Redaction* des *Messager* folgendes Schreiben: „Mein Herr! In dem Augenblicke, wo die Cholera noch unsere südlichen Departements verwüstet, erlaube ich mir, Sie auf eine Beobachtung neuerdings aufmerksam zu machen, die ich schon im Jahre 1832 bekannt gemacht habe. Ungeachtet der von den meisten Ärzten angenommenen Ansicht halten noch viele Leute die asiatische Seuche für ansteckend. Diese aller unbefangenen Erfahrung widersprechende Meinung erhöht nur den Schrecken, den die genannte Krankheit bei ängstlichen Gemüthern ohnehin erregt. In einem Dorfe von *Bourgogne* sah man die Bewohner während der an anderen Orten herrschenden Epidemie mit Pistolenschüssen und mit Gabeln die unglücklichen Bewohner

benachbarter Oberer, die um Hilfe flehten, zurückweisen; man sieht leider noch jetzt, so wie früher, viele Personen den Posten verlassen, den ihnen Ehre und Pflicht angewiesen. Da nun meine Ueberzeugung, daß diese Krankheit nicht durch contagiöse Mittheilung sich fortpflanze, geeignet ist, die Gemüther zu beruhigen, so glaube ich, dieselbe hier öffentlich nochmals aussprechen zu müssen, und nochmals des wichtigen Grundes zu erwähnen, daß alle ansteckenden Krankheiten, die wir kennen, offenbare Verletzungen in der Haut, d. h. Flecken, Bläschen, Pusteln, Geschwüre darbieten, während man bei der Cholera nichts von derlei Läsionen bemerkt.“

— Die See- und Soolenbäder zu Kolberg sind in diesem Sommer von 397 Fremden besucht gewesen. In Leba belief sich die Zahl der Seebade-Gäste etwa auf 60. Die Badeliste von Swinemünde zählt bis zum 5. September 636 Fremde und 736 Badegäste auf. — 10 —

(Apothekerverein.) Am 12. September versammelte sich zu Stuttgart der allgemeine Apothekerverein für Württemberg im Saale des Museums. Nebst den Stuttgarter Apothekern waren noch 36 Andere anwesend. Die Verhandlungen bezogen sich zwar meist auf das Interesse der württembergischen Apothekerbesitzer, jedoch war der Beschluß von allgemeinerem Interesse, ein passendes Local zur Anlegung einer großen pharmakologischen Sammlung zu miethen.

In St. Petersburg besteht eine philanthropische Gesellschaft, unter dem Namen: „Französischer Wohlthätigkeitsverein,“ welche sehr großmüthige Hilfe jenen Franzosen leistet, welche Altersschwäche, Kränklichkeit und Unglücksfälle überhaupt außer Erwerb setzen. Seit 1821 gegründet, nimmt dieser Verein jährlich an Wirksamkeit zu. Nicht nur Franzosen, die in Rußland wohnen, sondern selbst viele Russen aus der höheren Gesellschaft haben erst neulich bei einer Lotterie Lose genommen, die bestimmt waren, das Loos einer französischen Colonie zu erleichtern, und wirklich 20,000 Franken eingetragen hatten.

(Der Fußreisende M. Ernst.) Kürzlich ist der unermüdete und weitgereisete Schnellläufer, Mons. Ernst, in Carlshuhe angekommen. Dieser ehemalige Seemann und Norwege hat Fuß-Promenaden von Paris nach Moskau, von München nach Griechenland und von Constantinopel nach Ostindien gemacht; ist von der letzteren Tour mit unermüdeten Fußkräften zurückgekehrt, und will sich noch im Schnelllauf produziren. Die nächste Fußreise, die M. Ernst beabsichtigt, ist die durch Afrika, und zwar von dessen Nordküste bis zu dessen Südspitze. — 12 —

— Dufau hat bei einem Blinden einen fast nie zu stillenden Durst beobachtet, wobei der übrigens Gesunde jede Gattung flüssiger Nahrung, vorzüglich Wasser mit besonderer Lust zu sich nahm, und feste Nahrungsmittel durchaus zurückwies. Der Blinde wuchs so heran, bloß von Flüssigkeiten lebend, und alle Kunstgriffe anwendend, um nur, selbst während der Nacht, seinen unwiderstehlichen Hang zu befriedigen. Bemerkenswerth war hierbei, daß dieser Mensch, statt der bei Blinden gewöhnlichen blassen Bleifarbe, ein gutgefärbtes Aussehen hatte, und seine Bewegungen ziemlich lebhaft waren. Einen ähnlichen Fall beobachtete Herr Guillié.

Neue



Folge

der

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N^o 91.]

Montag, den 13. November.

[1837.]

Inhalt: Die bösen Tage. — Beiträge zur Geschichte und psychischen Behandlung fixer Ideen. — Allgemeines Gesundheits-Bulletin. — Miscellen.

Die bösen Tage.

(Vom Redacteur.)

An jedem Tage, zu jeder Stunde seines Lebens hat der Mensch Gelegenheit, eine Tugend zu üben, die der Engländer vortrefflich mit dem Namen „self-preservation“ bezeichnet. Es ist die Tugend, uns gegen uns selbst zu schützen, und unser besseres Ich vor dem schlimmen Geist, der es beherrschen will, zu wahren. Aber die reichlichste Gelegenheit zur Ausübung jener Tugend haben wir an jenen Tagen, die ich, wegen ihres Unheils, das sie stiften, die bösen nenne. Wer bei einem nüchternen Rückblick auf sein früheres Leben behaupten kann, nie einen solchen bösen Tag gehabt zu haben, den zähle ich freilich unter die glücklichsten Bewohner dieser Erde; aber ich — kenne wenig solcher Glücklichen. Fast jeder Mensch, den ich bis jetzt — nicht in den Salons, Concerten, am Spieltische, an einer reichbesetzten Tafel, im Umgange mit seinen Vorgesetzten, sondern im täglichen Leben, im engen Kreise seiner Familie, und bei der unbewachten Ausübung seines Berufes — kennen lernte, schien mir zuweilen seinen bösen Tag zu haben. An einem solchen Tage ist unsere Empfänglichkeit für die Freuden des alltäglichen Lebens, für die Süßigkeit eines herzlichen Umganges, für den Genuß der schönen Natur, für die Würze eines geistreichen Gespräches, für die stille, erhebende Muse bei einem tief durchdachten Buche, kurz für die gewöhnlichen Reize des Alltagslebens abgestumpft — während wir gegen jedes äußere noch so kleine Hinderniß, gegen jeden Widerspruch, jedes Wort, jeden Ton, der zu unserer Seelenstimmung nicht paßt, höchst empfindlich sind. An einem solchen Tage ist uns jede Theilnahme, jede Frage, jeder fremde zudringliche

Blick in unser Inneres, selbst wenn er von den vertrautesten Freunden herrührt, eine Marter, eine Pein, eine unaussprechliche Qual. Einsamkeit ist da unser einziger Freund, und doch fliehen wir uns selbst. Eine tiefe Scheu vor jeder Selbstprüfung jagt uns hinaus aus uns selbst, wir suchen ein Etwas, das uns trösten, beruhigen, stärken, erheben soll, — und doch weisen wir jeden großen Gedanken, jede Begeisterung, jede erhebende Betrachtung mit ängstlicher Selbstqual zurück. An solchen Tagen ist der Mensch sich selbst eine Last, ein Uppdrücken bemächtigt sich seines Geistes, er strebt, das, was seine Brust zenterschwer erdrückt, von sich zu wälzen, und doch hängen düstere Gedanken wie Blei an seiner Thatkraft, und hemmen jeden Versuch, sie zu äußern. Man ist nicht krank, aber auch nicht gesund; man kann sich keine Rechenschaft von einem bestimmten Schmerz, oder einem bestimmten Kummer ablegen, kein Gegenstand des Strebens liegt uns klar vor dem Geiste, und doch ist dieser gegen jede äußere Anregung kalt, gegen jedes herzliche Entgegenkommen gleichgiltig, mürrisch, auffahrend, oder stumm, in sich gekehrt, wortkarg. An solchen bösen Tagen ist man zu keiner Arbeit, aber auch zu keiner Zerstreuung aufgelegt; jedes überflüssige Wort macht uns verbrießlich, man ist in Gefahr, mit seinem treuesten Freunde zu brechen, seine liebsten Angehörigen in Wort und That zu kränken, die innigsten Familienbände zu trennen, die heiligsten Pflichten der Gesellschaft zu verletzen, gegen Vorgesetzte ungehorsam, gegen Untergebene hart zu seyn, die unbesonnensten Entschlüsse zu fassen, und uns in Unternehmungen einzulassen, die unsere ganze Zukunft zerstören. So scharf der Mensch an solchen Tagen sich bewachen muß, um nicht in einem Augenblicke krankhafter Aufregung oder schiefer Lebensansicht die Früchte vieler Jahre zu zertreten, eben so hart ist es, unseren Nebenmenschen in solchen bösen Tagen zu verurtheilen, oder seine drückende Gemüthsstimmung schonungslos zu mißachten. Wunden, die man heilen will, muß man wohl sondiren, um zu sehen, wie tief sie gehen, aber nicht mit roher Hand betasten. Ein kluges Nachgeben und Eingehen in die Ursachen solcher bösen Tage ist das beste Mittel, ihre Folgen so viel als möglich zu mildern. Welches sind diese Ursachen? Es ist hier derselbe Fall, wie mit der Schlaflosigkeit. Können wir uns immer Rechenschaft geben, warum der Schlaf uns flieht? Zuweilen liegt es im Körper, zuweilen im Geist. Was der vorhergehende Tag für den Schlaf der darauf folgenden Nacht ist, das ist unser ganzes vorausgegangenes Leben für solche böse Tage. Lebensart, Genuß schwerer, unverdaulicher Speisen, fehlgeschlagene Hoffnungen, überstandene schwere Krankheiten, zu ernste Ansicht vom Leben, unbefriedigtes Streben höherer geistiger Bedürfnisse, Kämpfe mit der rohen profaischen Alltäglichkeit, Umgang mit Menschen, die

uns nicht verstehen, oder unsere Lebensansichten falsch, und nur nach dem momentanen Erfolg beurtheilen, Rückblick in ehemalige bessere Verhältnisse, Reue über Entschlüsse, die nicht die Frucht vernünftiger Ueberlegung, sondern momentaner Ueberleistung waren, trübe Bitterung, körperliche oder geistige Anstrengungen ohne Aussicht auf Ruhe, unverdiente harte Behandlung von Seite seiner Vorgesetzten — sind eben so viele Ursachen, die solche böse Tage schaffen und vervielfältigen können. Man ist ungerecht gegen seinen Nebenmenschen, wenn man ihn in solchen Tagen anders als wie einen Kranken behandelt, mit Schonung, Milde und Liebe. Nur darf man nicht vergessen, daß ein Kranker auch der Ruhe bedarf, daß ihm mit vielen Worten, Fragen und nichts sagenden Zärtlichkeiten nicht gut gedient ist, und man seinen Körper am besten stärkt, wenn man ihn in eine Lage bringt, wo er eines erquickenden Schlafes genießen kann. Daher geht mein Rath dahin, die Gemüthsstimmung unserer Freunde an solchen Tagen durch Ruhe und Stille, durch milde, aber wenige Worte zu besänftigen, ihnen keine Unterhaltung, keine Zerstreuung gewaltsam aufzudringen, und es nur dahin zu bringen, daß das kranke Gemüth gleichsam in Schlaf ver falle, damit es hierdurch erquickt, zum guten Tage erwache. Aber auch jeder vernünftige Leser, der das Unglück hat, einen solchen bösen Tag öfter zu haben, wird so viel als möglich Ruhe und Einsamkeit suchen, wenig Worte mit sich selbst machen, keine weitläufigen Betrachtungen über sich anstellen, und so viel als möglich von Wort und That sich enthalten. Läßt er diese Stimmung ruhig und still vorübergehen, so kommt gewiß die bessere Stunde, in der er ernstlich über die Ursachen seines früher verstimmteten Gemüthes nachdenken, und denselben abzuheilen streben muß. Nur sei er strenge darauf bedacht, in solchen bösen Tagen jeden Entschluß aufzuschieben, und selbst im Worte alle Vorsicht eines Kranken zu brauchen. Sein Arzt ist die Einsamkeit, und in dieser wird er Trost und Balsam finden. Bist du, lieber Leser, so glücklich, wenige solcher bösen Tage in deinem Leben zu zählen, so sei sicher, daß Mäßigkeit und glückliches Temperament viel hierzu beigetragen. Hast du aber derlei traurige Tage öfter zu überstehen, so frage einen Arzt, führe strenge Rechnung jeden Abend mit dem zurückgelegten Tag, und du wirst der guten Tage immer mehr zählen.

Ihr, die ihr nicht wisset, wie viel ein guter Tag werth ist, laßt es euch sagen, damit Ihr diese Wohlthat höher schätzen, und durch Ernst, Selbstprüfung und Schonung zu erhalten streben möget.

Ein guter Tag ist es, was euch euer Mahl würzt — denn am bösen Tage wird die von der Natur gegebene Vorschrift, zu essen und zu trinken, zur Mühe, zur slavischen Gewohnheit. Der gute Tag ist es, der euch euer Bett leicht, und euern Schlaf erquickend macht, euch beim Erwachen des

neuen Morgens neue Kraft, neue Heiterkeit verleiht, eure Geistesanlagen erhöht, fruchtbar macht, und vor dem Verwelken sichert. Ein guter Tag macht der Seele ihre Wohnung wohnlich, und man sieht jener ihre Freude an dem klaren Auge an. Wie ändert sich die Scene am bösen Tage — jede Bewegung ist Anstrengung, jedes Umhergehen eine Last, das Auge gleicht einer dunklen Wolke, es ist müde, matt und steht still. —

»Zudem beschwert ein mit gefriger Unmäßigkeit beladener Körper auch zugleich den Geist, und drückt das Göttliche in uns zu Boden; da hingegen jener in einem Wink mit seiner Mahlzeit fertig, in leichten Schlummer sinkt, und morgen Früh zur vorgeschriebenen Arbeit munter aufsteht.

Horaz, B. 11., Sat. 2.

Beiträge zur Geschichte und psychischen Behandlung fixer Ideen.

Man hat Beispiele, daß fixe Ideen durch Klugheit, Festigkeit und eine gewisse psychische Kraft des Arztes über den Geist des Irren in kurzer Zeit und gründlich geheilt wurden. Die fixe Idee ist oft ein reiner Verstandesirrtum, der mit keiner Sinnesstörung zusammenhängt, und daher oft ohne physische Mittel heilbar ist. Liegt ihr daher keine andere Geisteskrankheit zu Grunde, oder ist ihre Quelle kein materielles Gehirnleiden, so kann sie einer klugen, rein psychischen Behandlung weichen, besonders wenn der Kranke physisch einer guten, dauerhaften Gesundheit genießt, und noch im Alter der Kraft ist. Wir wollen unseren Lesern einige solcher glücklichen Heilungen aus der neuesten Geschichte des menschlichen Irthes vorführen, um daran den Schluß zu knüpfen, wie tief eine moralische Behandlung in die Umstimmung des verirrten Geistes eingreift.

I.

Ein junger Mann hielt sich für den Sohn Napoleons. In dieser fixen Idee befangen, bezeigte er seine tiefste Verachtung einem Jeden, den er von niedrigerer Geburt, als die seinige war, gehalten. Durch längere Zeit war er durch diesen Jedermann bewiesenen Stolz der Gegenstand des tiefsten Kammers für seine achtbare Familie. Durch neun Monate ward er ohne allen Erfolg mit Medicamenten behandelt, bis er endlich einem Irrenarzte, der zugleich Psycholog war, zur ferneren Behandlung übergeben wurde. Dieser Arzt (Leuret) fing mit dem Kranken allerlei Handel, und zwar in der Absicht an, um gegen ihn ohne Schein von Ungerechtigkeit mit aller Strenge verfahren zu können. Leicht fand sich Gelegenheit, zu dieser strengen Behandlung jedesmal irgend einen Vorwand auszufinden. Der Arzt brachte ihm nun einen Brief, den er als von des Kranken Vater kommend, bezeichnete, und verlangte mit unerbittlichem Ernst, daß der Kranke eine passende Antwort alsogleich schreibe. Diese fiel natürlich ganz dem eingebildeten Wahne angemessen aus, in dem der Unglückliche lebte. Alsogleich ward er ins Bad getragen, und mit einem starken Douchebad bedient. Durch

diese harte Lehre aufgerüttelt, und über diese seinem eingebildeten Stande ganz zuwiderlaufende Behandlung stüßig gemacht, fing er an, seine Abhängigkeit zu fühlen, und zerfloß in Thränen. Der Arzt tröstete ihn, und belehrte ihn über seinen grellen Irrthum. Ohne Widerstand ward dieser zugegeben, der Kranke sah sein Unrecht ein, und nach einem Monat war er von seinem Wahne gänzlich geheilt.

II.

Ein 45jähriger, übrigens gesunder Mann, ehemals ein Bäckerjunge, der in einem Infanterie-Regiment gedient, und daselbst es nur bis zum Sergeanten gebracht hatte, versiel in die fixe Idee, er sei nach und nach Lieutenant, Hauptmann, Major, Obrist und endlich Feldmarschall geworden; als Letzterer hieß er sich mit Napoleon verbandt. Der Arzt ließ ihn zu sich kommen, und um ihn zu einem traulichen Gespräche zu bringen, schmeichelte er ihm mit den süßesten Liebesworten, die aber durchaus mit der eingebildeten Idee in keinem Zusammenhange standen. Es gelang dem Arzte, daß der Kranke ihm haarklein die genauesten Umstände seines früheren Lebens erzählte. Die Theilnahme, mit welcher der Arzt jedem noch so geringen Umstande der Erzählung schenkte, machte den Irren nur noch redseliger und zutraulicher. Als nun während dieser Herzensergießung der Erzähler bei jenem Zeitraume seines Lebens anlangte, wo das eingebilddete militärische Avancement beginnen sollte, bat ihn der Arzt, noch ein Mal anzufangen, und zwar in der Absicht, um ihn in der Epoche, in der er noch vernünftig war, und sich noch an Alles erinnerte, länger aufzuhalten, und ihn mit den Ideen und Empfindungen gleichsam zu durchdringen, die er noch vor seiner Krankheit hatte. Endlich wird ihm erlaubt, von seiner militärischen Laufbahn zu erzählen. Anfangs sprach er in dem bescheidenen Tone, wie er dem Grade angemessen war, den er in der Armee annahm. Allein im Laufe des Vortrags wird die früher ruhige Miene ernst, lebhaft, und er beginnt seine Carrière als Lieutenant, Hauptmann u. s. w. zu erzählen. Der Arzt unterbricht ihn und fragt mit strengem Tone: Glaubt Ihr, ich sei Narr genug, um solchen dummen und unverschämten Märchen Glauben zu schenken? Ihr seid ein Bäckerjunge, und Ihr selbst habt es mir ja so eben erzählt. Ich war schon auf dem Punkte, an Eurem Schicksal Antheil zu nehmen; aber die Lügen, die Ihr euch untersteht, mir aufzutischen, machen euch jeder freundschaftlichen Theilnahme meinerseits unwürdig. Lassen Sie mich allein.“ — Der Bäckerjunge wird ganz verwirrt, und will dem Arzt beweisen, er habe Recht. Aber dieser versagte ihm alles Gehör, und läßt ihn von den Wächtern wegführen. Der Kranke war früher schon sieben Jahre im Narrenhause, sprach mit Niemanden, weil er in der fixen Idee lebte, er könne als Napoleons Anverwandter und Feldmarschall mit keinem seiner Tisch- und Hausgenossen in Ehren sprechen; sie seien nicht seines Gleichen und es wäre Beleidigung für ihn, sich mit derlei Menschen abzugeben. Den Tag nach der obenangeführten Unterredung ließ ihn der Arzt wieder zu sich holen, und da er nicht gutwillig erscheint, so wird er dazu gezwungen. Man setzt ihn ins Bad. „Ich will euch gern die Strafe der Douche ersparen,“ sagte der Arzt, „die ich nur über böse und lügenhafte Menschen verhängte. Wollt Ihr nicht lieber euern Irrthum gestehen, und euern Aelttern schreiben, es sei euer Wunsch, wieder als Bäckerjunge mit ihnen zu arbeiten?“ — Keine Antwort. — Nun be-

Kommt er die Douche auf eine sehr empfindliche Art und ziemlich anhaltend. »Das soll so 2 bis 3 Stunden fort dauern,« sagt der Arzt. Aber gleich Anfangs verspricht der Kranke, seinen Aeltern zu schreiben. Er wird nun in diesem Entschlusse bestätigt, und ihm, sobald er geschrieben haben wird, eine Promenade außer dem Hause versprochen. Er schreibt wirklich seinen Aeltern; Abends wird er spazieren geführt. Als er ins Freie kam, ist er ganz entzückt; neue Hoffnungen, Paris und seine Familie zu sehen, werden in ihm wach; endlich wird er in die Bäckerei der Anstalt geführt; hier wird ihm der Vorschlag gemacht, an die Stelle eines so eben krank gewordenen Bäckerjungen den Dienst zu übernehmen, er willigt ein, — und von dieser Stunde an war er geheilt.

III.

Jemand wollte nie ausgehen, weil er in der fixen Idee lebte, er habe Hörner am Kopfe. Sein Arzt widersprach nicht nur diesem Wahne nicht, sondern er versicherte ihn sogar, daß er schon ähnliche Auswüchse gesehen, daß deren Heilung mühsam sei, daß ihm jedoch dieselbe schon geglückt habe, indem er die Hörner von der Stirne absägte. Der eingebildete Kranke willigte in die Operation. An einem hierzu bestimmten Tage kommt der Wundarzt, framt eine Menge Sägen und andere Instrumente aus, verbindet den Kopf und die Augen des Patienten, der am ganzen Leibe zitterte, und die heftigsten Schmerzen zu erleiden glaubte. Als endlich der Arzt die Instrumente einige Zeit an der Stirn bin und her bewegte, zog er aus seinem Mantel zwei frisch abgesägte Hörner hervor, zeigte sie dem Kranken, und dieser glaubte allen Ernstes, es seien die Seinigen. Die fixe Idee schwand, der Kranke ging wieder aus, indem er jetzt nichts mehr an der Stirne zu haben meinte, das ihn vor anderen Menschen auszeichnete.

Allgemeines Gesundheits-Bulletin.

Seit 6 Monaten wird die Stadt und Umgegend von Sasonchi von der Pest furchtbar mitgenommen. Mit Ende des Sommers schien es, als wolle sie nachlassen, aber stürmische und kalte Winde haben ihr neue Kraft verliehen, und es hat Ende September noch den Anschein gehabt, als wolle sie noch länger anhalten.

In den Spitälern zu Bona wüthet die Cholera noch immer fort. Am 18. October war die Anzahl der Erkrankten überhaupt 973, unter denen 328 Cholerafranke. Man hat auch bei der Garnison mehrere plötzliche Todesfälle (cas soudroyants) beobachtet. In Algier ist im Spital des Dey, welches eine Viertelstunde von der Stadt entfernt liegt, die Cholera ausgebrochen. Am 14. October waren 17 Kranke und 9 Todte. Die Krankheit ergriff vorzüglich Personen, die schon früher an langwieriger Ruhr litten.

In Catania hat am 10. October diese Krankheit fast ganz aufgehört, und nur hier und da ereignet sich ein Cholerafall. Nach dem Diario di Roma sind vom 1. August bis 30. September von 55000 Einwohnern obgenannter Stadt 6929 gestorben. In den östlichen Gegenden des Aetna so wie in einigen Ortschaften des westlichen Theiles desselben dauert die Epidemie fort. In Messina erfreut man sich seit dem 5. October des besten Gesundheitszustandes; auch in dem benachbarten Calabrien ist die Krankheit sehr milde; in Noto und Syrakus hat sie ganz aufgehört. In Palermo waren zwei Spitäler noch offen, weil einzelne Fälle noch vorkommen.

Vom 28. auf den 29. October sind in Berlin 6 Personen an der Cholera erkrankt und 6 Personen, worunter 2 aus früheren Erkrankungsfällen, gestorben.

In Genua hat die Gesundheits-Commission (Magistrato di Sanità) in der Sitzung vom 26. October die Quarantaine aufgehoben, welche auf alle Proveniercen aus Livorno, von den französischen Küsten des Mittelmeeres, Marseille mitbegriffen, aus Neapel (mit Ausnahme von Calabrien und Sicilien), aus den päpstlichen Staaten, Malta, Triest, Venedig lastete, sobald sie mit Gesundheitspässen versehen sind, und nicht unter ihrer Ladung alte Kleider, Lumpen (cenni) u. dgl. haben; denn in diesem Falle müssen 7 Tage Contumaz gehalten, die cenni ins Lazareth gebracht, und 15 Tage gereinigt werden.

In einem Correspondenzartikel aus Rom vom 24. October in der Mailänder Zeitung wird ämtlich nachgewiesen, daß die in der Quotidiane enthaltene Angabe über die Zahl der in Rom bis zu der Zeit Gestorbenen kaum den dritten Theil der von diesem französischen Blatte angegebenen Zahl betrage, und nicht 5000 übersteige. — In Sabiaco (päpstl. St.) hat die Cholera ganz aufgehört. Man hat daselbst wegen der schlechten Ernte und der Armuth der Bewohner viel mehr Opfer bringen zu müssen gefürchtet. Der apostol. Vicario Monsig. Vici und der Cardinal M. Mattei haben (nach dem Diario di Roma) sehr viel zur Vinderung des Uebels durch Unterstützung der armen Classen beigetragen.

Miscellen.

Wunde und Tod des Generals Damrémont.

In einem Bericht des Medicin-Doctors Baudens, Chef-Wundarzte bei der Expeditions-Armee vor Constantine über die Wunde und Leichen-Untersuchung des General-Lieutenants Grafen von Damrémont und Gouverneurs der französischen Besitzungen in Afrika, heißt es:

„Ich Unterzeichneter, Doctor der Medicin und Chef-Wundarzt bei der ersten und zweiten Brigade der Expeditions-Armee von Constantine, Wundarzt Sr. kön. Hoheit Herzogs von Nemours, Officier der Ehrenlegion, bezeuge hiermit, daß am 12. October 1837 früh Morgens 8 Uhr der Herr General-Lieutenant Graf von Damrémont unter den Mauern Constantine's durch eine Kugel tödtlich verwundet wurde. Meine Nähe bei Sr. königl. Hoheit dem Herzog von Nemours, der den Gouverneur begleitete, erlaubte mir, die Blessur dieses Generals alsogleich zu untersuchen, den ich in mein Feldspital tragen ließ. Man entdeckt in der linken Seite, unter der letzten falschen Rippe, eine stark klaffende Wunde von 7 Zoll Ausdehnung, aus welcher eine beträchtliche Masse des fetten Reges und ein Theil des zerrissenen Grimmdarmes hervordrangen; der Magen war von der Kugel ganz durchbohrt, die sich durch das Zwerchfell und die untere Fläche der Lungen einen Weg in die Brust bahnte, und nachdem sie das 9., 10. und 11. Rückenwirbelbein zerquetschert hatte, durch die Rückenseite hervordrang, und im Zellgewebe der Haut einen 5 Zoll langen Riß zurückließ. Auch ist eine kleine Kopfwunde in der Hinterhauptsgegend zu sehen; diese Wunde aber kommt von dem Sturze des Generals im Moment, wo die Kugel ihn getroffen.

Coudiat - Aty den 12. October 1837.

Baudens.

— Das „Frankfurter Conversationsblatt“ schreibt aus Dresden von Ende October: „Leider nimmt der Selbstmord in Dresden immer mehr und mehr über-

hand, und die polizeilichen Mittheilungen bringen allwöchentlich mindestens einen Fall von versuchtem oder verübtem Verbrechen dieser Art zur Kunde des Publikums. Wie diesem Uebel zu steuern, ist nicht abzusehen; an dem Schulunterricht liegt es nicht; denn für den öffentlichen Unterricht wird alles Mögliche gethan.

— Das Jahr 1837 war in Paris für die Inhaber öffentlicher Badeanstalten im Allgemeinen sehr ungünstig; dessen ungeachtet hat das einzige Badehaus Vigier du Pont-Neuf im Monat Juli d. J. 10,715 Franks eingenommen, welches den Gebrauch von ungefähr 10,000, und daher von täglich 350 Bädern voraussetzt. Nun ist aber dieser genannte Monat, wegen der Concurrenz der kalten Bäder, einer der ungünstigsten im Jahre. Bekanntlich sind die kalten Bäder in Paris das Eigenthum einer Gesellschaft von Privaten, die immer mehr darauf bedacht ist, Verbesserungen hierbei einzuführen, besonders was Bequemlichkeit und Eleganz derselben betrifft. — 60 —

— Der berühmte Tonicolog Drfila hatte in den ersten Tagen Octobers das Unglück, daß ihm in der Straße St. Honoré das Rad eines auf's Trottoir ausfahrenden Wagens über beide Füße ging. Er war eben im Begriff, in das Hôtel de Ville zu gehen, um bei einer Commission den Vorsitz zu führen. Herr M. J. Eloquet leistete ihm sogleich die Hilfe eines kunstgeübten Freundes. Die Verletzung geht zwar ziemlich tief, wird aber, wie man anfangs befürchtete, keine traurigen Folgen haben.

— Ein englisches Journal erzählt: Samstag Früh fand man neulich in einer Straße Londons einen 35 Jahre alten Mann in den letzten Zügen. In ein benachbartes Spital getragen, starb er nach 5 Stunden. Es wurde über die Ursache seines Todes eine Untersuchung angestellt, und die Aerzte erklärten, daß dieser Mann vollkommen gut beschaffene Organe gehabt, und nur vor Hunger gestorben. Er hatte seit mehreren Tagen nichts gegessen.

— Man schreibt aus Meurs (in Preußen): Die Errichtung eines Mäßigkeitsvereines hatte schon seit längerer Zeit viele hiesige Bewohner beschäftigt. Aber neuerlichst wurde dieser Gegenstand vor einer bedeutenden Versammlung reiflich besprochen; Gutsbesitzer und Landwirthe, Bürgermeister wie Aerzte, Prediger, Lehrer sprachen, Jeder aus dem näheren Kreise seiner Erfahrung, auf's Entschiedenste ihre Ueberzeugung aus, daß jener Branntweinpest, wie sie Zschokke so richtig nennt, nur durch gemeinsame Verbindung der Menschenfreunde gewehrt werden könne. Etwa 60 Personen aus allen Classen und Ständen des Volkes verpflichteten sich noch an jenem Abend durch ihre Namensunterschrift für ihre Person, sich des Genußes von Branntwein zu enthalten, und mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln den Gebrauch desselben Anderen zu wehren. In einer nächsten Sitzung will man ein Comité erwählen, dessen Aufgabe alles das seyn wird, was dem Genuße des Branntweines entgegenwirkt, und zugleich dem Volke ein genügendes und gesünderes Surrogat bietet.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. G. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. G. M., worfür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird.



der

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N^o 92.]

Donnerstag, den 16. November.

[1837.]

Inhalt: Fragmente über den Selbstmord. — Essen oder gegessen werden — das ist die Frage. — Die periodische Trunksucht. — Miscellen.

Fragmente über den Selbstmord *).

Que la pitié, la plus profonde pitié soit accordée à celui qui comet l'acte de suicide; mais que du moins l'orgueil humain ne s'y mêle pas.
Mad. de Staël.

Der Anblick oder die Erzählung eines jeden Selbstmordes erregt in jeder theilnehmenden Seele die schmerzlichsten Empfindungen, und ein seltsames Gemisch von Staunen, Betrübniß und schmerzlichem Bedauern. Der Geist empört sich gegen eine Handlung, welche menschliche und göttliche Rechte verlegt. Man muß sich Gewalt anthun, um mit Ruhe über eine so bedauernswerthe Verirrung zu sprechen, und die Beweggründe zu erforschen, die den Menschen zu dem Entschlusse treiben, sich gewaltsam das Leben zu rauben. Fast jede Art des Selbstmordes hat ihren eigenen Charakter, so daß ihm zuweilen Tadel und Verachtung, zuweilen aber Mitleid, Nachsicht und Verzeihung gebühren. Es wird uns hier als Verbrechen, dort als Krankheit, bald als Mißgeschick, bald als mißverstandene Ansicht von Tugend erscheinen, die auch dem Stärksten Thränen des Bedauerns entlockt. Die ruhige Würdigung der Ursachen des Selbstmordes gewährt mehr als jede andere Betrachtung die wichtigsten Aufschlüsse über unser geistiges und moralisches Wesen, über die Triebfedern unseres Willens, über die geheime

*) In einer außerordentlichen Sitzung der medicinischen Akademie zu Paris am 29. August d. J. sprach der beständige Secretär derselben, Herr Dr. Pariset, das Lob des großen Arztes Scarpa, und Herr Roche las das Bruchstück einer philosophischen Abhandlung über den Selbstmord vor, die einen Akademiker, der sich nicht genannt hatte, zum Verfasser hat. Wir theilen unseren Lesern aus diesem Fragmente Einiges mit, woraus sie den moralischen und ärztlichen Standpunct erfsehen können, von welchem aus französische Aerzte diese ernste Frage beurtheilen. D. Red.

Geschichte unserer Vorstellungen, Empfindungen und Urtheile. Durch jenes Nachdenken allein leuchtet schon die Nothwendigkeit ein, uns bei Zeiten dem heiligen Joche der Vernunft und des Pflichtgefühls zu fügen.

Ich will zuvor die Aufmerksamkeit des Lesers auf einige Thatfachen lenken, die, ihrer Wichtigkeit ungeachtet, bis jetzt zu wenig noch gewürdigt sind. Ein Mensch bekommt plötzlich, während er sich scheinbar vollkommen wohl befindet, einen Anfall von Wuth, er ergreift mit beiden Händen einen Stock, schlägt rechts und links um sich, und zerbricht, was sich ihm entgegenstellt. Nach einigen Minuten entfällt der Stock seinen Händen, er kommt zu sich, und weiß nichts mehr von allem, was er eben begonnen. Man macht ihm Vorwürfe, man zeigt ihm die Trümmer der zerbrochenen Gegenstände, er glaubt, daß man sich über ihn lustig machen wolle, und erzürnt sich gewaltig. Einige Zeit später versetzt er Jemand einen tödtlichen Streich. Er wird vor Gericht geladen, freigesprochen, und — in ein Spital gebracht, wo seine Anfälle immer häufiger werden, und endlich in wahrhaft epileptische Paroxysmen übergehen. Nicht immer schwindet bei dergleichen Handlungen das Bewußtseyn; er erkennt die Gefahr, er will ihr begegnen, aber sein Wille unterliegt. — Ein Arbeiter fühlt plötzlich einen unwiderstehlichen Trieb zu laufen. Er stürzt dem Quai zu, der vom Louvre- zum Grève-Platz führt, er besiegt jedes Hinderniß, reißt rechts und links Buden, Weiber und Kinder um, will umkehren, vermag es nicht, und kann sich nur dadurch gewaltsam aufhalten, daß er einen seiner Arme in die Speichen eines Wagenrades schlägt, das sich ihm entgegenstellt. Er schöpft neuen Athem, erholt sich, weiß nicht, was ihm eben begegnet; er versucht, zu gehen, und langt endlich ruhig in seiner Wohnung an. Da sich der Anfall wiederholte, wurde er, wie der Erste, in ein Spital gebracht. Bei näherer Untersuchung fand sich, daß sein Anfall Folge eines schleichenden Rückenmarkleidens war. An diese zwei Thatfachen schließt sich eine dritte an. Ein Mensch kommt auf den Pont-Neuf, beugt sich über das Geländer, und stürzt sich in die Seine. Man sieht es, eilt ihm zu Hilfe, und entzieht ihn dem feuchten Grabe. Als er nach einigen Tagen vollkommen hergestellt war, fragte man ihn auf eine zarte Weise um den Beweggrund seiner sonderbaren Handlung. »Ich kann mir selbst davon keine Rechenschaft geben,« antwortet er: »ich bin in der glücklichsten Lage der Welt, ich kann mich über Welt und Menschen durchaus nicht beklagen; ich war nie krank, aber ich weiß nicht, welche Unruhe sich plötzlich meiner bemächtigte. Ich kann mich nur an meine Zukunft auf dem Pont-Neuf und an den Augenblick, wo ich mich wieder erholt, erinnern.«

Man sieht, mit welcher Vorsicht man Handlungen dieser Art beurtheilen muß. Sie sind durch innere Krankheiten bedingt, die der menschliche Verstand schwer verhüten, und Arzneien nur selten bekämpfen können. Es

sind Handlungen, die uns gleichsam entchlüpfen, die wir oft rasch verüben, ohne sie vorhersehen, unterdrücken oder mäßigen zu können.

Es gibt eine in Familien einheimische, gleichsam angeborne Neigung zum Selbstmord. Ich habe eine Familie gekannt, deren Mitglieder ohne Ausnahme in einem gewissen Alter das Leben zu verachten begannen, und sich mit Freuden desselben beraubten. Ihr Verstand war nicht getrübt, er war sich vielmehr der unseligen Leidenschaft bewußt; aber anstatt diese böse Lust zu bekämpfen, erschöpften diese Unglücklichen ihren ganzen Scharfsinn, um ihr Vorhaben schlaue zu verbergen, und die geeignetesten Mittel zu dessen Ausführung zu finden. Sie beharrten mit unbiegsamer Halsstarrigkeit auf ihrem Entschlusse.

Zuweilen verübt der Kranke die Handlung in demselben Augenblicke, in welchem er seinen Entschlusse beweint, und sich auf ewig von ihm los sagt. Ein armer, schwacher, zum Trübsinn geneigter Arbeiter wurde zum dritten Male in einem Spital aufgenommen, um dort von seinem Hange zum Selbstmorde geheilt zu werden. Beschämt und voll Verzweiflung über seine wiederholten Rückfälle, auß Tiefste gerührt von des Arztes freundlicher Zusprache, verließ er diesen, und betheuerte mit den heiligsten Schwüren, daß er von nun an jede ähnliche Handlung verabscheue. Zehn Minuten hernach war er nicht mehr. Er sah auf seinem Rückwege einen an einem Balken hängenden Strick, kniete nieder, legte den Hals in die Schlinge, und überließ sich seiner eigenen Schwere. So hatte der Anblick eines kleinen Strickchens alle guten Entschlüsse vernichtet.

Oft ist der Hang zum Selbstmorde ein selbsterworbenes Uebel. Eine Anhäufung nahrhafter und reizender Säfte übt einen beängstigenden Druck auf die Nerven aus, und wenn sich, wie dieses in einem feuchten, neblichten Klima oder im Herbst nicht selten geschieht, diese Säfte entmischen, und in den Gefäßen anhäufen, so entsteht daraus jener Lebensüberdruck, welchem Montesquieu den Spleen der Engländer zuschreibt, der nichts Anderes ist, als eine Art Melancholie, die sie, selbst im Schoße des Glückes, gegen das Leben erbittert. O Mensch, wenn du dich erhalten willst, sei nüchtern und arbeite. Arbeit und Mäßigkeit sind die reinsten Quellen des Glückes und der Weisheit.

Oft bildet sich dieses Uebel, wie die Hypochondrie, in Folge von Krankheiten und zu häufiger Anwendung stark einwirkender Arzneien. Nicht selten erzeugt es sich bei Handwerkern, die mit giftigen Metallen umgehen, oder schädliche Dämpfe einathmen. Durch derlei feindliche Stoffe werden die Nerven und durch diese das Gehirn unaufhörlich gereizt, und der Geist angetrieben, seine Fesseln zu brechen. Anhäufungen schwarzer Galle, Steine in den Gallengängen bringen gleiche Wirkung hervor. Hierher gehören auch

jene Sinnestäuschungen durch Gehör und Geruch, die oft zur Verzweiflung treiben können. Unerträgliche Steinschmerzen bewogen den Philosophen Speusippus, im Tode die Ruhe zu suchen, die ihm die Kunst nicht zu geben vermochte.

Die Moral kann hier wohl die scharfen Spitzen des Schmerzens abstumpfen, mehr noch vermögen die sanften Eröstlungen der Religion in solchen Fällen, aber die Kunst muß doch mit ihren bewährtesten Mitteln das Meiste dazu beitragen, um eine von körperlichen Leiden entspringende Gemüthskrankheit in der Wurzel anzugreifen und zu heben.

(Der Beschluß folgt.)

Essen oder gegessen werden — das ist die Frage *).

Dies Jahr ist eine Art Schaltjahr für die Fasanen — sie gewinnen einen Tag. Der 1. October — ein Sonntag — ist dieser Tag. Sie mögen den besten Gebrauch davon machen — denn am 2. — beginnt das jährliche Schlachten ihres Geschlechtes, und haben sie, wie Erasmus glaubt, Seelen, gleich den Menschen, so werden diese Seelen zur Verantwortung für ihre im Gehöly und Gebüsch begangenen Sünden plötzlich gezogen werden, während man ihren schönen Körper mit Saucen verzehrt.

Es gibt aber wenig Personen, die nicht über Jagd und ihr Verhältniß zur Menschlichkeit nachgedacht haben, und da bei Erörterung dieser Frage viele Irrthümer herrschen, so bietet uns die jezige Zeit, wo der Genuß der Fasanen an der Tagesordnung ist, einige Gelegenheit dar, hierüber unsere Gedanken mitzutheilen. Der Abscheu gegen Mord wurzelt tief in der menschlichen Seele. Sollte daher nicht jeder Act des Menschen, der nur die entfernteste Verwandtschaft mit jener Handlung hat, unterdrückt werden? Ist dieß möglich? „Nein!“ sagt der Waidmann, „man muß Wildprät haben, und wollen wir Fleisch essen, so müssen wir tödten.“ — „Ja! (sagt der Freund alles Lebens) man bedarf keiner thierischen Nahrung; unsere Väter haben auch lange nur von Pflanzen gelebt.“ — „Die Frage kann gar nicht auf diese Weise gelöst werden (sagt ein Dritter). Hält man den Grundsatz fest, alles Leben für heilig zu erklären, und jedem Mittel, sich vor dessen Angriff zu schützen, zu entsagen, so müßte uns der Löwe im Walde, der Wolf, der unsere Heerde erwürgt, der Fuchs, der unsere Meierhöfe verödet, das Insekt, das unsere Häuser unbewohnbar macht, der Floh, der unser Fell beißt, heilig und unantastbar seyn, und die Folge für uns wäre ein so verleidetes Daseyn, daß wir die Welt zulezt den Ratten und Schlangen überlassen müßten.“ — Man sieht, es ist ein Mittel gegen diesen Angriff der Thiere nöthig. Aber gibt man die Nothwendigkeit einer solchen Selbstvertheidigung zu, so

*) Frei nach dem Englischen.

ist man in Gefahr, Jeden als seinen eigenen Gesetzgeber in dieser Nothwehr gegen Thiere anzuerkennen, und sich in die größte Verwirrung von Recht und Unrecht zu stürzen. Die Gründe der Jäger halten keinesfalls Stich; aber die Humanisten vergessen auch, daß es sich de corio humano handelt; sie vergessen überhaupt den ersten Ursprung der Jagd näher zu berücksichtigen. Alles Jagen war ursprünglich ein Act der Selbsthilfe, der Vertheidigung. Essen oder gegessen werden, das war die Frage. Schrecken und Unruhe erfüllte ganze Länder, bevor Heroen sich entschlossen, die Ungeheuer zu erlegen, und dadurch ihren Namen mit Unsterblichkeit zu schmücken. Dieser Grundsatz muß also stets bei der Jagd festgehalten werden. Sie will und soll nur bezwecken, das Land vor den Zerstörungen des Wildes und dessen unmäßigen Eingriffen in menschliches Eigenthum und Leben zu schützen. Wir sind überall von Feinden umgeben, die uns bald aus Haus und Feld vertreiben, wenn wir nicht kräftig und männlich uns wehren. So sehr wir also jedes thierische Leben bedauern, so nöthig macht es unsere eigene Existenz, dasselbe von Zeit zu Zeit weniger zu schonen. Aber diese Nothwehr soll niemals in Jagdwuth ausarten. Es scheint uns nicht ganz vereinbar mit den höheren Gesetzen der Natur, bis zur Leidenschaft thierisches Leben zu verfolgen. Das Beispiel wirkt hier sehr nachtheilig, besonders auf junge Gemüther ein, die anfangs mit einer gewissen Scheu an das Jagen gehen. Von diesem Gesichtspuncte aus muß also die Frage beantwortet werden, ohne Rücksicht auf die jetzt überall herrschende Vorliebe für die Jagd. Wäre es bei jungen Männern vom Stande zur Mode geworden, jeden Morgen vor dem Frühstück ein Ferkel zu tödten, — die ganze großbritannische Jugend würde ihre Ferkel tödten, ihre schweintödtende Leidenschaft zur Schau tragen, oder sich wenigstens herzlich schämen, vor dem Tödten eines Ferkels barmherzig zurückzuweichen. So gewiß spielt Mode und die Furcht, von Anderen ausgelacht zu werden, hier die größte Rolle.

Die periodische Trunksucht.

In neueren Zeiten haben gerichtliche Aerzte auf eine Art krankhafter Trunksucht aufmerksam gemacht, die, weil sie nach längeren freien Zwischenräumen plötzlich hervortritt, die periodische genannt wurde. Sie soll in Rußland am häufigsten, aber auch in Deutschland vorkommen, und man vermuthet, daß sie in jenen Gegenden sich häufiger zeigt, wo bei dem Mangel eines guten, ausgegohren und kräftigen Bieres der Genuß des Branntweines in den unteren Volksklassen sehr verbreitet ist.

Wir entlehnen die allgemeinen Grundzüge eines solchen periodischen Trunkers aus einem neuerlichst von Dr. Fuchs mitgetheilten merkwürdigen Falle, weil die unrichtige Beurtheilung solcher krankhaften, trunksüchtigen Anfälle so-

wohl zu ärztlichen Mißgriffen als auch zu den traurigsten Familienverhältnissen Anlaß geben kann.

Es können sonst ordentliche, fleißige und sparsame Menschen seyn, bei denen sich regelmäßig alle 3 bis 4 Wochen mehrere Tage lang der Trieb zum Trinken heftig einstellt. Pflöglieh verwenden sie ihr gespartes Geld zum Ankauf von Branntwein, verlassen ihre gewöhnlichen Geschäfte, und hören nicht auf zu trinken, bis Alles vergeudet ist. Bitten, Vorstellungen, Drohungen und selbst Mißhandlungen fruchten eben so wenig, als gänzliche Entziehung des Geldes und des Getränkes. Das durch Fleiß in den freien Tagen verdiente Geld wird sorgfältig aufgespart, so manchem Genuß wird gerne entsagt, kommt aber der böse Tag, dann wird an jede Arbeit vergessen, die Mitarbeiter verlassen, und für alles zurückgelegte Geld — Schnaps gekauft. Nach einem fleißig und nüchtern zugebrachten Tage legt sich ein solcher Trunk süchtige zu Bette, kann aber wegen großer Angst und eines eigentlichen Tobens im Kopfe nicht einschlafen; spät in der Nacht springt er auf, rennt im Hause herum, verläßt, nur mit einem Hemde bekleidet, daselbe, läuft nach mehreren Schnapsläden, wo er so lange trinkt, bis er den Gebrauch seiner Glieder verliert. Wird er alsdann eingesperrt, so sößt er Anfangs Drohungen aus, und bittet zuletzt um des Himmels willen um Schnaps. Weder Essen, noch Bier, oder andere Getränke haben für ihn einen Reiz; nur Branntwein will er, denn ohne diesen — plagt er — bringt ihn die Angst ums Leben. Gießt man, um ihn nur einigermaßen zu beruhigen, unter einige Maß Wasser $\frac{1}{4}$ Schoppen Schnaps, so schüttet er mit der größten Eile dieses Getränk hinunter, wenn es nach Branntwein auch nur riecht. Ohne einen Augenblick zu ruhen oder zu schlafen, fordert er von Neuem sein Lieblingsgetränk. Er ist nur sehr wenig, wird täglich schwächer, die Stimme versagt ihm, bis er endlich ganz erschöpft einschläft. Nach dem Erwachen fühlt er sich sehr schwach und zittert, hat aber Appetit, ißt, trinkt reines Wasser, und kann seinen Abscheu vor dem Branntwein nicht verbergen, den er von nun an bis zum nächsten Anfall nicht trinkt; er erholt sich bald, beginnt wiederum seine Arbeit, und ist der geschehenen Dinge unbewußt. In dieser freien Zeit ordnungsliebend, reinlich, gut gekleidet, fleißig und arbeitsam, geht er bei Rückkehr des Anfalles halb entblößt, schmutzig und zerlumpt umher, und bettelt um Branntwein auf eine Weise, die eine Verwirrung seiner Seelenkräfte verrieth. Selbst wenn man ihm Branntwein in die schmutzigsten Gefäße schüttet, verschluckt er denselben lüftern, und ohne zu achten, womit er vermischt ist. In dieser Saupperiode schwindet die körperliche, wenn auch kräftige Constitution immer mehr, es stellt sich Zittern ein, die Kräfte nehmen ab, die Anfälle dauern kürzer, der Geist stumpft sich allmähig ab, und es bereitet sich der Uebergang zum Blödsinn vor.

Diese Gattung Säufer ist merklich von einem gewöhnlichen alltäglichen Säufer verschieden. Denn der eigentliche Schnapsjäufer trinkt den Branntwein, um seinen Gaumen zu kitzeln; reicht man daher einem solchen Trinker, besonders wenn er schon einige Gläser genommen, Wasser anstatt Schnaps, so kommt er beim Bemerkten des Betruges in den größten Zorn, schüttet sogleich den Inhalt des Glases aus, und trägt lange Zeit den Groll im Herzen, bis durch eine Portion des echten Lieblingsgetränktes der frühere Fehler wieder gut gemacht

ist. Säufer von Profession trinken auch nicht in unreinen, schmutzigen, ja Ekel erregenden Gefäßen, wie es bei dem periodischen Trinker der Fall ist. Man hat ferner Beispiele, daß reiche Leute, denen also die Mittel zum Anschaffen des Getränkes nicht fehlen, sich nur von Zeit zu Zeit dem Trunke ergeben, und dann wiederum zur Ordnung zurückkehren, und dem Vorsatz, nicht mehr zu trinken, lange Zeit treu bleiben; sobald sie aber Gelegenheit zum Genuße ihres Lieblingsgetränktes finden, und nach einiger Zeit wieder aus dem Kelch gekostet haben, entsteht für ihren Gaumen ein Reiz und eine Begierde, die sie durch übermäßigen Genuß befriedigen, bis eine hieraus entstehende Ueberreizung und die damit verbundene Erschlaffung einen Ekel, und alsdann den Entschluß hervordringen, nicht mehr zu trinken. Bei der krankhaften Trunksucht aber tritt ohne Veranlassung die Lust zum Branntwein ein, und kann mit gewässerstem Schnaps befriedigt werden. Hier ist also kein Laster, sondern eine Krankheit, die periodisch eintritt. Es ist hier der Vorsatz, ein ordentliches Leben zu führen, gleichgiltig; der Trieb kommt ohne Veranlassung, es steht nicht in des Kranken Macht, dem Anfälle zu entgehen, während es bei dem gewöhnlichen Säufer von seinem Willen abhängt, zu trinken oder nicht zu trinken. Daher ist er jedenfalls strafbar, weil ihn kein krankhafter Trieb zum Trinken zwingt, er also selbst sich des freien Gebrauches seines Verstandes beraubt.

Aus allem diesen geht hervor, daß Menschen, die mit jener anfallsweise wiederkehrenden Trunksucht behaftet sind, gleich Geisteskranken des Gebrauches ihrer Vernunft nicht mächtig, und daher ganz anders zu beurtheilen sind, als gewöhnliche Trunkenbolde.

Miscellen.

Soll einem Patienten auf der Insel Otaheite zur Ader gelassen werden, so kommt der Chirurg mit einem etwas scharf geschnittenen Prügel, haut dem Kranken sanft über den Kopf, und wenn das Blut genug geronnen hat, verbindet er die Wunde, und wäscht sie Tags darauf mit frischem Wasser aus.

— Unsere Leser werden sich noch an eine fast in allen deutschen Journalen aufgenommene pompöse Ankündigung über eine neue Methode erinnern, durch Perlen mehrere Augenübel, besonders Kurzsichtigkeit, zu heilen. Nun schreibt aber Dr. Wieseke, dem man diese Erfindung zuschreibt, an die Redaction der Revue de Paris folgende Berichtigung: »Mein Herr! Ich beschäftige mich zwar mit der Heilung der Kurz- und Weitsichtigkeit, aber niemals fiel es mir ein, gegen irgend Jemand über die Heilmittel mich auszusprechen, die ich anwende. Ich bin es daher meinem Charakter und der Wahrheit schuldig, zu erklären, daß ich durchaus dem Artikel fremd bin, den Sie in Ihrem Journal aufgenommen. Ich bin weit entfernt, auf solchem Wege meine Arbeiten zu veröffentlichen; sobald ich Zeit und es angemessen finden werde, will ich die Resultate meiner Forschungen in der Heilkunde bekannt, und die Akademie der Medicin auf die neue Lehre aufmerksam machen. Paris den 10. October 1837.»

Diese Erklärung möge unseren Lesern zur Lehre dienen, gegen öffentliche Blätter, die nicht Beruf dazu haben, mißtrauisch zu seyn, wenn sie Heilmittel gegen Krankheiten veröffentlichen, und sich in Dinge mischen, die außer ihrer Tendenz liegen.

Professor Donovan über Gastronomie.

Professor Donovan hat sich in einer der neuesten Schriften *) über Nahrungsmittel und die beste Art, dieselbe für den Gaumen zuzubereiten, methodisch, wissenschaftlich, gründlich, und doch mit einer solchen Würze von Enthusiasmus, einem so feinen, epikuräischen Tact, und einem so ausgebildeten Sinn für die Würde der Kochkunst ausgesprochen, daß man es jedem Theile seines Werkes anseht, der Verfasser habe nicht bloß Bücher studirt, sondern auch die Grundsätze der Kochkunst durch gründliche Versuche am Bratspieß und der Sudpfanne zu bewähren gesucht. Um den höheren Gesichtspunct zu beurtheilen, von dem Donovan den Beruf eines wissenschaftlichen Koches anseht, heben wir aus der genannten Schrift (zum Heil und Frommen einiger Leser, denen die Küche und ihre Freuden eine Lebensangelegenheit ist) folgende bezeichnende Stelle aus. Nach einer geistreichen und neuen Untersuchung über die Regeln des Geschmacks bricht der begeisterte Professor in folgende echt praktische und zugleich erhabene Schlußrede aus: »Vielleicht ist die Zeit nicht gar fern, in welcher der Geist der Reform die Professoren der Gastronomie**) zu einem höheren Bewußtseyn ihres Berufes erheben, und ihre Kunstübung mit den Grundsätzen der Wissenschaft in nähere Berührung bringen wird. Unberechenbar sind die heilsamen Folgen, welche aus dem Gelingen eines solchen Versuches hervorgingen. Obwohl Mancher bei der Idee, unsere Köche in Naturforscher (Philosophers) verwandeln zu wollen, lächeln wird, so bleibt diese Umwandlung dennoch wünschenswerth, und die Kunst, dem Gaumen zu gefallen, kann dabei nur gewinnen. Unsere Bierbrauer und Brantweinerzeuger sind wissenschaftlich gebildete (philosophical) Chemiker; sie sind innig mit den Grundsätzen ihres Berufes vertraut, sie erlangen hierdurch eine Sicherheit, Leichtigkeit und Deconomie, die früher gar nicht denkbar waren, und so manchem Irrthum der rohen Empirie wird hierdurch vorgebeugt. Warum sollte man also nicht mit gleichem Rechte auf jene Kunst die Prinzipien der Wissenschaft anwenden, die mit der Deconomie der Küche in der nächsten Beziehung steht?»

Man schreibt aus Paris: Bekanntlich sind so viele Unglücksfälle und Menschenopfer die Folge einer Feuersbrunst oder nur eines Feuerlärmes in einem Theater, besonders wenn dasselbe übermäßig voll ist. Die Erfindung des Herrn Duriot gewährt daher für die öffentliche Sicherheit sehr hohes Interesse. Dieser Mann hat nämlich im Hofe der Polizei-Präfectur in Gegenwart des Herrn M. G. Delessert und einer aus Kaufleuten, Künstlern, Mechanikern und Gelehrten bestehenden Commission Versuche mit einem neuen Mittel gemacht, wodurch man das Verbrennen der Theater-Decorationen verhüten könne. Die vom Herrn M. Duriot bereitete, und in den Werkstätten der Akademie der Musik bemahlte Leinwand wurde der Einwirkung eines lebhaften und anhaltenden Feuers ausgesetzt, ohne daß ihr Gewebe davon ergriffen wurde. Auch wurde ein anderes lebhaftes und wohlgenährtes Feuer durch die Anwendung der nach der neuen Erfindung bereiteten Leinwand bald erstickt. Die Methode des Herrn Duriot ist eben so leicht auf Mouffelines und dergleichen Stoffe anwendbar.

*) Domestic Economy. Human Food, animal, and vegetable. London 1837.

**) Vulgo: Koch und Köchin.



der

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

[N^o 93.]

Montag, den 20. November.

[1837.]

Inhalt: Ueber eine gewisse nächtliche Untugend der Kinder. — Fragmente über den Selbãmord. — Allgemeines Gesundheits-Bulletin. — Miscellen.

Ueber eine gewisse nächtliche Untugend der Kinder.

(Vom Redacteur.)

Der Mensch vergißt sehr leicht. Ist er in das reifere Mannesalter getreten, und von Liebe, Haß, Ehrgeiz, Brotrneid, schriftstellerischer Eitelkeit, Hab- und Protectionsucht, und so vielen anderen Leidenschaften und Suchten geplagt, und schlaflos geworden — sehnt er sich, der Treibjagd des gesellschaftlichen Lebens müde, nach einem Stündchen Ruhe — so denkt er mit einem namenlosen Gefühl von Wehmuth an die harmlosen Jahre seiner Kindheit. Seine Phantasie mahlt ihm jene längst verschwundene Zeit als eine Periode voll der reinsten Freuden, wo kein Wüßchen seine Stirne trübte, und die Stunden in milder, seliger Gemüthsruhe hinschwanden. Aber, wie gesagt, der Mensch ist vergesslich. Ist denn wirklich unsere Kindheit von Furcht, Angst, Reue, Schrecken und so vielen anderen niederschlagenden Gemüthsbewegungen so frei, als gewöhnlich angenommen wird? Ich glaube: Nein! Zum Beweise möge nur eine Morgenstunde aus dem Leben eines Kindes dienen, welches beim Erwachen zu seinem Schrecken erfährt, daß ihm seine Phantasie in der eben verfloffenen Nacht einen Streich gespielt. Blässe des Gesichtes, Zittern der Glieder, ein scheuer, furchtsamer Blick, und eine gewisse Aengstlichkeit in Haltung und Miene zeigen dem geübten Vater oder Erzieher, daß der Kleine die Ruthe fürchtet. Die Ruthe? Warum? — Kluge und erfahrene Mütter werden, ohne daß ich es deutlicher bezeichne, recht gut wissen, was ein kleines Kind des Nachts verbrochen hat, wenn ihre liebevolle Zärtlichkeit gleich in aller Frühe, sobald der arme Sünder das Bett verläßt, zur strafenden Ruthe greifen muß. Wer kann die Angst

und das lichtscheue Wesen des schuldbewußten Kleinen begreifen — wer die Bewegungen schildern, die sein beklommenes Gemüth in dem Augenblicke krampfhaft ergreifen, wo das mütterlich wachsame Auge die Entdeckung macht, der Junge habe schon wieder die Mahnung des Abends im tiefen Schlafe vergessen? Armes Kind! Welch Strafgericht harret dein! Will auch die gute Mutter diesmal noch Gnade für Recht ergehen lassen; verspricht du auch, auf die leiseste Mahnung der Natur in der nächsten Nacht aufzupassen — was hist es, der Morgen kommt, und seine Schrecken erneuern sich. Nur eine tüchtige Strafe, meint nun die erzürnte Mama, kann dich und die Leintücher vor dem Verderben retten. Du hältst mit stoischer Selbstverläugnung die Strafpredigt und die Vollziehung des verhängten Urtheils aus; man hat ein Exempel statuirt, und hält die Sache für abgethan — und doch findet morgen oder übermorgen dieselbe Scene Statt. Ihr grausamen Mütter! Fällt es euch denn gar nicht ein, daß euer Kind das Folgsamste von der Welt seyn, und doch im Traume an euer Gebot vergessen kann? Denket Ihr denn ganz und gar nicht daran, daß nicht immer die Rute, sondern auch der Arzt eurem Kinde diese nächtliche Untugend, diese Kraftlosigkeit des Willens, diese Unenthaltbarkeit des empfindlichen Behälters abgewöhnen, oder vielmehr heilen muß?

Wie viele ungerechte, ja grausame Strafen werden in dieser Beziehung gegen Kinder vollzogen! — wie mancher Keim zu Lügen, Verstellung, Heuchelei, Haß und stiller Wuth in das Gemüth des hartbehandelten, schuldblosen Kleinen gelegt! — Viele allgemeine körperliche Uebel bleiben leider in ihrem ersten Entstehen übersehen, viele Anlagen zu unheilbaren örtlichen Leiden der Harnblase werden still genährt, weil man Das, was Symptom einer beginnenden körperlichen Krankheit war, für ein Gebrechen der Seele hielt, — und das, wodurch die Natur die Nothwendigkeit einer schnellen, frühzeitigen Hilfe andeuten wollte, für Eigensinn, Unfolgsamkeit, Faulheit, Trog oder Leichtsinn erklärte. Die Erfahrung lehrt sogar, daß die körperlichen Strafen und die damit verbundene Furcht bei einigen Kindern gerade das Uebel, wovon hier die Rede ist, verschlimmern. Die bekannte Strafe der Kinder a posteriori erhöht nämlich das der Untugend zu Grunde liegende körperliche Leiden, und schwächt Theile per consensum, deren Widerstandskraft man stärken will. Die ewige Angst und die geistige Spannung des Kindes kann einen krampfhaften Körper- und Seelenzustand bedingen, der nur geeignet ist, das Bewußtseyn zu trüben, das zeitliche Erwachen zu hindern, die respectiven Organe zu unzeitigen Zusammenziehungen anzureizen, und das zu bewirken, was man verhüten will. Ich bitte hier alle Frau Vasen, Tanten, stirngefurchte, alte Mütterchen, streng blickende Erzieher, Aeltern

aus altem Schrot und Korn und alle treuen Anhänger einer guten, alten Erziehungsschule, die Nase nicht zu früh zu rümpfen, oder die schlechte Meinung eines Arztes nicht zu mißverstehen. Ich weiß es recht gut, daß die üble Angewöhnung, sogleich der leisesten Aufforderung der Natur Gemüthe zu leisten, so wie Unfolgsamkeit, Unachtsamkeit, Unmäßigkeit, Weichlichkeit, Faulheit, ja sogar böser Wille hier oft mit im Spiele sind, und die größte Strenge gegen Kinder dießfalls nöthig machen können. Aber abgesehen davon, daß alle diese Untugenden selbst die Folge einer verwaehrlosten physischen und moralischen Erziehung seyn können, daß sie daher nur durch einen streng durchgeführten, gänzlich reformirten Erziehungsplan, durch eine nicht bloß des Morgens eingeleitete, sondern den ganzen Tag hindurch bewachte und umsichtig geregelte Lebensart gründlich verhütet werden, — abgesehen davon, daß die Aelterliebe der Aeltern, ihre unzeitige Nachgiebigkeit, das Beispiel ihrer Unmäßigkeit Kindern zur Ueberfüllung des Magens, zur Schwächung der Verdauung, zu Nervenleiden und Krämpfen, und daher zur nächtlichen willenlosen Harnentleerung Anlaß geben können, — will ich hier als Arzt nur Aeltern und Erzieher auf einige krankhafte Zustände aufmerksam machen, die dem in Rede stehenden Uebel zu Grunde liegen können; versteht sich, daß meine Absicht hierbei keinesfalls ist, eine pathologische Abhandlung zu schreiben, sondern als Anwalt der guten Kleinen eine Wahrheit in Anregung zu bringen, an die selbst gebildete Aeltern zu vergessen pflegen, nämlich daß das Uebel nicht bloß vor das Forum des Erziehers, sondern auch des Arztes gehört.

In neuerer Zeit haben auch vernünftige Erzieher angefangen, diesem Gegenstande ihre volle Aufmerksamkeit zu schenken, und die tägliche Erfahrung lehrt, daß manches Uebel der uropoëtischen Organe im Keime erstickt — manche Anlage zu scrophulösen und rhachitischen Leiden in ihrem ersten Elemente erkannt — und an der ferneren Entwicklung gehemmt — manches von den Aeltern ererbte Uebel alsogleich in seinem Ursprunge erfaßt und geheilt worden — manche geheime und öffentliche Sünde des später reisenden Jünglings gar nicht zum Ausbruch gekommen wäre, wenn Aeltern das in Rede stehende Uebel nicht für zu wenig in das Gebiet des Arztes gehörend, gehalten hätten.

Der menschenfreundliche Leser möge es daher von diesem Gesichtspuncte aus beurtheilen, wenn ich öffentlich und in allem Ernst einen Gegenstand hier zur Sprache bringe, der eigentlich zu den Mystereien der Kinderstube, und freilich mehr in das Bereich unserer gelehrten Kindswelber und Großmütter zu gehören scheint.

(Der Beschluß folgt.)

Fragmente über den Selbstmord.

(B e s c h l u ß.)

Ein Vater, der seinen Sohn verliert, ein Sohn, der einen Vater beweint, ein Weib, das den einzig Geliebten betrauert, — alle diese Unglücklichen halten schon die eine Hand an die Waffe, die sie vom Leben befreien soll. Dieß sind aber noch Gefühle sanfterer Art; wie mag sich erst der gerade Sinn eines Unglücklichen empören, wenn er sich durch Ungerechtigkeit, Treulosigkeit und Undankbarkeit erdrückt sieht! Wie gefährliche Entschlüsse kann nicht eine so grausame Wunde in einer von Natur empfindlichen Seele wecken; was wird es ihr für Ueberwindung kosten, mit dem Leben zu brechen, um Dem zu entfliehen, was ihm das Leben vergiftet. Lycambe tödtet sich aus Kränkung über die ungerechte Satyre des Archilochus; ihm folgen seine Töchter. Wie oft haben sich nicht geniale Künstler getödtet, wenn sie ihre Werke von den Zeitgenossen nicht nach Verdienst gewürdigt sahen!

Wie groß ist nicht die Macht der Vorurtheile. Die Frau des Indiers stürzt sich nach dem Tode ihres Mannes in den Scheiterhaufen, und warum? Weil sie schon in der Wiege hörte, daß eine Frau entehrt sei, wenn sie den Mann ihrer Wahl überlebe. Sie gehorcht nicht ihrem Schmerz, sondern einer Idee. Der Gehorsam, den Sklaven mit der Milch einsaugen, ist es, der sie bewegt, sich von freien Stücken ins Meer zu stürzen, um das Schiff ihres Herrn zu erleichtern. Ein Indier läßt sich in Pasargarde vor den Augen Alexanders verbrennen, ein Anderer zu Athen in Cäsars Gegenwart. Warum? frage ich. Nicht durch die Noth gezwungen, sondern aus Stolz. Begeht nicht der Indier, wenn er sich unter die Räder des Wagens wirft, der seine Götzen trägt, einen Selbstmord?

Er wirft aus blindem Fanatismus der Gottheit ein Geschenk hin, das er von ihr empfangen. Was kann der ärgste Gotteslästerer Nichtswürdigeres thun? Die nämliche Bemerkung gilt für eine andere Art des Selbstmordes. Ein junger Mann trägt ein Ideal moralischer und intellektueller Vollkommenheit im Busen; je mehr ihn sein Ideal erwärmt und begeistert, desto schmerzlicher fühlt er sein Unvermögen, es zu erreichen; aus Verzweiflung öffnet er sich die Adern und stirbt.

Wie oft führt nicht beleidigtes Ehrgefühl zum Selbstmord? Eine junge Indianerin wird von ihrer Mutter eines kleinen Fehlers wegen getadelt; zur Strafe spritzt ihr die Mutter einige Tropfen Wasser ins Gesicht. „Du hast eine Tochter verloren,“ schreit das Mädchen, und erdroffelt sich. Pythagoras tadelt öffentlich und auf eine rohe Weise einen seiner Schüler, und der junge Mann, der diesen Schimpf nicht zu ertragen vermag, nimmt sich das Leben. Pythagoras war darüber sehr betrübt, und beschließt bei sich, in Zukunft seine Zurechtweisungen nach dem Grade der Empfindlichkeit sei-

ner Schüler zu bemessen; was Pythagoras sich selbst sagte, rufe ich den Vätern, Erziehern und Dienstherrn zu, ja ich wage dieses selbst den Richtern zur Beherzigung vorzuhalten.

Der Mensch, der sich in das stürmische Meer der Leidenschaften begibt, bringt auch seine Neigungen und Eigenthümlichkeiten mit, oder wenn man lieber will, seine Interessen, seine Ansprüche, seinen beweglichen Geist und seine Kühnheit. Ich sehe die Menschen sich um Preise bewerben — welche schändliche Kunstgriffe sehe ich nicht in diesem Kampfe Aller gegen Alle eines Bißchen Goldes oder Ruhmes halber? Welche Heuchelei, Betrug und niedrige Lücke! Welche Erniedrigung um Nichts und wieder Nichts, wie viel falsche Begriffe über menschliche Beziehungen und Verhältnisse. Getäuschter Ehrgeiz tödtet sich dennoch selten, er hofft — beleidigter Stolz tödtet sich selten — er erholt sich, und wenn ihn Andere nicht anerkennen, so fehlt es ihm doch keineswegs an Selbstbewußtseyn. Nur die Eitelkeit tödtet sich, weil sie schwach und klein ist.

In einem Buche, das ich kaum zu nennen wage, Werther, in dieser einfachen Erzählung, die so anziehend ist durch das mannigfaltige Spiel der Charaktere, durch die Kraft der Situation und die Lebhaftigkeit der Farben schwindet das Schreckliche des Selbstmordes, und die göttliche, aber strafbare Kunst Goethe's hat eine unbegreifliche, gefährliche Täuschung über diese Handlung verbreitet. Dieses Meisterwerk gleicht einer Hand, die dich in den Abgrund stürzt. Ich urtheile hier nach meinen eigenen Empfindungen, und diese Beobachtung an mir selbst führt mich auf eine andere. Ich glaube, daß es in jeder großen Nation, wo das Vermögen so ungleich vertheilt, die Interessen sich feindlich gegenüber stehen, immer einige Unglückliche gebe, die, niedergedrückt von Schmach und Hunger, das Leben verfluchen, ohne es sich zu nehmen; aber sie sind ganz nahe daran. Das Maß ist gefüllt, ein Nichts läßt es übergehen, eine Lectüre, eine Erzählung, ein Wort, der Anblick eines Flusses, eines Abgrundes. Sie scheinen dem Unglücklichen zuzustüstern: Wir stehen dir zu Gebote, komm, eine Secunde Muth gefaßt, und deine Leiden haben ein Ende. Diesen Muth schöpft Cato in den Beweisgründen Phädon's; der noch unentschlossene Unglückliche schafft sich ihn durch ein Glas Branntwein. Der erste Act dieser Art geschieht öffentlich, ein Beispiel ruft das andere hervor, und der Selbstmord verbreitet sich wie eine Contagion.

Eine junge Mileserin gibt sich den Tod; warum? Die Geschichte gibt darüber keinen Aufschluß, vielleicht seufzte sie aus eben den Gründen, wie Dido, wie Sappho. Ihr Abenteuer kommt unter die Leute. »Sie hatte guten Grund zu sterben,« sagen ihre jungen Gefährtinnen, »ster-

ben wir, wie sie,“ die armen Mädchen rauben sich aus Nachahmungssucht das Leben, und diese Nachahmung wird zur Maserie.

Eine Neigung zum Selbstmorde, die oft lange verborgen schlummert, wird plötzlich durch das Spiel der Umstände geweckt, und so schwach ist unsere Natur, daß oft der Wechsel der Jahreszeit, einfache Temperaturveränderung, ein Wind Das zur Reife bringen, was alle vorhin genannten Ursachen nicht vermochten. Man sagt, der Ost-Wind bringe alle Verbrechen nach Cadix. Ein kalter December-Wind entschied über das Schicksal des Guise. Die Thatfachen, die Herr de Guéri gesammelt hat, beweisen, daß jedes Jahr zur selben Jahreszeit, in derselben Menschenklasse, im selben Alter, beinahe an denselben Orten, zur gleichen Stunde, oft auch mit denselben Werkzeugen in Frankreich beinahe die gleiche Zahl von Selbstmorden verübt werden. Ist dieses Verhängniß? Oder ist hier etwas Analoges, wie bei Epidemien, Contagionen, erblichen Krankheiten, Narrheit und Epilepsie? —

Allgemeines Gesundheits-Bulletin.

Berichten aus Messina vom 24. October zu Folge ist die Furcht, welche man wegen des Ausbruches der Cholera hier hatte, gänzlich verschwunden. Die einzelnen verdächtigen Fälle hatten bis jetzt keine weiteren Folgen. Auch aus Toscana ist diese Krankheit verschwunden. — In Vona haben die Krankheiten der Jahreszeit so sehr schon vor dem Abmarsch der Truppen die Spitäler gefüllt, daß die Verwundeten der französischen Expedition, die daselbst verpflegt werden sollten, nach Algier und Frankreich gebracht wurden. Wirklich sind diese theils in Toulon, theils in Marseille angekommen. Während der Ueberfahrt hatten die Aerzte keinen Cholerafall beobachtet. Aber in Vona selbst setzt diese Krankheit ihre Verheerungen fort. Am 18. October war die Zahl der Cholerafranken 328, und die der Gestorbenen 180.

Aus einem Berichte über den diesmaligen Verlauf der Cholera in Posen (wo sie schon im Jahre 1831 war) geht hervor, daß dieselbe am 24. September d. J. ausgebrochen, anfangs sehr mild auftrat, in der zweiten Woche bedeutend zunahm, in der dritten Woche jedoch eine solche Höhe erreichte, daß bei einer Bevölkerung von 32,000 Seelen 328 Erkrankungen und 119 Sferbefälle vorkamen. So heftig das Auftreten der Krankheit war, eben so muthvoll wurde ihre Bekämpfung begonnen, und es fehlte nicht an zahlreichen Beweisen edler Selbsterleugnung und thätiger Menschenliebe. Vergleicht man die Städte Berlin und Posen, so ergibt sich, daß die Letztere ungleich stärker angegriffen wurde als die erstere. Denn während sich die Bevölkerung Berlins zu der von Posen wie 230,000 zu 32,000 verhält, ergab sich das Verhältniß der Erkrankungen wie 1 zu 3, und das der Verstorbenen wie 3 zu 10 zum Nachtheile für Posen. Bis jetzt (5. November) ist die Krankheit dergestalt im Abnehmen, daß täglich nur einzelne Fälle vorkommen.

In Greifswalde hat sich schon seit dem 5. October kein Fall der dort nur sporadisch erschienenen Seuche weiter ergeben. — Vom 2. auf den 3.

sind in Berlin an der Cholera 4 Personen erkrankt und 1 gestorben. Vom 3. auf den 4. 1 Person erkrankt, und 2 Personen aus früheren Erkrankungen gestorben, und vom Ausbruche der Krankheit (11. August) bis zum 22. October sind in Allem 3471 erkrankt, und 2271 gestorben. In Breslau sind während der am 25. Mai d. J. daselbst ausgebrochen, und mit dem 12. October erfolgten Cholera-Seuche 1154 Personen erkrankt, wovon 527 genesen, und 627 gestorben. Aus den Listen des neuen Lössch'schen Krankenhauses ergab sich, daß die geringste Sterblichkeit diesmal in die Lebenszeit von 10 bis 50 Jahren, und die höchste zwischen 50 bis 80 fällt, so daß unter 156 Gestorbenen sich 49 in dem Alter zwischen 60 bis 80 befanden. »Auch hier hat sich klar herausgestellt (sagt die preussische Staatszeitung), daß das sicherste Schutzmittel gegen diese Krankheit in einem vorsichtigen Verhalten und einer mäßigen Lebensweise zu finden, und daß ihr völliger Ausbruch mit leichten Mitteln abzuwenden ist, wenn ihr gleich bei den ersten Symptomen ihres Eintretens entgegen gewirkt wird.«

Miscellen.

(Der literarische Schuster.) Im Faubourg St. Germain erzählt man sich jetzt folgende, für die Geschichte des Selbstmordes nicht uninteressante Anekdote: Ein Schuster aus dem »lateinischen Viertel« blieb so wenig bei seinem Leisten, daß er seine Zeit nur mit zwei Dingen: »Rentensammeln und dem Lesen guter Schriftsteller« zubrachte. Als er neulich eben aus seinem Club nach Hause gehen wollte, kam ihm sein Lehrling entgegen, und brachte ihm so unangenehme Nachrichten über gewisse Vorfälle in seinem Hause, daß er in sein Zimmer eilt, und zu seinem Erstaunen sich aller seiner schönen Renten beraubt, von seiner Frau und Tochter verlassen und bestohlen sieht. Was thut er in Verzweiflung? Er greift eilends nach einem Ledermesser. Aber in dem Moment, wo er sich den Hals abschneiden will, überlegt er, daß die Selbstmörder in Paris immer vergessen haben, auf dem Papier die Gründe und den Act selbst nieder zu schreiben, um dadurch jede Verfolgung der Justiz gegen Unschuldige zu verhüten. Zu sehr erleuchtet in der bürgerlichen Moral, um nicht die ganze Philosophie dieser Idee zu fühlen, legt er das Messer weg, ergreift die Feder, und schreibt: »Man beschuldige Niemanden wegen meines Todes. Ich selbst habe mich in einem Wuthanfall getödtet. Nie hatte Jemand mehr Ursache, sich das Leben zu nehmen. Der Beweis ist in Moliere:

»Quand on a tout perdu, quand on est sans espoir
La vie est un opprobre et la mort un devoir.

Raum hatte der Schuster dieses Billet geendet, als ihn ein Zweifel befiel. »Sind diese Verse von Moliere? Sind sie nicht vielleicht von J. J. Rousseau oder gar von M. Senancour? Denn auch diese lustigen Brüder sind Philosophen.« — Um nicht den literarischen Club, dem er angehörte, zu entehren, beschließt er, sich hierüber morgen den bestimmtesten Aufschluß zu verschaffen, ohne seinen Entschluß aufzugeben oder sich zu compromittiren. Er ruft, sobald er ausgeht, seine gelehrten Freunde zusammen, und legt ihnen die große Frage vor. Der Eine ruft: Die Verse gehören Corneille in seinem »Tarfute (!)«. Der Andere schwört, er habe sie mehr als einmahl in den Büchern von M. Lherminier (!) bewundert, ein Dritter, ein Musikkliebhaber, behauptet, sie in der »Gazette musicale« gele-

sen zu haben. Die Meinungen sind getheilt. Mit Stimmeneinheit wird beschlossen, die Angelegenheit auf 8 Tage zu verschieben, und während dieser Zeit nähere Erkundigungen einzuziehen. Dieser Zeitraum verschaffte dem schwarzen Gedanken unseres Schusters einigen Aufschub, er fing an, die Schritte seiner Frau und seiner Tochter anders zu beurtheilen, und sich in sein Loos mit ruhiger Entsaugung zu fügen.

Wäre der Schuster (sagt der Vert-Vert) weniger in der Literatur bewandert gewesen, — er wäre heute schon todt, und doppelt betrogen. — 60 —

(Der Magnetiseur Dupotet in London.) Das Studium des Magnetismus in allen seinen Formen nimmt neuerdings die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt in Anspruch. Die Erscheinungen der Magnetsadel, des Elektro-, des mineralischen und thierischen Magnetismus sind so außerordentlich und unerklärbar, und deuten so bestimmt auf die allgemeine Verbreitung der magnetischen Kraft im Weltall, daß das Studium derselben eben so interessant, als bis jetzt noch nicht hinreichend erklärt ist. Wir brauchen hier die wichtigen und bekannten elektromagnetischen Entdeckungen Dr. Faraday's nicht neuerdings aufzuzählen. Voriges Jahr kam ein deutscher Arzt und Naturforscher Dr. Schmidt nach England, in der Absicht, eine neue Theorie des mineralischen Magnetismus zu verbreiten, und den Magnet als ein Mittel in Krankheiten des Nervensystems einzuführen, und gegenwärtig macht ein französischer Arzt, Baron Dupotet de Sennevoye, Versuche mit dem thierischen Magnetismus. Die englischen Aerzte sind eben so zweifelsüchtig, wo es sich um neue Systeme und Heilmittel handelt, als die große Menge an dergleichen Neuerungen leicht und gerne glaubt. Daher hat Dr. Schmidt wenig Anhänger gefunden. Dieß hielt ihn jedoch nicht ab, seine Versuche fortzusetzen, und er soll dieselben erst neuerlichst an dem Marquis von Anglesey wiederholt haben, der bei seinem Gesichtschmerz (tic douloureux) alle Mittel ohne Erfolg angewendet hatte. Die Wirkungen, welche Baron Dupotet durch die Anwendung des thierischen Magnetismus bei zwei Kranken in dem North-London-Spital hervorbrachte, haben in London viel Aufsehen gemacht. Aerzte, welche bei dessen Manipulationen gegenwärtig waren, stuzten über den sichtbaren Einfluß, den der Arzt auf beide Kranke ausübte, ein Einfluß, der in den von deutschen und französischen Aerzten früher erzählten Fällen in England nur einer erhöhten Einbildungskraft, oder gar einem früher verabredeten Betrüge zugeschrieben wurde, den aber auch die unbefangenen Zuschauer nicht läugnen konnten. Die „Lancet“ theilt diese Versuche näher mit, und sucht die Wahrheit derselben durch die ausführlichste Beschreibung zu bekräftigen. — 60 —

In Paris hat eine gewisse Madame Messager ein sogenanntes maison d'accouchement (Entbindungshaus) eingerichtet, wo man für 9 Tage die Entbindungskosten mitgerechnet, 50, und für einen Monat 100 bis 200 Franks zahlt. Die in der Ankündigung derselben angeführten Vortheile sind auch service separé und appartements sans vis-à-vis. Der Anstalt ist auch ein Arzt beigegeben. — 61 —

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. S. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. S. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschildt wird.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N^o 94.]

Donnerstag, den 23. November.

[1837.]

Inhalt: Ueber eine gewisse nächtliche Untugend der Kinder. — Spottgedicht auf einen Arzt. — Beiträge zur Geschichte des Hungers. — Der Wahnsinn in Europa und Amerika. — Aerzte in Palästina. — Miscellen.

Ueber eine gewisse nächtliche Untugend der Kinder.

(B e s c h l u ß.)

Der große P. Frank sagt: „Wird der Mensch nicht zu den Pflichten des gesellschaftlichen Lebens und zur Bescheidenheit erzogen, sondern bloß der Natur überlassen, so nimmt er die Gewohnheit der Thiere an, und verliert bei Empfindung des Reizes zur Harnentleerung jede menschliche Scheu, ohne zarte Rücksicht auf Zeit und Ort.“ — Eine gute Erziehung also, die das Kind vor Krankheiten bewahrt, und demselben gleichzeitig Achtung und Rücksicht für die Gesellschaft einflößt, wird der Untugend, von der hier die Rede ist, weit eher als die härtesten Strafen abhelfen. Unter allen Thieren hat der Mensch die längste und unbeholfenste Kindheit, und eben deswegen muß das Kind mit der sorgsamsten Zärtlichkeit bewacht, und auf jede seiner Schwächen die genaueste Rücksicht genommen werden. Denn erhöhte Reizbarkeit oder bloße Schwäche — des Körpers oder des Geistes — sind es meistens, die das Kind zu dieser nächtlichen Untugend verleiten. Wer weiß nicht, daß Kinder oft an Sand und Stein leiden, und daß diese Beschwerden bei ihnen eine so hohe Reizbarkeit bedingen, daß die armen Kleinen, trotz des festesten Vorsages, bei Nacht die ätterliche Vorschrift übertreten? Auch ist es bekannt, daß durch die heftigen körperlichen Erschütterungen, welche mit dem Reichen Husten verbunden sind, und woran Kinder so oft leiden, die Schließmuskeln des Harnbehälters ausgedehnt, gezerrt, schlaff, und daher außer Stand gesetzt werden, dem momentanen Drange zu widerstehen. Dieselbe Wirkung hat die, Kindern eigene, aber höchst schädliche, Gewohnheit, bei der Befriedi-

gung eines weltbekannten, natürlichen Bedürfnisses sich zu sehr anzustrengen, und einen schwächenden Druck auf obgenannte Muskeln auszuüben. Noch trauriger ist es, wenn durch Lähmung dieser Theile alle Willenskraft ihren Einfluß verloren hat.

Ich will hier vor Allem auf die Ursache der Lähmung aufmerksam machen, welche zunächst daraus entsteht, daß Kinder aus Furcht, Scham, Dummheit u. s. w. die Zeit der Entleerung versäumen, die Mahnung der Natur mißachten, und zu einer Ueberfüllung, Ausdehnung und daraus folgenden Schwäche und Lähmung Anlaß geben. Leider gibt es noch gar viele Kinderkrankheiten, die hier mit im Spiele seyn können. Es würde mich zu weit führen, hier alle derlei Krankheiten aufzuzählen, die das Uebel bewirken. Ich führe hier also nur als die gewöhnlichsten an: Die Wurmkrankheit, beginnender, oder schon vorgeschrittener Wasserkopf, englische Krankheit, besonders wo Krümmungen des Rückgrathes vorhanden sind, Scropheln, angeborene gichtische und rheumatische Anlage. Man beobachtet nicht selten, daß alle Kinder einer Familie an der hier in Rede stehenden nächtlichen Untugend leiden, und eine nähere Untersuchung ergibt, daß die Gicht ihrer Aeltern die Ursache davon ist. P. Frank hat beobachtet, daß fast alle Kinder einer mit Podagra behafteten Familie bis zur Zeit der Geschlechtsreife an nächtlichem, unwillkürlichem Harnen gelitten hatten. Zuweilen rührt dieß Uebel von einer Anlage zu Convulsionen, von schon vorhandenen Krämpfen, von Schärfe des Harns, von Goidaderbeschwerden, Erkältung, Mißbrauch kalter Bäder, von mechanischem örtlichem Drucke, engen Beinkleidern u. dgl. her.

Uebersieht man diese Heer von veranlassenden Ursachen, so überzeugt man sich, wie oft die Schuld mehr an den Aeltern als an dem Kinde liegt. Denn die meisten dieser genannten Krankheiten sind erblich, und Aeltern, die ihren Kindern die besprochene Ungezogenheit abgewöhnen wollen, werden gut thun, selbst mancher üblen Gewohnheit zu entsagen. Aber zuweilen ist es zu spät oder unnütz, bei sich selbst diese Kur anzufangen, und das Wohl des Kindes erfordert durchgreifende Maßregeln, wobei Strenge der Diät und eine geregelte Tagesordnung obenan stehen. In dieser Beziehung ist es wichtig, auf die Träume der Kinder die genaueste Rücksicht zu nehmen. Die Veranlassungen zur Erweckung der Traumbilder liegen bei Kindern wohl auch in ihrer kleinen geistigen Welt; sind aber mehr als bei Erwachsenen größtentheils in den physischen Veränderungen und Zuständen ihres Lebens begründet. Hierher gehören: 1) ein zu geringer Grad von Ermüdung während des Wachens. Daher träumen vorzüglich während des Tages müßiggehende Kinder sehr viel, und ihre Träume arten nicht selten bis zu der Untugend aus, von der hier die Rede ist. 2) Eine ungleichmäßige An-

strenge der Sinne im Vergleich mit den Bewegungsorganen. Wenn also Kinder bei ihren Bilderbüchern oder anderen Spielen ihre Sinne einseitig beschäftigen, und dabei zu wenig Bewegung in und außer der Kinderstube machen, so werden die während des Wachens weniger beschäftigten Bewegungsorgane des Schlafes weniger bedürfen, daher eine größere Neigung behaupten, während desselben Traumbilder zu erwecken, nach deren Erwachen sie — die Ruhe fürchten. 3) Alles, was entweder das Blut in Wallung setzt, und den Andrang desselben zum Kopfe befördert, z. B. der Genuß geistiger Getränke, gewürzter Speisen, zu starkes Laufen vor dem Schlafengehen; — oder das ohnehin zarte Nervensystem der Kinder schwächt, z. B. übermäßige geistige Anstrengung. Kommt noch hierzu eine gewisse Unruhe in der Kinderstube (welche, ohne das Kind ganz zu wecken, dasselbe in einem halbwachen, zu Träumen hinneigenden Zustande erhält), der Genuß unverdaulicher, blähender, stark gesalzener Speisen, zu vieles Trinken, eine besondere Empfindlichkeit der Harnblase, die üble Gewohnheit, des Tages jeder noch so leisen Anmahnung der Natur in dieser Hinsicht nachzugeben, vernachlässigte Entleerung unmittelbar vor dem Schlafe, Verweichlichung, Ungezogenheit, ein zu weiches Federbett, zu vieles Reiten auf hölzernen Pferden, oder überhaupt irgend eine Ursache, wodurch die Organe des Unterleibes oder der Brust durch Krämpfe, Blähungen, Vollblütigkeit u. s. w. in ihrer freien Thätigkeit gehemmt sind — so entstehen bei den Kindern sehr leicht schwere, beängstigende Träume, mit dem marternden, fruchtlosen Streben, dem feindseligen Traumbilde zu entgehen, und das Resultat dieses unangenehmen Gefühles ist, daß der Kleine im unglücklichen Wahne lebt, als stünde er an einem schicklichen Orte, während er sich beim Erwachen zu seinem Schrecken — im Bette findet.

Aus dem bis jetzt Gesagten geht hervor, daß dem in Rede stehenden Uebel theils körperliche Krankheiten, die in das Gebiet des Arztes — theils Diätfehler zu Grunde liegen, die in das Reich des Erziehers gehören. Daß sich beide oft vereinigen müssen, wenn ein Kind diese krankhafte Gewohnheit ablegen soll, und daß Einseitigkeit bei zu strenger Ahndung dieser Untugend oft zur Verschlimmerung derselben führen kann. Besonders aber kann man Ordnung in der Lebensart, eine gleichmäßige Beschäftigung der Kinder, die strengste Aufsicht über Personen und Dinge, so wie über Alles, was mit dem Kinde in und außer der Kinderstube in Verbindung kommt, nicht eindringlich genug empfehlen. Die Kinderstube ist ein Ort, den man nie ohne eine gewisse heilige Scheu betreten soll — sie ist die Pflanzschule der gesammten Menschheit, und die Sorgfalt für sie und deren Umgebung kann von Aerzten und Erziehern nicht oft und eindringlich genug empfohlen werden. Wer die Wichtigkeit der Kinderstube und die Nothwendigkeit ihrer zweckmäßigen Einrichtung noch nicht eingesehen hat,

der hat gewiß über eine der wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit nicht mit dem Ernste, den sie verdient, nachgedacht *).

Spottgedicht auf einen Arzt **).

Unwissend so, daß er den Unterschied nicht weiß
Von Nacht und Tag, von Schwarz und Weiß, von Kalt und Heiß ¹⁾;
Das Pflaster gibt er ein dem Kranken zum Purgiren,
Das Senfmehl brauchet er zu Pulvern und Klystiren;
Statt Wermuth gibt er Gift, statt Honig Kalomel,
Und zu vermehren Blut setzt ein Fontanell ²⁾.

Ich sprach: womit fingst du als Arzt die Studien an?

Er sagte: mit Schirin ³⁾, hernach mit Gulistan

Ei! Ei! sprach ich; wer hat Gilan denn gebauet? ⁴⁾

„Der Avicena, wenn man mir es recht vertrauet.“

So, so, sprach ich, und wer ist denn Sohak ⁵⁾ und Dschem?

Und Firamurs, Gubers, Behram, Eschopin, Rüstem?

Er sprach: „ich kenne sie sehr wohl, die seltenen Pflanzen,

Zu Mattenpulvern all vortrefflich und gen Wangen.“

Er unterscheidet nicht den Scherbert ⁶⁾ von dem Brei,

Und glaubt, daß Usang eins mit Dibergeite sei ⁷⁾.

Hammer-Purgstall.

*) „Die größten Säufer werden in der Kinderstube schon vorbereitet, und gleichsam erzogen,“ sagte mir neuerlichst einer der größten Aerzte unserer Hauptstadt. „Wenn nämlich das, mehr als gymnastische Uebung zur Entwicklung aller, vorzüglich der Brustorgane zu betrachtende Schreien gesunder Kinder falsch verstanden, und für die Sprache des Schmerzens gehalten wird, so erhalten sie gewöhnlich, um sie zu beruhigen, viel mehr zu trinken, als sie naturgemäß trinken sollen. Dieses unnatürliche Ueberfüllen des kleinen Organismus mit Flüssigkeiten hat nicht nur zunächst die in unserem Aufsatze besprochene Untugend zur gewöhnlichen Folge, sondern ist auch Ursache, daß durch diese vermehrte Entleerung der Durst zunimmt, immer mehr befriedigt wird, und zuletzt gleichsam in ein Bedürfnis viel zu trinken, ausartet, das leider in den späteren Jahren als Drunksucht das Wohl mancher Familie zerstört.“ D. Red.

**) Mit Erlaubniß des hochgefeierten Herrn Verfassers aus dessen, dem Medicinâ Doctor Ludwig August Frankl gewidmeten, „Dustbörnern“ entlehnt, und als Seitenstück zu dem in Nr. 60 dieser Zeitschrift mitgetheilten Gedicht: „Das größte einem arabischen Arzte von einem Dichter ertheilte Lob“ mitgetheilt.

1) Schifaji II. 77.

2) Sinaji II. 137.

3) Schirin und Gulistan, persische Heldengebichte.

4) Schifaji II. 291.

5) Sohak u. s. w., persische Helden.

6) Scherbert, im Oriente übliches Getränk zur Abkühlung.

7) Schifaji I. 374.

Beiträge zur Geschichte des Hungers.

Da gegenwärtig die meisten Journale von einer Frau sprechen, die im Hotel-Dieu zu Paris durch 20 Monate keine Nahrung zu sich genommen haben soll (eine Nachricht, die Dr. Faurel als falsch bezeichnet), so wollen wir bei dieser Gelegenheit einige Beiträge zur Geschichte des Hungers und der unwiderstehlichen Gewalt, die er auf die körperliche und geistige Natur des Menschen ausübt, unseren Lesern mittheilen.

Während der Hungersnoth, welche im Jahre 1727 unter der Mannschaft eines auf der See verbrannten englischen Schiffes ausbrach, wurden die Schiffsleute gezwungen, Theile ihrer verstorbenen Reisegenossen zu essen, und deren Blut, wovon jede Leiche ungefähr eine Pinte lieferte, zu trinken. Der einzige Theil, den sie schmackhaft finden konnten, war das Herz. — Obwohl der Canibalismus (Menschenfresserei) alles menschliche Gefühl empört, so wird ihm doch ein Theil der Gräßlichkeit durch das Mitleiden genommen, welches man mit der schrecklichen Lage von Menschen haben muß, deren Noth so groß geworden, daß sie zu diesem Genuße in dem verzweifeltsten Kampfe des Hungertodes ihre traurige Zuflucht nehmen. Tritt der Trieb der Selbsterhaltung in seiner vollen Kraft auf, so werden leider nur zu leicht die heiligsten Bande der menschlichen Gesellschaft gelöst, und keine Handlung ist so grell, die nicht im Kampfe der Noth unternommen wird. Fast in allen bekannten Beispielen, in denen eine Anzahl Personen in Gefahr waren, den Hungertod zu sterben, wurde nicht nur die ungefüme Forderung der Natur durch den Genuß der Mitmenschen befriedigt, die schon als Opfer des Hungers gefallen, sondern auch, mit Umgehung aller göttlichen und menschlichen Gesetze, sogar Mordthaten begangen, und dieß zu einer Zeit, wo die nächste Stunde Jeden vor seinen Schöpfer rufen konnte, um für eine tiefe Beleidigung der Menschennatur Rechenschaft zu geben, die nur zu schlecht durch das Lügen verhüllt, den falschen Schein von Gerechtigkeit für sich hatte. Es kommt zwar dem Menschen nicht zu, seine Mitmenschen zu verurtheilen, wenn beim martervollen Todeskampfe gegen scharfnagenden Hunger ihr Mitgefühl sich abstumpft, und ihre geistige Kraft ermattet. Wer kann eine solche Lage richtig schätzen, wenn er sie niemals empfunden. Die Geschichte der Schiffbrüche, Belagerungen und Hungersnoth liefert uns zahlreiche Beispiele, daß der natürliche Widerwille des Menschen gegen den Genuß von Menschenfleisch durch die Macht des Tod drohenden Hungers und die Gewalt des selbsterhaltenden Instinktes überwunden wird. Ein Beispiel hiervon und zwar in einem nicht geringen Grade, findet sich in dem verunglückten Feldzuge der Franzosen nach Rußland unter Napoleon.

Während der Belagerung von Paris durch Heinrich IV. starben in einem Monat 30,000 Menschen vor Hunger. Die unglücklichen Bewohner versuchten, sich eine Art Nahrung aus den Knochen der Gestorbenen zu bereiten, die zerstoßen und gesotten, eine genießbare Suppe bilden sollten.

Aber diese ekelhafte Nahrung verursachte nur eine noch größere Sterblichkeit. Es ist durch authentische Zeugnisse erwiesen, daß eine Mutter sogar an ihrem eigenen Kinde zur Mörderin wurde, und — es verzehrte. Das selbe traurige Beispiel (wie Jos. Flavius erzählt) fand bei der Belagerung von Je-

rusalem Statt. „Die Hungerstoth (sagt dieser Schriftsteller) war so groß, daß man menschliches Fleisch aß, und daß Mütter ihre eigenen Kinder nicht verschonten.“ Während einer Hungerstoth zu Bagdad im Jahre 945 konnten sogar die stärksten darauf gesetzten Strafen die Hungrigen nicht hindern, ihre Kinder zu ermorden. Während einer Hungerstoth zu Somalia im Jahre 893 fand dieß ebenfalls Statt. — Eine Grausen erregende Beschreibung des Genußes von Menschenfleisch gibt uns der Dichter Spenser in seiner Beschreibung einer irländischen Familie. Bekannt ist der Schmaus der Goldwölfe und Hyänen bei den faulen Ueberresten menschlicher Leichen, die sie aus den Gräbern aufscharren; eben dasselbe hat jene irische Familie im Drange unwiderstehlichen Hungers gethan. — Das schrecklichste Beispiel von Cannibalismus als Folge des bevorstehenden Hungertodes, ist der von Peter d'Osma erzählte Fall der indischen Gefangenen im Jahre 1558. Diese schnitten, in Ermanglung jeder anderen Nahrung, die Waden ihrer eigenen Schenkel ab, und genossen dieselben gebraten. Cannibalismus, als Folge der Noth, besteht leider noch bei wilden Völkern, aber nirgends wird er mit kälterem Blut und mit größerer Barbarei ausgeübt, als unter den brasilianischen Wilden zur Zeit des Krieges. Nach einer blutigen Schlacht werden die Gefangenen weggeführt, und anfangs mild behandelt. Sobald sie an dem bestimmten Ort ankommen, so schreien die Sieger: „Hier sind wir, kommt heraus zu eurem Mahl! Nun stürzt die ganze Bevölkerung heraus. Die Gefangenen werden den Weibern ausgeliefert, die auf sie mit Häuten zuschlagen, bei dem Barte zerschneiden, bei jedem Faustschlag irgend einen erschlagenen Freund nennen, und sie an Stricken aufhängen. Ein Weib reißt ihnen nun mit einem Glasscherben die Augenbraunen, und wo möglich, auch den Bart aus. Die Gefangenen müssen nun tanzen nach ihrem Gesang, werden mit den delikatesten Speisen genährt, ja sogar die Sieger geben ihnen ihre Schwestern oder Töchter zum Weibe. Die Gefangenen sowohl als die aus der Ehe entsprossenen Kinder werden nun nach Belieben früher oder später ermordet und verzehrt. — Auch der südamerikanische Reisende, Pedro de Cieza, erzählt von den brasilianischen Wilden, daß sie die ihnen von den weiblichen Gefangenen gebornen Kinder essen, und den männlichen Gefangenen Weiber geben, um deren Kinder mästen und alsdann essen zu können. Es wird bei ihnen sogar Menschenfleisch verkauft. Im North American Review (April 1827) wird erzählt, daß unter einigen indischen Stämmen ein schrecklicher Brauch Statt finde, der auf ihre nimmersatte Rachelust das hellste Licht wirft. Es besteht nämlich bei ihnen eine menschenfressende Gesellschaft (man-eating-society), deren Mitglieder die Verpflichtung haben, jene Gefangenen zu verzehren, die sie zu diesem Zwecke aufbewahren und später ausliefern. Die Mitglieder dieser Gesellschaft gehören einer besonderen Familie an, und dieser schreckliche Gebrauch erbt sich auf männliche und weibliche Nachkommen fort. Sie können von dieser Verpflichtung sich nicht lossagen, ja sogar ihre Religion bestätigt sie hierin. Das Fest der Gesellschaft wird als eine feierliche Ceremonie betrachtet, und viele Zuschauer oder Theilnehmer verherrlichen es. Das unglückliche Opfer wird an einem Pfahl befestigt, an einem leichten Feuer gebraten, und dieß mit aller teuflischen Grausamkeit eines wilden und erfinderischen Geistes. Eine hergebrachte Sitte setzt mit empörender Genauigkeit die ganze Prozedur dieser Ceremonien fest. Zwar nimmt diese Sitte immer mehr ab, aber

noch jetzt fehlt es nicht an Erzählungen von solchen besonders an Weifen bezugangenen Grausamkeiten, die man geopfert und verzehrt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Der Wahnsinn in Europa und Amerika.

Nach den Berechnungen Holliday's ist das Verhältniß der Geisteskranken zur gesunden Bevölkerung in Europa 1 : 1000. In Wales ist das Verhältniß 1 : 800; in Schottland 1 : 574. In Amerika findet man nach Dr. Brigham unter 262 Einwohnern einen Wahnsinnigen. Wahrscheinlich hängt dieses Verhältniß mit dem Luxus und den üppigen gesellschaftlichen Verhältnissen, die in Amerika herrschen, genau zusammen. Denn man findet in der That, daß auch in anderen Ländern der Wahnsinn mit dem Luxus gleichen Schritt hält. Berücksichtigen wir die Ursachen des Wahnsinnes, so finden wir, daß dieselben größtentheils in Verbrechen jeder Art und Unwissenheit zu suchen seien. Ziehen wir die von Esquirol im Jahre 1835 gefertigte Tabelle zu Rathe, so sehen wir, daß unter den 1557 Fällen, die er anführt, der Wahnsinn in 337 durch erbliche Anlage, in 579 durch ungezügelte Leidenschaft und vernachlässigte Geistesbildung entstanden sei. Von den 500 Kranken, die in Charenton zugelassen wurden, waren 96 Militärs, 63 Kaufleute, 60 Grundbesitzer, 31 Pächter, 15 Studenten, 6 Geistliche, 6 Aerzte und 2 Chemiker. Es liegen noch nicht genügende Data vor, um das Verhältniß zwischen reichen und armen Wahnsinnigen festzustellen, doch können wir mit ziemlicher Gewisheit annehmen, daß im Durchschnitt mehr Reiche geisteskrank sind. Esquirol und Georget unterstützen diese Meinung. Die bürgerliche Stellung, Erziehung und die Gewohnheiten der Reichen tragen viel zur Entwicklung der moralischen Ursachen des Wahnsinnes bei. Die Armuth hingegen zügelt das unbändigste Temperament; sie zwingt den Menschen, sich an das Reale des Lebens zu halten, und läßt keine Empfindelikeit aufkeimen. Der Landmann erfreut sich aller Vortheile der Armuth, und bleibt vom Wahnsinne gewöhnlich verschont. Die Untersuchungen Holliday's erweisen, daß in 12 Ackerbau treibenden Grafschaften Englands das Verhältniß der Wahnsinnigen zur ganzen Bevölkerung wie 1 : 2245 sich verhalte, während in 12 anderen Grafschaften, die mehr Gewerbe als Ackerbau treiben, dieses Verhältniß 1 : 1965 ist.

— 60 —

Aerzte in Palästina.

Die meisten Aerzte in Palästina sind Araber, die nicht die geringste wissenschaftliche Bildung genossen haben. Im Lande selbst haben sie wenig Vertrauen, und nur die unteren Volksklassen bedienen sich ihres Rathes, und auch dann nur, wenn die Abwesenheit eines europäischen Arztes sie dazu gleichsam zwingt. Die Schwierigkeit, ärztliche Hilfe zu finden, ist in diesem Lande sehr groß, und alle Europäer gelten für mehr oder weniger eingeweiht in die Geheimnisse der Heilkunde. Jerusalem, welches 30,000 Einwohner zählt, ist nicht besser mit Aerzten versehen, als die übrigen Städte Palästina's. Fast alle sind eben so unwissende als habgierige Araber. Der Mangel an Aerzten in dieser Stadt ist Ursache, daß eine Menge Pilgrime und Reisende sterben. Die gewöhnlichsten Krankheiten in Palästina sind: Fieber, Ruhr, Blattern, Lungenübel, Pest und

Augenkrankheiten. Die Pest schleicht oft unter den armen Classen fort, ohne daß man etwas davon erfährt. Von allen Krankheiten im heiligen Lande ist jedoch die Augenkrankheit die häufigste, und man kann sagen, ein öffentliches Unglück. Fast bei jedem Schritt stoßt man auf Blinde, oder mit Trübung der Hornhaut, Flecken auf derselben u. s. w. behaftete Leute. Im Süden findet dieß Uebel noch häufiger als im Norden Statt. Ohne Zweifel haben hier die das Land umgebenden unermesslichen Sandwüsten, die Einwirkung der glühenden Sonne, der Turban oder Kopfbedeckung ohne Rand, der Mangel an ärztlicher Hilfe und das Wehen des Scirocco auf das Erzeugen der so häufigen Augenleiden unverkennbaren Einfluß. Dieser Wind ist so warm, so austrocknend, und führt einen so feinen Staub mit sich, daß selbst, wenn man bei Nacht marschirt, man oft bei Sonnenaufgang entzündete Augen hat. — 60 —

Miscellen.

Um den in der Provinz Posen besonders häufig vorkommenden Beschädigungen und Todesfällen von Kindern in Folge vernachlässigter Aufsicht möglichst vorzubeugen, ist die Behörde darauf bedacht gewesen, die bereits in anderen Gegenden mit Nutzen bestehende Einrichtung, wornach die kleinen Kinder während der Arbeitszeit ihrer Aeltern und Pfleger in einem in der Mitte des Ortes gelegenen Locale unter der Aufsicht einer alten Frau gestellt werden, die dafür aus der Armencaße oder aus milden Beiträgen eine Remuneration erhält, auch in Posen ins Leben zu rufen. — Die wohlthätigen Folgen einer solchen Einrichtung haben sich bereits in vielen Orten dahin gezeigt, daß in den Dörfern, wo dieselbe besteht, kein Kind aus Mangel an Beaufsichtigung zu Schaden gekommen ist.

— Neuerlichst hat bei Gelegenheit einer Wette ein Bewohner des Cantons Harcourt drei Fünffrankenstücke verschluckt. Bald darauf stellten sich jedoch Erstickungszufälle ein. Er suchte Hilfe bei den Aerzten der Stadt Condé-Sur-Noireau. Diese unterließen kein Mittel, um das Ausziehen der Münzen, die im Schlunde stecken blieben, zu bewirken. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es endlich, das Geld mit eigens dazu verfertigten langen Kneipzangen zu fassen; aber die durch dessen längeres Verweilen in der Kehle bewirkte Entzündung vereitelte auch hier den Erfolg. Die öfteren Anstrengungen des Unglücklichen zum Erbrechen trieben endlich die Münzen bis in den Magen, und eine, die im Schlund blieb, mußte hinabgestoßen werden. Der Kranke konnte anfangs keine feste Nahrung vertragen, und lebte durch 12 Tage von Milch. Der Muth, mit dem er alle ärztlichen Versuche aushielt, war bewundernswert. Jetzt ist es ihm aber schon möglich, festere Nahrung zu nehmen, und er fühlt nur noch einen Schmerz im Magen und in den Gedärmen. — 12 —

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. S. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. S. M., wo für das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesickt wird.



d e r

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N^o 95.]

Montag, den 27. November.

[1837.]

Inhalt: Ueber die schiefe Haltung der Mädchen. — Beiträge zur Geschichte des Hungers. — Allgemeines Gesundheits-Bulletin. — Miscellen.

Ueber die schiefe Haltung der Mädchen.

(Nach dem Italienischen.)

Nicht selten sieht man Mädchen, welche die eine Schulter höher oder hervorragender haben, als die andere, und bei denen die Wölbung der Rippen von der einen Seite mehr nach Innen gewendet ist. Mit diesem Fehler ist meistens eine Anschwellung der weichen Theile, der Muskeln, und besonders eine Zunahme von Fett verbunden. Aus dieser Ungleichheit entsteht die körperliche Verunstaltung, von der wir reden, welche jedoch nicht mit jener zu verwechseln ist, die von der Krümmung des Rückgrathes herrührt. Gibt man nun auf die Personen Acht, welche an der obgenannten Verdrehung des Körpers leiden, so sieht man, daß meistens die rechte Schulter hervorragt, daß das schöne Geschlecht am meisten diesem Fehler ausgesetzt ist, daß er am leichtesten in der Kindheit entsteht, und am meisten in den höheren gesellschaftlichen Classen und in großen Städten beobachtet wird, wo die Mode ihren verderblichen Einfluß mehr geltend macht, und wo die häuslichen Beschäftigungen ganz anderer Natur sind, als die der unteren Volksclassen und der Landleute.

Man kann zwar nicht läugnen, daß der menschliche Körper auch ohne besondere äußere Veranlassung verunstaltet werden kann; aber nichts desto weniger bleibt es wichtig, auf die Ursachen derselben bei jeder Gelegenheit aufmerksam zu machen. Ohne uns hier in eine lange Auseinandersetzung der Nachtheile einzulassen, welche durch den so oft gerügten Mißbrauch der Nieder zu entstehen pflegen, beschränken wir uns hier bloß darauf, einige Bemerkungen über die schiefe Haltung mitzutheilen.

Der allgemein eingeführte Gebrauch, sich der rechten Hand mehr als der linken zu bedienen, ist eine der vorzüglichsten Ursachen des Anschwellens der rechten Schulter. Die Kinder werden schon im frühesten Alter gewöhnt, oder vielmehr gezwungen, sich bloß der rechten Hand zu bedienen, und der Gebrauch der linken wird nur selten, und gleichsam nur aushilfsweise gestattet. Es ist kein bestimmter Grund dieser Sitte bekannt; aber so viel ist gewiß, daß sie eine der vorzüglichsten Ursachen eines größeren Anschwellens der rechten Seite abgibt.

Denn je thätiger ein Theil ist, und je mehr er überhaupt in Anspruch genommen wird, desto reichlicher wird der Zufluß der Säfte zu demselben, desto größer das Bedürfnis zu dessen Ernährung, und in deren Folge auch ein größeres Wachsthum desselben. Da aber die feine und zarte Organisation des Weibes schon an sich für äußere Eindrücke empfänglicher ist, so wirkt auch die obgenannte Gewohnheit, den rechten Arm ausschließlich zu gebrauchen, viel schädlicher und öfter auf den Wachsthum der Mädchen ein.

Ein nicht minder beachtenswerther Umstand in dieser Beziehung ist folgender. Durch die Macht der Mode verleitet, und ihrem Töche mehr unterworfen, sperren die kaum erwachsenen Mädchen schon ihren Leib und ihr Leben in eine Schnürbrust ein, und die Theile ihres Körpers können sich nur in dem kleinen Raume bewegen und entwickeln, den ihnen der Verfertiger des Nieders nach seinem Belieben gelassen; während umgekehrt dieses Kleidungsstück nach dem Maße des Körpers sich richten, und jede willkürliche Beugung vermieden werden sollte. Die Fischbeine und Stahlfedern, die durchaus unbeugsam sind, lassen nicht zu, daß sich der Stoff, aus dem der Nieder gemacht ist, mit gehöriger Schmiegsamkeit nach dem Körper richte. Auch sollte das Einschnüren auf beiden Seiten gleichmäßig Statt finden; dieß ist aber fast unmöglich, weil die Weiber dabei sich gewöhnlich nur der einen Hand bedienen, und geschähe dieß selbst mit beiden Händen, so wird es doch immer ungleich ausfallen, weil durch die Gewohnheit, sich nur der rechten Hand zu bedienen, die einschnürende Kraft der Letzteren immer stärker seyn wird, als die der linken, und hierdurch die linke Seite immer stärker und enger geschnürt seyn wird als die rechte.

So eingepfalzt in ihrem Nieder, setzt sich das Mädchen zu ihrer Arbeit. Die rechte Hand wird alsdann mehr beschäftigt, die Bewegung der rechten Schulter ist anhaltender, womit natürlicher Weise eine größere Ausdehnung an der rechten Seite des Nieders verbunden ist; daher wird dieser weiter, die weichen Körperteile schieben sich gegen die Richtung hin, die auch die harten befolgen, die Neigung zum Schiefwer-

den ist unvermeidlich, das aber erst alsdann bemerkt wird, wenn es nicht mehr abwendbar ist, und die Aeltern müssen zufrieden seyn, wenn es nur nicht bis zum entschiedenen Buckel gekommen ist. Daher muß man allen Einwürfen, die dem unzweckmäßigen Gebrauch der Nieder gemacht werden, beistimmen, und nur den frommen Wunsch in allem Ernste aussprechen, daß die Nieder sich wenigstens nach dem Maße des Körpers richten, und niemals schon fertig gekauft werden mögen. Auch sollten sie von elastischen und solchen Stoffen verfertigt seyn, die den verschiedenen Bewegungen des Körpers nachgeben, und dann wieder in ihre natürliche Form zurücktreten können. Das Einschnüren soll gleichmäßig, daher immer mit Hilfe einer anderen Person vorgenommen werden, und nicht zu enge seyn.

Man beobachte ferner bei Mädchen eine größere Gleichförmigkeit in der Vertheilung der Arbeitsstunden. Man meide eine zu anhaltende Beschäftigung, besonders wenn sie die eine Seite vorzugsweise in Anspruch nimmt, z. B. Nähen, Strümpfe stricken u. s. w. Es gibt ja der Gegenstände genug, womit die Zeit zwischen einer Arbeit und der nächstfolgenden nützlich ausgefüllt werden könnte.

Beobachtet man die eben gegebenen Rathschläge, so wird der größte Theil unserer Schönen nicht so leicht in den Fehler des Schiefhaltens verfallen, und sich daher das Unangenehme ersparen, zu gewissen mechanischen Mitteln *) ihre Zuflucht zu nehmen, um die fernere Zu-

*) Daß bloß mechanische Vorrichtungen zur Heilung körperlicher Verunstaltungen durchaus nicht ausreichen, ist eine von den aufgeklärtesten Orthopäden schon längst erkannte Wahrheit. Man sah ein, daß der Mensch keine Maschine ist, sondern daß hier auf alle Functionen und Systeme die gewissenhafteste Rücksicht genommen werden müsse, daß mithin nur eine methodisch geleitete Entwicklung aller menschlichen Kräfte — der körperlichen sowohl als der geistigen — durch Erziehungsanstalten, gymnastische Übungen, und vorzüglich durch Schwimmschulen den orthopädischen Anstalten einen wahren, bleibenden Erfolg zusichere. Welche Rolle hier die geistige Richtung und das psychische Leben solcher verunstalteten Unglücklichen spielen, wurde am klarsten in einem gehaltenen Vortrage nachgewiesen, den der derzeitige Rector Magnificus der Wiener Hochschule, Herr Hofrath Dr. Wierer, Ritter v. Rettenbach, in einer Sitzung der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien (s. Bericht über die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Wien, bei Beck 1832. Siebente Sitzung den 27. Septem-ber.), als das gedrängte Resultat einer 32jährigen Erfahrung in diesem Theile der Heilkunde gehalten hat. Der genannte hochverehrte Arzt bemühte sich damals bis zur Evidenz nachzuweisen, daß die gewöhnliche Volksmeinung, welche annimmt: „Menschen mit Krümmungen an der Rückensäule lassen auch eine besondere Richtung in ihrem Geiste, mehr aber noch im Gemüthe wahrnehmen, so zwar, daß im Kindesalter schon bestimmte, theils gute, öfters aber böswillige Neigungen sich aussprechen,“ — daß diese Volksmeinung keine aus der Luft gegriffene, sondern auf Erfahrung und Beobachtung der menschlichen Natur gegründete Wahrheit sei. Bei allen derlei Kindern, die dieser scharfsinnige Beobachter zu behandeln so zahlreiche Gelegenheit hatte, bemerkte derselbe während der fortschreitenden Besserung eine periodische Verschlimmerung, welcher einestheils Unwille mit feindlichen Abstinungen, immer aber eine gewisse Verhärtung des Gemüthes, die sich

nahme jener Verunstaltung zu verhüten, zu heilen, oder, bei dessen vollkommener Ausbildung, mit künstlichen Kleidern, mit Polstern u. s. w. zu verheimlichen. Zwar wird noch immer, selbst bei Anwendung obangeführter Mittel die natürliche (angeborene) Neigung zum Schiefwerden schwer zu bekämpfen seyn; aber selbst in diesem ungünstigen Falle wird wenigstens das Ausarten derselben über die natürlichen Gränzen verhütet werden, wenn man sich an obige Regeln hält. — m —

Beiträge zur Geschichte des Hungers.

(Beschluß)

Oft wurden Menschen in Kohlengruben verschüttet, oder blieben durch ein anderes Unglück mehrere Wochen ohne Nahrung, und wurden dennoch vollkommen gerettet, wenn auch schon die gefährlichsten Symptome da waren, als da sind: Die größte Entkräftung, Kälte des Körpers, matte, kaum hörbare Stimme, höchste Abmagerung, Gesichtstäuschungen u. s. w. In Schmid's Jahrbüchern (1836, Bd. XII., S. 1.) werden in dieser Beziehung folgende drei Fälle mitgetheilt. In den Kohlenbergwerken zu Kilgrame in Ayrshire wurde ein Mann am 8. October 1835 verschüttet, und am 23. Tage nachher lebend zu Tage gefördert, obgleich er in dieser Zeit durchaus keine Nahrung zu sich genommen, nur etwas Wasser genossen, und mitunter von einer halben Unze Tabak, welche er bei sich führte, gekaut hatte. Trotz sorgfältiger Pflege starb er nach einigen Tagen. — Am 10. August 1818 wurden 9 Arbeiter und ein Kind in einer Kohlengrube verschüttet, und blieben dort lange Zeit ohne Nahrung. Sie wurden sämmtlich gerettet. — Im Juli 1825 desertirte ein Feuerwerker aus Koblenz, und fristete 44 Tage lang im Waldgebirge sein Leben nur mit Heidelbeeren.

bis zur Böswilligkeit steigerte, vorhergingen. Der entschieden bessere Erfolg, den die Verlegung dieser Kranken in eine größere Erziehungsanstalt auf deren bessere Richtung des Geistes, und in deren Folge auf die schnellere Heilung der Krümmungen hatte, zeigte zur Genüge den Zusammenhang der physischen Krümmungen mit der moralischen geraden Linie, und es ließ sich bei diesen Kindern eine Stufenleiter von einer ausgezeichneten Geistesfähigkeit bis zur Cretine deutlich nachweisen. Die Ueberzeugung stellt sich beymach klar heraus, daß kein orthopädisches Institut ohne eine ausgezeichnete Erziehungsanstalt, und zwar nur in inniger Verbindung mit derselben dem Heilzweck entsprechen könne. Es versteht sich, daß auch gymnastische Uebungen, unter denen das Schwimmen oben an steht, in der Erziehungsschule praktisch gelehrt werden. — Bei dieser Gelegenheit sind wir es der Wahrheit schuldig, einen Irrthum zu berichtigen, der in einem neulichen Blatte unserer Zeitschrift vorkam. Es war nämlich dort von einem sogenannten hydrostatischen Bett die Rede, welches ein Engländer in neuester Zeit erfunden zu haben vorgibt. Das Lesen der obgenannten Verhandlungen der Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte belehrte uns jedoch, daß schon im Jahre 1832 der obgenannte Herr Rector Magnificus in der fünften Sitzung (am 24. Septembers) die Versammlung auf ein solches hydrostatisches Bett mit Vorzeigung einer Abbildung aufmerksam machte, die derselbe bei Kranken in Anwendung brachte, bei denen eine veränderte horizontale Lage der unteren Extremitäten Convulsionen bewirkt — ein neuer Beweis, wie oft das Ausland das als neu ausgibt, was bei uns geräuschlos schon längst praktisch ins Leben getreten ist.

D. Red.

Man fand ihn darauf in dem schauerhaftesten Zustande, schaffte ihn in das Kohlenzer Spital, wo er nach einer ziemlichen Dauer wieder hergestellt wurde. —

Wirken Hunger und Durst gleichzeitig auf den Menschen ein, so wird natürlich der Tod am schnellsten eintreten. Das Wasser enthält gewiß einige nährrende Bestandtheile, und die Erfahrung lehrt, daß Menschen, denen nur Wasser zu Gebote stand, selbst beim Entbehren aller festen Nahrungsmittel, sich bei Weitem länger erhielten, als solche, die Hunger und Durst litten. Sieben Männer, welche 17 Tage lang auf einer Eisscholle auf dem Meere umhertrieben, erhielten während der ganzen Zeit das Leben durch den Genuß von geschmolzenem Meereise, und wurden dann von den Bewohnern der Insel Bor-n-hol-m gerettet *). Daß Menschen, welche in Kohlenruben verunglückten, oft so lange ihr Leben fristen konnten, obgleich sie weder feste noch flüssige Nahrung hatten, erklärt Dr. Mü-nch-m-e-r theilweise aus dem Umstand, daß die Luft, in welcher solche Menschen eingeschlossen sind, entweder schon sehr arm an Sauerstoff ist, oder es doch sehr bald wird. Denn in einer sauerstoffarmen Atmosphäre verbraucht jedes lebende Wesen bei Weitem weniger Nahrungstheile als in einer sauerstoffreichen.

So wie Arbeiter in Kohlen- und anderen Bergwerken durch theilweises Einfürzen der Gänge plötzlich von jeder Verbindung mit der lebenden Welt abgeschlossen, und tagelangem Fasten ausgezehrt werden, eben so leicht werden Seefahrer in die unglückliche Lage eines drohenden Hungertodes versetzt, wenn sie, durch Stürme verschlagen, gegen ihre Berechnung länger auf dem Meere zubringen müssen.

Seltener sind jedoch diejenigen Fälle, in denen sich Menschen aus eigenem Willen jede Nahrung versagen. In neuester Zeit theilte der obgenannte Arzt **) einen ähnlichen Fall mit, wo eine Gemüthskrankheit den Entschluß hervorbrachte, sich alle Nahrung zu entziehen, in der Absicht, den Hungertod zu sterben. Ein gewisser Joh. Fried. W..., aus einem Dorfe im Herzogthum Braunschweig, sah sich wegen großer Verarmung seines dem Trunke und Spiele ergebenen Vaters genöthigt, sein Vaterland zu verlassen. Nach manchen Hin- und Herzügen trat er in österreichische Dienste. Während eines Feldzuges gegen die Franzosen wurde er gefangen genommen, dersertirte aber bald, kam nach Hamburg, und trat dann in hannöversische Dienste. Im Jahre 1820 entlassen, arbeitete er lange Zeit bei den Salinen in Lüneburg, und wurde im Jahre 1824 als Wächter über die Sträflinge in der Lüneburger Karrenanstalt angestellt. Bis zum Jahre 1827 versah er diesen Dienst ordentlich; alsdann aber fingen sich bei ihm die Spuren von Geistesverwirrung zu zeigen an, so daß er aus seinem Wächterdienste entlassen wurde. Er erhielt jedoch wieder Arbeit bei der Saline, wurde aber wegen Mangel an Arbeit im Jahre 1828 entlassen. Während des unthätigen Lebens, welches er einige Monate führte, gerieth er in einen höchst reizbaren, beinahe zerrütteten Gemüthszustand. Aus den über ihn eingezogenen Erkundigungen ergab sich, daß W... niemals dem Trunke ergeben oder sonst ausschweifend, sondern stets pünctlich in seinem Dienste war; nur pflegte er zuweilen einen gewissen ehrgeizigen Eigensinn zu zeigen, wobei er leicht heftig und aufgebracht

*) Hufeland's Journal, März 1811, p. 46.

**) In Henke's Zeitschrift für die Staatsarzneikunde (1837, 4. Heft p. 362).

wurde. Wegen einer ihm versprochenen, aber nicht in Erfüllung gegangenen Erbschaft neckten ihn seine Kameraden, und dieses sowohl als die Entlassung aus den beiden überwähnten Diensten kränkte ihn sehr. Im höchsten Grade reizbar, ließ er seine Laune gar oft seine Frau fühlen, die, nun ihn verlassend, zu ihrer Mutter zurückkehrte. Eben so heftig war er gegen seine Nachbarn. Vor der Obrigkeit verhört, klagte er über das ihm durch die Entlassung aus der Arbeit geschehene Unrecht. Er wurde daher unter polizeiliche Aufsicht gestellt, und ihm Arbeit in der Stadt angewiesen. Dieß befriedigte ihn aber nicht; denn er verlangte seinen früheren Wächterdienst, mit der Drohung, daß, Falls er diesen nicht erhalte, er sich zu Tode hungern wolle. Schon seit 4 Tagen genoß er nichts als Wasser. Trotz aller Vorstellungen konnte er nicht von der Idee abgebracht werden, nicht eher zu essen, bis er seinen Wächterdienst erhalten habe. Jeder Versuch, ihm mit Gewalt Nahrungsmittel beizubringen, scheiterte. So verfloßen 14 Tage, in denen er scharf bewacht wurde, und die Zeichen des Hungers wurden immer drohender. Man sah sich daher genöthigt, das einzige Mittel zu seiner Rettung, welches noch übrig schien, zu ergreifen. Es wurde ihm nämlich pro forma der Wächterdienst zugesagt. Von diesem Augenblicke an nahm er Nahrung zu sich, und zwar kräftige Nahrung, ohne daß ihm dieser schroffe Uebergang von der gänzlichen Entziehung schadete. Als er sich nun erholt, um die versprochene Anstellung bat, diese ihm jedoch versagt, sondern bloß Arbeit in der Stadt angewiesen wurde, so nahm er diese an, ohne in seine frühere Idee des Hungersterbens wieder zu verfallen. Er betrug sich nun gegen Jedermann vernünftig, war bei der Arbeit pünctlich. Erst im Juli 1829 verfiel er wieder in seine Verfehrtheiten. Er blieb wegen eines Wahnes, „der Sonntag falle bei ihm auf Montag,“ von der Arbeit weg, und diese Unthätigkeit weckte den früheren Entschluß, nichts außer Wasser zu sich zu nehmen, bis er den Wächterdienst erhielt. Weder Zureden, noch Gewalt, selbst das Vorhalten mehrerer seiner Lieblings Speisen konnten ihn nicht zum Essen bewegen. Durch 14 Tage nahm W. nichts als täglich ein halbes Quart Wasser. Am 15. Tage brachte man ihm gewaltsam Klystiere mit kaltem Wasser bei. Dieß wirkte. Er nahm gleich kräftige Speisen zu sich, ohne daß es ihm schadete. Außer einem schroffen und abstoßenden Betragen bemerkte man seit dieser Zeit keinen Rückfall in die frühere Idee, er verrichtete seine Arbeiten pünctlich und fleißig, und auf sein körperliches Befinden scheinen die beiden überstandenen Hungerperioden durchaus keinen schädlichen Einfluß gehabt zu haben, da er sich seit der Zeit durchaus nicht krank gefühlt.

Daß bei diesem Falle keine Täuschung Statt fand, dagegen spricht sowohl die strenge Bewachung, unter der W. . . stand, als auch der jedesmalige Zustand, in den er gerieth, d. h. die Symptome, die sich bei ihm zeigten, und welche bis zum drohenden Hungertode sich steigerten. Indessen ist es nicht selten, daß Betrieger dieß Mittel wählen, um irgend einen Vortheil dadurch zu erlangen. Diese wurden indessen immer durch genaue Vorichtsmaßregeln entlarvt. Wie schwer ohne letztere die Entlarvung werden kann, geht aus der Geschichte der berühmten Anna Maria zu Borgloh zu Dänabrük hervor, welche beinahe zwei Jahre hindurch ihre Umgebung und die dortige Umgebung täuschte, so daß man schon glaubte, der Nahrungsprozeß geschehe bei ihr lediglich durch Zersetzung der Luft und Assimilation ihrer Stoffe durch Haut, Lungen und die einfa-

genden Gefäße. Endlich jedoch, als die strengsten Maßregeln angewandt wurden, gelang die Entlarvung dieser Betriegerin.

Allgemeines Gesundheits-Bulletin.

Die Aerzte der Steyney-Union haben nach einer genau angestellten Untersuchung zu Lime-House in einem vom 26. October datirten Gutachten erklärt, daß die zu Rope-Makersfield vorgekommenen Fälle wirkliche Cholera sind, daß jedoch seit dem 25. October sich kein neuer Fall ergeben habe. Auch sind die auf dem Schiffspitale Dread-nought vorgekommenen Fälle (nach dem Courier) wahrscheinlich der Cholera angehörend. Obwohl sich am Bord des genannten Schiffes keine neuen Fälle ergaben, so fürchtet man doch, daß die plötzliche Witterungsveränderung einen nachtheiligen Einfluß üben wird.

Die „Europe“ spricht von Nachrichten aus Constantine, in deren Folge die Cholera zu Constantine ausgebrochen, und mehrere hohe Personen ein Opfer derselben geworden seien.

Nachrichten aus Cairo im Observ. Triest. zu Folge hat sich diese Krankheit in zwei Regimentern, die aus dem Depot angekommen, neuerlich gezeigt. Auch in Damiette und Nieder-Egypten soll sie sich verbreiten. Dasselbe ist in Syrien der Fall.

In Berlin ist vom 8. auf den 9. November zum ersten Male seit dem diesmaligen Auftreten in dieser Residenz kein neuer Erkrankungsfall angezeigt worden, und nur aus früheren Perioden zwei Personen gestorben; vom 9. auf den 10. 4 Personen erkrankt und 2 davon gestorben. — In der Stadt Lassa (Preußen) ist sie jedoch in einem bedeutenden Grade aufgetreten.

Neueren Nachrichten aus Constantine vom 27. October (im Journal des Debats) zufolge, ist eine fürchtbare Epidemie in dieser Stadt ausgebrochen. Sie zeigte sich in einem der dortigen Spitäler, wo Verwundete und viele andere vom Clima und den vielen Entbehrungen Erkrankte von der Cholera ergriffen wurden. Später griff die Seuche auch außerhalb der Spitäler um sich.

Der Globe theilt ein Schreiben des Herrn Maiden Wundarztes des königl. Spitals mit, worin es heißt, daß er auf die Nachricht, daß mehrere Cholerafälle sich im östlichen Theile Londons gezeigt hatten, alle niedrig gelegenen und volkreichen Stadttheile besucht, und von dieser Krankheit nicht nur keine Spur, sondern sogar den Gesundheitszustand der unteren Volksklasse besser gefunden habe, als in dieser Jahreszeit zu erwarten stand. Auch habe sich im königl. Spitale zu Greville-Street, wo täglich 200 Individuen um Hilfe suchen, seit 3 Jahren kein Cholerafall ergeben.

Vom 10. bis 11. November sind in Berlin zwei Personen an der Cholera erkrankt und kein Todesfall angezeigt worden; vom 11. bis 12. eine Person erkrankt und eine gestorben.

Die in Toulon bis zum 4. November eingelaufenen Nachrichten aus Constantine lauten noch immer sehr ungünstig. Cholera, Typhus und Ruhr haben sich in letztgenannter Stadt ein Rendezvous gegeben. Nicht nur gemeine Soldaten, sondern auch Stabsoffiziere fallen als Opfer. Die Kranken, welche man in Vona am 4. October auf Handelsfahrzeugen hat einschiffen lassen,

um sie nach Algier zu bringen, und welche von dieser letzten Stadt zurückgewiesen wurden, sind bis zum 4. November in Toulon noch nicht angekommen. Wenn, wie man fürchtet, ein großer Theil dieser Kranken ein Opfer der zu langen Reise werden sollte — Lebensmittel und Arzneien wurden nur für die Reise nach Algier mitgenommen — so dürfte die Gesundheitsverwaltung von Algier eine große Verantwortlichkeit auf sich haben, daß sie diese Kranken nicht aufgenommen und nach Toulon gewiesen hat. — In dem *Moniteur Algerien* vom 29. October heißt es: In der eben verflossenen Woche traf auffallende Besserung in dem Zustande der Militärspitäler zu Algier ein. Die Ziffer der Sterblichkeit ist jetzt in den so engen Gränzen eingeschlossen, daß man gestern im Spital des Dey nur drey an der Cholera Verstorbene gezählt hat. In der Stadt selbst hat sich gar kein neuer Erkrankungs- oder Todesfall ergeben. Seit dem Ausbruch (9. October) bis zum 27. d. M. haben sich in den Spitälern 493 Erkrankungen und 308 Todesfälle ergeben, eine Zahl, die zwar an sich groß, aber doch nicht sehr von derjenigen verschieden ist, welche in Folge der in dieser Jahreszeit hier sonst gewöhnlichen Krankheiten statt zu finden pflegt.

In einer Correspondenz-Nachricht aus Constantine vom 26. October heißt es: General Trezel reist heute nach Bona mit 600 Kranken, die aus Fieberkranken, Verwundeten und Verbrannten bestehen. Gestern hatten wir hier 100 Cholerafranke, mehr noch im Spital, und die Zahl derselben wächst jeden Augenblick. General Carman ist daran heute gestorben, auch mehrere andere Offiziere sind als Opfer gefallen. Leider tritt auch bei den Verwundeten der Tetanus (Starrkrampf) hinzu, und erhöht die Sterblichkeit.

Neuere Nachrichten aus Paris vom 9. November (im *Messenger*) melden, daß die Choleraepidemie in Bona gänzlich aufgehört und in Constantine in schneller Abnahme begriffen sei.

Miscelle.

Dr. Bulard setzt in Constantinopel seine muthvollen Versuche mit Pestkranken fort. Die türkische Regierung hat den kleinen Thurm von Leander, der schon einmal als Pest-Spital für das Militär der Garde diente, zu dessen Verfügung gestellt. Sowohl die Anstellung des Dienstpersonals als die übrige Einrichtung wurde ganz seinem Belieben anheimgestellt, und zwar mittelst des aufgeklärten Schutzes, womit ihn der Seraskier Halil Pascha beehrt, ein Mann, der vollkommen die Wichtigkeit von Versuchen einsieht, aus denen der ganzen Menschheit, und vorzüglich dem ottomannischen Reich, die größten Vortheile entspringen können.

— 60 —

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesickt wird.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

[N^o 96.]

Donnerstag, den 30. November.

[1837.]

Inhalt: Ueber das Bedürfniß von Kinderspitälern überhaupt, mit Rücksicht auf die hier in Wien neu errichtete erste Anstalt dieser Art. — Der Gesundheitszustand Londons. — Prozeß zweier Pariser Aerzte mit einem englischen Vord.

Ueber das Bedürfniß von Kinderspitälern überhaupt, mit Rücksicht auf die hier in Wien neu errichtete erste Anstalt dieser Art.

(Von Dr. Ludwig Wilhelm Mauthner.)

Unter des Lebens mannigfachen Widerwärtigkeiten ist eine der häufigsten und traurigsten der Verlust der Gesundheit. Dieses Mißgeschick, obgleich es nicht minder drückend für den Wohlhabenden wie für den Armen ist, vermag doch nur der Letztere in seinem ganzen Umfange zu ermessen. — Während er, so lange die Kraft der Gesundheit ihn aufrecht hält, froh, ohne Mißmuth die mühevollsten Arbeiten vollbringt, mit der schlechtesten Kost sich begnügt, und auf dem härtesten Lager die müden Glieder zum kommenden Tagwerke stählt, gelangt er doch zum klaren Bewußtseyn seiner Dürftigkeit erst dann, wenn er oder eines der Seinen von Krankheiten heimgesucht wird. In solch bedrängter Lage lernt der Arme erst ein wohl-eingerichtetes Krankenhaus als eine segensreiche Zufluchtsstätte vollkommen würdigen. Er vertauscht nun seine finstere, feuchte Stube mit einem lichten, trockenen Saale, den Herd des Schmutzes mit einem Orte, wo Reinlichkeit die erste Sorge ist, das harte Strohlager verwandelt sich in ein bequemes Bett, die schlechte, unverdauliche Nahrung in die zweckmäßigste Diät, und aus dem Qualm von Dünsten und den Gefahren der unbehilflichen, jammernden Umgebung gelangt er in eine reine Atmosphäre und unter eine sorgfältige, streng beaufsichtigte Pflege.

In der That ist für den Arzt der Anblick aller von der Dürftigkeit untrennbaren Uebelstände bei Weitem nicht so ergreifend, als die Beob-

achtung, daß die Pflegenden, trotz des besten Willens und der edelsten Aufopferung, dennoch aus Unwissenheit und Unbehilflichkeit den Kranken ins Grab befördern. — Wirkt nun dieser Umstand schon bei Erwachsenen so höchst verderblich, so ist es augenscheinlich, daß dieses bei Kindern noch mehr der Fall seyn müsse, da diese ihre unangenehmen Empfindungen entweder gar nicht oder höchst unvollkommen auszusprechen vermögen, und, gänzlich willenlos, den oft trotz der besten Absicht verkehrten Anordnungen ihrer Umgebung Preis gegeben sind. Es ist daher gewiß nicht zu viel gesagt, wenn Henke behauptet, daß, so groß die Zahl der Kinder seyn mag, deren Leben oder Gesundheit das Opfer der fehlenden Mutterliebe wird, doch weit mehrere Kinder durch das Uebermaß und den Mißverstand nicht geleiteter mütterlicher Zärtlichkeit ihren Untergang finden *).

Wie oft opfert der Vater den letzten Heller, um Wein oder Brantwein **) herbeizuholen, und in dem Wahne, sein aus Schwäche erkranktes Söhnchen bedürfe Stärkung, gießt er Del in die Flammen, die Mutter, auf gleiche Weise bethört, theilt mit dem kranken Kinde den mühsam ersparten Kaffee, bettet ihm, auf daß es sich ja recht erwärme, dicht hinter dem schmirgelnden eisernen Ofen, und was die ganze Familie an Federbetten besitzt, wird nun demselben allein zu Theil und zur Qual. Ihm hißt kein Sträuben und kein Aufdecken, der Mutter unermüdete Liebe begräbt es stets von Neuem in den Betten, die auf ihm mit bleierner Schwere lasten, und eingeschüchtert durch des Vaters drohende Stimme, fügt sich endlich das vor Schweiß zerfließende Kind in sein bitteres Loos. Doch der Leiden ist noch kein Ende. Die gutmüthigen Nachbarinnen und die vielerfahrenen Frau Gevatterinnen, deren jede von zwölf Kindern sechs begraben, versammeln sich nun gerufen und ungerufen zu Rath und That. — „Dem Kinde ist es vom Kopfe gesunken,“ meint die Eine, die Andere behauptet, daß Zähne im Spiele sind, die Dritte leitet Alles von Würmern her, die Vierte endlich läßt sich's nicht nehmen, es habe Jemand den Knaben verschrien. „Gegen das Sinken vom Kopfe kenne ich nichts Besseres als meinen Thee, von der seligen Frau Dürrekräutlerin mir gegeben,“ versichert die mitleidige Nachbarin, und ihrem unwiderstehlichen Zureden nachgebend, beeilt sich die Mutter, den Wundertrank dem Kinde einzugießen. — „Für's beschwerliche Zahnen nützt nur mein Pulver, wenn man es ins Zahnfleisch einreibt,“ ruft die Zweite, „und zwar müsse damit sogleich begonnen werden, sonst wäre das Kind bis morgen

*) Handbuch zur Erkenntniß der Kinderkrankheiten. 4. Auflage 1837, Seite 2.

**) In Ungarn und Pohlen darf wirklich der Arzt, wenn der gemeine Mann sein krankes Kind zu ihm bringt, nie die Frage vergessen, ob das Kind nicht Brantwein erhalten? Meist wird ihm diese Frage bejaht werden.

verloren." Vater und Mutter nehmen dankend das Pulver, und trocknen damit den ohnehin dürren Mund noch sorgfältiger aus. — „Bei Würmern," ruft pathetisch die Dritte, „haben meine Pillen stets Wunder gethan, eine einzige wird gewiß dem Kinde nicht schaden, daher frisch nur eine geschluckt." In den trockenen Mund wird also die Pille gelegt, und über die Ungeschicklichkeit des Kleinen im Schlingen sich noch ereifert. — „Wenn eines meiner Kinder verschrien würde," versichert die hochbejahrte Muhme, „habe ich ungesäumt das Gesicht mit dem Urin des Kindes gewaschen, und immer guten Erfolg davon gesehen." Sogleich wird, um das Maß der Leiden voll zu machen, die ekelhafte Waschung vollzogen. Altes Weibergewäsch, Kindergeschrei, Hundegeheul und Kagenjammer über-täuben das Gewimmer des aus verkehrter Liebe gemarterten Kindes.

Nichts ist bekanntlich trügerischer, als das momentane Befinden kranker Kinder, und schnell, wie die Berrichtungen des normalen Lebens, wechseln die Erscheinungen bei denselben in Krankheiten. Wenn daher, dem natürlichen Verlaufe aller Krankheiten gemäß, nach der Verschlimmerung der Nachlaß eintritt, und dem zu Folge das Kind einen Anschein von Besserung zeigt, so wird dieß frohlockend auf Rechnung der geschehenen Mißhandlung geschrieben, und um so länger jede zweckmäßige Hilfe vernachlässigt. Doch plötzlich gewinnen die Zufälle eine ernste und furchtbare Bedeutung, und eilig wird nun der Arzt geholt. — Er tritt ein, befreit den Leidenden vom Gewichte der Betten, und verschafft ihm Luft, indem er Thüre oder Fenster öffnet. Durch vieles Zureden überzeugt er die Aeltern, daß Kaffee und Wein für den Kranken nicht passe, und daß all die treuherzigen Rathschläge verkehrt und sinnlos gewesen.

Die Mutter eilt in die Apotheke. Der Vater muß an seine Arbeit. Das Kranke und die gesunden Kinder werden nebst Hund und Kage eingesperrt, die mitleidige Nachbarin öfters nachzusehen gebeten, die jedoch aus Furcht, es könnte etwas Ansteckendes seyn, nur flüchtig zum Fenster hineinguckt, und im Uebrigen das Kind sich selbst überläßt.

Die Nacht kommt. Die vom schweren Tagwerk erschöpften Kräfte verweigern dem guten Willen der Aeltern den Dienst, und unwillkürlich versinkt Alles in tiefen Schlaf. Nur der arme Wurm wacht und wimmert, und kann den Tag nicht erwarten. Aber neues Unglück bringt dieser Tag, denn nun ist auch das Schwesterchen erkrankt, die Noth und der Jammer verdoppelt, die Hilfe aber getheilt. Vom Uebermaß der Leiden erliegt endlich das junge Leben, und die arme Schwester sieht nun den Bruder mit dem Tode kämpfen. Bald kommt auch die Reihe an sie, während der Dritte das noch kaum ausgekühlte Todtenbett einnimmt. Dieser entkommt der würgenden Krankheit; was können jedoch die durch so viel Unglück in noch größere Dürftig-

keit versunkenen Aeltern zur Labung des Gesehenden thun? Schwer verdauliche Nahrung und Entbehrungen aller Art legen so gewöhnlich den Grund zu lebenslänglichem Siechen. — Wahrlich ein trauriges, aber wahres Bild aus dem Leben!

(Der Beschluß folgt.)

Der Gesundheitszustand Londons *).

Das Aussehen des Volkes in den Straßen Londons erregt zuerst die Aufmerksamkeit des Fremden. Der geborne Londner ist gewöhnlich etwas unter der Mittelgröße, aber Züge und Gliederbau sind im Allgemeinen wohl geformt. Er ist mager und voll Muskelkraft; ein festes, offenes Benehmen zeichnet ihn aus; man erkennt ihn an dem festen gemessenen Schritt, und dem lebhaften Geberdenspielen. Seine Züge sind scharf markirt, das Auge ist offen und voll Feuer. Der geborne Londner zeichnet sich durch Kühnheit, Geist und Einsicht vor allen andern Engländern aus. Er ist entweder von Geschäften in Anspruch genommen, oder durch unzählige Engagements zerstreut, die in dieser Weltstadt Zeit, Gedanken und Gefühle so mannigfach versplittern. Man sieht ihn daher gewöhnlich voll Eile oder zerstreut. Wo er immer seyn mag, so sieht man ihn auf dem Sprunge wieder anderswo hinzueilen; kaum spricht er von einem Gegenstande, springt er schon auf einen andern über, und während er einen freundlichen Besuch abfattet, so berechnet er schon, wie er möglich viel Zeit erspare, um seine übrigen Morgenbesuche zu vollenden. —

Die Magerkeit und die gefurchte Stirne zeigen, daß sein Organismus durch moralische und physische Ursachen abgenüßt sei, und das bleiche Aussehen spricht klar dafür, daß die Bewohner der Hauptstadt nicht jenen Grad physischen Wohls seyns besitzen, um sich den Lebensgenüssen und Freuden sorglos hingeben zu können. Und wirklich gibt es vielleicht in keiner andern Stadt so viele schädliche Ursachen, die das Gesundheitswohl der Bewohner gefährden.

Man darf sich daher nicht wundern, daß dieses Volk jede Unregelmäßigkeit in den natürlichen Verrichtungen weit eher fühlt, und der Krankheit durch eine gewisse nervöse Aengstlichkeit auf halbem Wege entgegenkommt. Der Engländer sucht schnell ärztliche Hilfe, er läßt sich bei der kleinsten Unpäßlichkeit seinen Zustand vom Arzte erörtern, glaubt so eine gründliche Kenntniß seiner eigenen Natur zu erlangen, während er ein Hypochondrist wird, und seine krankhafte Empfindlichkeit für kluge Vorsicht hält. Nur selten ist Jemand, der von früher Kindheit in London lebte, so kernig gesund, wie der Landbewohner, der erst später nach London übersiedelte. Indes hat die Lebensdauer in London die letzten hundert Jahre sehr zugenommen. Im Jahre 1821 war in London die Sterblichkeit geringer als je. Von je 42 starb nur einer.

Der Gesundheitszustand Londons ist aus vielen Gründen schlechter, als im ganzen übrigen England: daher 1) ist die jährliche Zahl der Todten größer, 2) ist die Sterblichkeit unter den Kindern im Verhältnisse zur übrigen Bevölkerung größer als gewöhnlich, 3) die Lebensdauer kürzer. Obgleich London in Bezug

*) Aus Dr. J. Hogg's: London as it is, being a series of observations on the Health etc. London 1837 im Auszuge mitgetheilt.

auf seinen Gesundheitszustand unter den übrigen Städten Englands steht, so kann es sich doch mit vielen Städten des Continents kühn messen. Trotz der vielfach angepriesenen Vortheile des Clima's an den Ufern des mittelländischen Meeres, der günstigen Verhältnisse in Frankreich, der glühenden Atmosphäre und des reinen blauen Himmels, der uns in Italien entgegenlacht, finden wir dennoch, daß England und selbst seine riesige, fast gränzenlose Hauptstadt eines besseren Gesundheitszustandes genieße, als irgend ein Land oder eine Stadt in Europa, ja vielleicht selbst in der Welt. Nehmen wir eine Gesundheitsscala an, so steht London zu Paris wie 40 zu 32; zu Livorno wie 40 zu 35; zu Neapel wie 40 zu 28 $\frac{1}{4}$; zu Rom wie 40 zu 24; zu Wien wie 40 zu 22 $\frac{1}{2}$. Man nimmt gewöhnlich an, daß England der klassische Boden des Selbstmordes sei, und daß die Häufigkeit dieses Verbrechens dem cholericischen Temperamente des Engländers und der mit Nebeldünsten geschwängerten Atmosphäre zuzuschreiben sei; aber eine nähere Untersuchung der Sache erweist, daß die Zahl der Selbstmorde in England kaum die in Frankreich und in anderen Ländern übertrifft.

Dr. Hogg's machte im Jahre 1825 einen Bericht über die Anzahl der Selbstmorde, aus dem man ersieht, daß in Westminster durch 18 Jahre 290 Selbstmorde vorgekommen seien, also jährlich im Durchschnitte 22 bei einer Bevölkerung von 182,444 Seelen. Die Bevölkerung von ganz London betrug im Jahre 1821 1,225,691 Seelen; in ganz London ereigneten sich jährlich 147 Selbstmorde, und da die Sterblichkeit 1:40 beträgt, so fällt auf 208 natürliche Todesarten ein Selbstmord. Die meisten Selbstmorde ereigneten sich im Juni und November, in dem letzteren Monate ereigneten sich durch mehrere Jahre 9—10 Selbstmorde.

Dr. Fabret in Paris entnahm bei der Durchsicht der Polizeiregister, daß in den 10 Jahren von 1815—1825 jährlich 334 Selbstmorde vorkamen.

Fürwahr eine ungeheure Zahl, wenn man bedenkt, daß Paris kaum den dritten Theil der Bevölkerung Londons besitzt. In einem unlängst erschienenen Berichte über die Handelsverhältnisse zwischen Frankreich und Großbritannien findet man interessante Andeutungen über die Häufigkeit des Selbstmordes in beiden Ländern; im Jahre 1826 ereigneten sich in Paris unter 25,341 Todesfällen nicht weniger als 511 Selbstmorde, also auf je 49 Todesfälle ein Selbstmord. Dieß scheint beinahe unglaublich, und man würde versucht seyn, diese Angabe für übertrieben zu erklären, wenn sie nicht amtlichen Quellen entnommen wäre. Wie schrecklich ist das Gemälde des Sittenzustandes des französischen Babels. Mit einer Bevölkerung von 890,905 Seelen zählt es dreimal so viel Selbstmorde, als London, und im Verhältniß mit der Bevölkerung viermal so viel. In den Jahren 1812—1822 ereigneten sich jährlich in Berlin 55 Selbstmorde bei einer Bevölkerung von 190,000 Seelen, oder von 100 Todesfällen 1 Selbstmord, wenn wir mit Caspar die Mortalität in Berlin 1:34 annehmen. Wenn wir nebstbei bedenken, daß ein großer Theil der Bewohner sich in großartige mercantilsche Speculationen einläßt, und sehr oft unerwarteten Verlusten ausgesetzt ist, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß die Engländer nicht bloß mit gesunden Nerven begabt sind, sondern auch eine hohe moralische Stufe unter den Völkern Europa's einnehmen.

London ist vorzüglich von einem dichten Nebel umhüllt. Man kann einen trockenen und feuchten Nebel unterscheiden. Den letzteren findet man nur selten

in der heißen Zone, in den Polargegenden hingegen kommt er häufig vor. Der trockene dichte Nebel entsteht aus den unterirdischen Dünsten, er scheint mit den vulcanischen Eruptionen in genauem Zusammenhange zu stehen. Während im Jahre 1783 vulcanische Ausbrüche Island und später Calabrien in ihren Grundfesten erschütterten, wurde ganz Europa von einem dicken trockenen Nebel umhüllt. Ein ähnlicher Nebel umzog im Jahre 1755 Tirol und die Schweiz, während Lissabon durch das bekannte schreckliche Erdbeben vernichtet wurde. — Der trockene Nebel, den man in den Monaten November und December so häufig in London bemerkt, scheint aus Rauch zu bestehen, der sich vermöge seiner großen Schwere nicht vom Boden erheben kann, wenn die Atmosphäre leichter wird, wie sich dieses durch das Fallen des Barometers zu erkennen gibt. Die Farbe des Nebels entspricht dem Rauche, und er verbreitet gewöhnlich einen erstickenden Geruch.

Sein plötzliches Erscheinen an einem, und sein schnelles Verschwinden an einem andern Orte der ungeheuren Stadt, der Umstand ferner, daß man ihn nach Mitternacht oder zu einer andern Zeit, wo wenig Feuer angezündet wird, nicht mehr bemerkt, könnten leicht zu dem Schlusse verleiten, daß die Ausdünstungen der Erde nur wenig mit diesem Nebel zu thun haben. Er ist von flaschgrüner Farbe; beim Steigen des Barometers verschwindet er hingegen oder verwandelt sich in weißen Nebel. Zuweilen ist er so dicht, daß man kaum auf Klafterlang etwas ausnehmen kann, und daß sich sehr häufige Unglücksfälle durch Aneinanderstoßen von Wagen oder Personen ereignen. Dieser Zustand der Atmosphäre ist ganz eigenthümlich und heißt London fog (der Londoner Nebel). Er verursacht eine solche Finsterniß, daß man in der Mittagsstunde bei Lichte arbeiten muß. Er befähigt auf eine sehr empfindliche Weise die Athmungsorgane, so daß Personen mit schwachen Lungen in Erstickungsgefahr gerathen. So durchdringend auch die Gasflamme in den Straßensampen ist, so kann man sie dennoch in der Entfernung von einigen Klaftern kaum unterscheiden. Wie viele Kubikzoll dieser unreinen Luft werden nicht im Laufe eines Tages durch die Lungen eingeathmet, und müssen mit der Zeit selbst bei den kräftigsten Organismen Athmungsbeschwerden und Schnupfen herbeiführen? Berühmte Meteorologen behaupten, daß es in London weniger regne, als in irgend einem Theile von England. In einer solchen Stadt muß der Mangel eines so reinen, erfrischenden Elementes sehr nachtheilig für den Gesundheitszustand seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prozeß zweier Pariser Aerzte mit einem englischen Lord.

I.

Man spricht jetzt in den Pariser Salons von einem Prozeß, der den Liebhabern von Klatschereien reichen Stoff zum Reden liefern wird. Es handelt sich nämlich um zwei ausländische Aerzte, einen Deutschen und einen Polen, die in der großen Welt berühmt sind, und eine sehr ausgebreitete Praxis haben. Diese beiden Aerzte haben einer jungen und schönen Lady ihre ganze Kunst gewidmet, und es nach fünfmonatlicher Behandlung dahin gebracht, dieselbe von einem Nervenleiden zu befreien, das mit mehreren eben so dramatischen als geheimnißvollen Nebenzufällen verwickelt war. In Rücksicht auf die großen Schwie-

rigkeiten, die sie bis zu deren Herstellung zu überwinden hatten, so wie auf ihre Kunst und Ruf, verlangten beide Aerzte ein Honorar von viermalshunderttausend Franken. Wir glauben nicht, daß jemals die Krankheit eines Königs so viel eingetragen habe, oder daß Hippokrates, Galen und Aristoteles zusammen sich ihre Visiten so theuer hätten bezahlen lassen. Der Gemahl dieser Kranken, Lord Lincoln, und ihr Vater, der Herzog Hamilton, glaubten hinreichend ihre Schuldigkeit abgetragen zu haben, indem sie bei ihrem Banquier für Dr. K o r e f f und W o l o w s k i die Summe von 24,000 Fr. einlegten. Beide Aerzte aber hielten diese Zahlung für eine Beschimpfung, und ließen Ihre Gnaden durch einen Häfcher in dem Momente arretiren, wo sie in den Wagen steigen und Paris verlassen wollten. Nur durch Einlegung einer Caution konnten beide Lords ihre Freiheit erhalten. Diese abenteuerliche Begebenheit, welche Dr. Koreff in einem lithographirten Briefe in allen Zirkeln möglichst bekannt zu machen suchte, ist nun der Gegenstand des Gespräches in allen Salons und Clubs von Paris. Der Prozeß, sagt man, wird bald beginnen, und wenn beide Parteien ihn hartnäckig verfolgen, so dürfte die Neugierde manche Befriedigung hierbei finden. Es heißt, Herr Cremieux soll für beide Aerzte plaidiren und Herrn Verreyer die Vertheidigung des Lords und seines Schwiegervaters übernommen haben. So weit der Messager. Wir fügen hier zurbeiläufigen Schätzung dieser ärztlichen Forderung die in Die sen b a c h's Zeitschrift für die gesammte Heilkunde, Bd. 6., Heft 2, erhaltene Berechnung über die jährliche Summe des ärztlichen Honorars in Paris, bei. Man hat es versucht, heißt es, die Totalsumme des den Pariser Aerzten jährlich gezahlten Honorars nach folgenden Annahmen zu berechnen. Paris zählt 800,000 Einwohner; es sterben jährlich 24,000 Kranke. Das ungünstigste Verhältniß ist Ein Todter auf 12 Kranke. Man muß daher die Zahl der Pariser Kranken jährlich auf das Zwölffache der Gestorbenen, mithin auf 288,000 annehmen. Von diesen werden 65,000 in den Spitälern behandelt; es bleiben daher 223,000 Kranke in ihren Wohnungen. Die mittlere Dauer der Krankheiten ist, nach statistischen Berechnungen, 30 Tage; multiplicirt man also diese 223,000 Kranke mit 30, so erhält man 6,690,000 Krankentage; und eben so viele Visiten zu zwei Franken bringt eine Summe von 13,380,000 Franken. Hier sind die Visiten zu 5, 10 und 20 Fr., die Consultationen, die chirurgischen und geburtshülfslichen Operationen u. s. w., die alle eine sehr bedeutende Summe tragen, nicht mit eingerechnet. Würden sich die 1400 in Paris practizirenden Aerzte diese Summe zu gleichen Theilen theilen, so erhielte jeder ein Honorar von 9557 Fr. jährlich. — Beurtheilt man nach diesem Maßstabe die Forderungen der beiden obgenannten Aerzte, nämlich die Summe von 400,000 Fr. für eine halbjährige Behandlung, so verlangte jeder, selbst wenn er seine ganze Zeit auf diese eine Kranke verwendete, beiläufig so viel als 40 Aerzte durch's ganze Jahr im Durchschnitt verdienen.

— 40 —

II.

Brief des Dr. Wolowski und Koreff.

Die Herren Doctoren Wolowski und Koreff haben in die Gazette des Tribunaux und zwei andere Journale einen Brief einrücken lassen, der

über den bekannten Prozeß mit dem Herzog von Hamilton und dem Grafen von Lincoln Licht verbreiten sollte. Das Journal général des Tribunaux sagt: Eine Angelegenheit von hohem Interesse ist so eben vor das Tribunal gekommen; sie betrifft die Ehre einer ausgezeichneten englischen Familie und die zweier berühmter Aerzte. Bis jetzt haben wir uns jedes Urtheils in dieser Angelegenheit enthalten, weil wir die näheren Umstände abwarten wollten. Wir theilen indessen einen Brief mit, den uns die Herren Doctoren K o r e f f und W o l o w s k i eingeschendet, den sie auch an die Redakteure einiger anderer Journale geschrieben: »Paris 9. November 1837. Mein Herr! Einige Tagesblätter beschäftigen sich seit kurzer Zeit mit einer Forderung, die wir an den Herzog und die Herzogin von Hamilton und an Lord Lincoln bei Gelegenheit einer Kur gestellt haben, die wir an der Gräfin von Lincoln vorgenommen hatten. Wir wissen nicht, aus welchem Grunde eine Sache in das Publikum gekommen, die erst durch die gerichtliche Debatte bekannt werden sollte. Ungeachtet es uns sehr daran gelegen seyn muß, daß diese Thatsache in ihrem wahren Lichte erscheinen möge, so dauern wir doch, daß die Presse früher als sie sollte, die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese Privatangelegenheit gezogen. Da aber dieß einmal schon geschehen, so erheischt es unsere Pflicht, den Thatsachen ihren wahren Charakter zu geben. Man hat die ganze Sache, die für uns mehr eine Ehrenangelegenheit ist, mehr als eine Geldforderung, als eine Speculation betrachtet. Man sprach die Zahl 400,000 Franks mit staunender Miene aus, ohne hinzuzufügen, daß diese Summe von uns selbst als übertrieben betrachtet, keinen anderen Zweck hatte, als die Sache vor die Tribunale zu bringen, um dadurch nicht nur eine gehörige Geldentschädigung, sondern, woran uns am meisten gelegen war, eine Ehrenrettung zu erlangen, und zu verhindern, daß diese Angelegenheit nicht in ihrem Werden erstickt werde, welches geschehen wäre, wenn wir weniger gefordert hätten. Was die 24,000 Franken betrifft, die bei Herrn Laffite für uns deponirt seyn sollen, so erklären wir, daß wir von dieser Summe erst seit der Zeit reden hörten, als der Prozeß schon im Gange war, und daß uns früher kein ähnliches Anerbieten gemacht wurde. Wir können nur wiederholen, daß wir unsere Forderung in keine bestimmte Ziffer aussprechen, sondern es dem Gesetze überlassen, auszusprechen, wie viel wir für unsere Mühewaltung und thätige Hingebung mit vollem Rechte zu fordern haben. Was die Enthüllung von Geheimnissen betrifft, die man von unserer Seite bei dem Gerichtshof zu fürchten vorgibt, so mögen Sie wissen, daß auch Aerzte ihre Pflichten haben, daß wir diese Pflichten kennen, und auch niemals zu verlegen gesonnen sind.

St. Wolowski.
Koreff.»

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. G. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. G. M., wo für das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird.

Neue



Folge

der

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N^o 97.]

Montag, den 4. December.

[1837.]

Inhalt: Ueber das Bedürfnis von Kinderspitälern überhaupt, mit Rücksicht auf die hier in Wien neu errichtete erste Anstalt dieser Art. — Der Gesundheitszustand Londons. — Nützlichkeit öffentlicher Heilanstalten. — Die Quarantaine-Anstalten zu Marseille. — Miscellen.

Ueber das Bedürfnis von Kinderspitälern überhaupt, mit Rücksicht auf die hier in Wien neu errichtete erste Anstalt dieser Art.

(Von Dr. Ludwig Wilhelm Mauthner.)

(B e s c h l u ß.)

Wenn nun gleich aus dieser Schilderung die unverkennbare Wohlthat des Spitals für Kinder so wie für Erwachsene deutlich sich ergibt, so kann man daraus noch nicht klar genug das Bedürfnis eines besonderen Kinderkrankenhauses ersehen, worüber wir nun sprechen wollen.

Es ist eine gegenwärtig allgemein anerkannte Wahrheit, daß das Kind in seinem inneren Leben und in seinen Lebensäußerungen keineswegs als ein bloß verkleinertes Mensch angesehen werden könne, sondern von dem herangereiften sehr verschieden sei; eben so anerkannt ist es, daß zur genügenden Würdigung der physiologischen und pathologischen Zustände des Kindes die gleiche Kenntniß, welche wir von den Erwachsenen haben, durchaus nicht allein hinreiche.

Nicht minder wahr ist es, daß dem kindlichen Alter eigenthümliche, aus dem Entwicklungsprozesse hervorgehende Krankheiten zukommen, und daß jene Leiden, die es mit dem Erwachsenen gemein hat, mancherlei höchst wichtige Abänderungen bei ihm darbieten.

Durch die emsigen Forschungen vieler verdienstvollen Aerzte unserer Zeit hat man im Gebiete der Kinderkrankheiten so erstaunliche Fortschritte gemacht, daß anhaltendes und vorzügliches Befassen mit einem so wichtigen Zweige der Heilkunde erfordert wird, wenn man gegen die zahllosen

Leiden dieser kleinen Wesen mit glücklichem Erfolge als Helfer auftreten will. Unmöglich kann jedoch der Arzt in den für Erwachsene bestimmten Spitälern auf das Studium dieser Krankheiten so viel Zeit und Mühe verwenden, als zur Erreichung seiner Aufgabe nothwendig ist, und selbst, wenn er sich auch einigen praktischen Takt darin mit der Zeit erwirbt, so kann er doch nur selten in einem allgemeinen Krankenhause auf jene Stufe wissenschaftlicher Ausbildung gelangen, auf welcher es allein möglich ist, aus den der Beobachtung sich darbietenden Thatsachen Neues und Nützlichendes in der Pädiatrie ans Tageslicht zu fördern.

Wer weiß übrigens nicht, daß in den bei Weitem meisten Erkrankungsfällen der Kinder es weniger auf die arzneiliche Behandlung ankommt, als vielmehr auf eine sorgfältige und unverdrossene Pflege. Wie soll aber die Wärterin in einem mit 30 bis 40 Kranken belegten Saale die mannigfachen Launen und das Heer kleiner Unarten und Verstandesmängel, die mit dem zarten Blütenalter des Menschen so innig verschwistert sind, mit jener Nachsicht und Zeit raubenden Duldsamkeit ertragen, die bei einem kranken Kinde erfordert wird. Nur angeborne, aus dem Inneren der Seele hervorgehende Liebe zu den Kindern, und eine durch vielfährigen Umgang mit ihnen erworbene Milde vermögen den Unverstand dieser unmündigen Geschöpfe geduldig zu ertragen, und diese dürfen selbst dann nicht ermüden, wenn der kleine Trostkopf es eigens darauf anlegt, die Geduld derjenigen, von welchen er gepflegt wird, auf die härtesten Proben zu stellen. Es gehört demnach unstreitig weit mehr dazu, mit kranken Kindern umzugehen und sie zu warten, als mit Erwachsenen. Gesunder Menschenverstand, unüberwindliche Liebe zur Reinlichkeit und Ordnung, ein feines Gefühl des Passenden und Unpassenden, scharfe Beobachtungsgabe, nebst der gänzlichen Freiheit von Eigensinn, dieß sind die Eigenschaften, welche bei einer Kinderkrankenwärterin unerläßlich sind. Denn wenn schon bei der nachgiebigsten Behandlung das Kind manches Unrecht erleidet, weil die Umgebung seine eigenthümlichen Ausdrücke, seine Gebärden und seine Denkungsweise nur ahnen kann, und es daher bei dem besten Willen oft mißverstehet; so wird dieses um so mehr der Fall seyn, und um so hinderlicher dann auf die Rettung des Kleinen einzuwirken, wenn Härte und Ungeduld ihn umgibt. Während es sich bei liebevoller Behandlung leicht und vertrauensvoll fremder Pflege hingibt, wird es bei Mangel derselben nur mürrischer und unfolgsamer, sträubt sich hartnäckig gegen jede Hilfeleistung, erschwert so dem Arzte die Erfüllung seines wohlthätigen Berufs ins Unglaubliche, und vereitelt dann oft Alles, was mit unerschöpflicher Sorgfalt von Seite der Kunst zu seiner Rettung aufgeboten wird.

Nicht genug aber, daß bei der gemeinsamen Pflege des Kindes

mit den Erwachsenen Ersteres leidet, werden auch Letztere dadurch auf mannigfache Weise beeinträchtigt. Das Winseln und Klagen eines einzigen kranken Kindes stört sie oft in der ihnen so nöthigen Ruhe, und erregt Unmuth, Zank und Zwist an einer Stätte, wo friedliche Stille herrschen sollte. Während die Wärterin mit dem Anderen beschäftigt ist, füllt der Kleine sein Beckchen mit mephitischen Flüssigkeiten, deren übler Geruch bei jeder Bewegung, woran es bei der diesem Alter eigenthümlichen Unruhe keinen Augenblick fehlt, hervorbringt, und zum Nachtheil der übrigen die Luft des Saales schnell damit verunreinigt. Der allgemeine Unwille bricht dann in Worte aus, und alles Andere liegend lassend, muß die Wärterin zu seiner Reinigung herbeieilen. So erschwert ein Kind unter Erwachsenen die Handhabung der Reinlichkeit ungemein, und verleidet ihnen ihr ohnehin leidenvolles Daseyn. Was theilen aber diese dafür dem kranken Kinde mit? Der kindliche Organismus, durch hohe Reizbarkeit ausgezeichnet, wird gewiß zuerst jeden im Saal entwickelten Ansteckungsstoff aufnehmen *), und demselben auch zuerst als unrettbares Opfer fallen.

Wenn es endlich wahr ist, und welcher Menschenkenner hat es je bezweifelt, daß es kaum eine bessere Gelegenheit gibt, auf die *sittliche Verbesserung* des Menschen einzuwirken, als während er krank ist, so müssen wir auch zugestehen, daß es keine gefährlichere Lage für das zarte, jedem Eindrucke offen stehende, durch die Krankheit noch empfänglicher gewordene Gemüth des Kindes gibt, als der wochen- und monatlange Aufenthalt unter erwachsenen Kranken, denen vermöge ihres gewöhnlich niederen Grades von Bildung jeder Gedanke von Rücksicht in Worten und Geberden auf das schuldlose, sie behorchende Wesen gänzlich fremd ist. Auf diese Weise legt nicht selten eine in ihrer Tendenz höchst edle und wohlthätige Anstalt den Grund zu lebenslänglicher, moralischer Verderbniß desjenigen, welcher ihr einzig und allein sein körperliches Wohlseyn zu danken hat.

Diese Gedanken, mehrjährigen Beobachtungen entsprossen, bestimmten mich, einen Versuch im Kleinen, so viel nämlich die Kräfte des Einzelnen erlauben, mit Errichtung eines Kinderhospitals auf eigene Kosten zu machen.

Nur wer jemals einen solchen Plan durch alle Stufen der werdenden Wirklichkeit verfolgt hat, kann es wissen, welche Hindernisse seiner Ausführung im Wege standen, und wie eine solche Anstalt nur allmählig, und nach Beseitigung vieler Schwierigkeiten gedeihen könne. — Sie ist nun eröffnet, und bereits von mehreren darin befindlichen kranken Kindern zu ihrer künf-

*) Wie höchst wichtig ein Kinderhospital zur Zeit epidemischer und ansteckender Kinderkrankheiten sei, und wie sehr gerade zu einer solchen verhängnißvollen Zeit das Bedürfniß solcher Anstalten sich jedem Unbefangenen aufzwingt, wollen wir in einem der nächsten Aufsätze in diesem Blatte besprechen.

tigen wohlthätigen Bestimmung eingeweiht. Der Besuchende findet in einer gefunden Gegend *) und in einem stillen Hause einen geräumigen lichten Saal, worin 12 eiserne, für Kinder besonders eingerichtete und mit dem nöthigen Bettzeug versehene Bettstellen dem Eintretenden zuerst ins Auge fallen. Eben so viele Wandtischchen, zwei große lange Schränke, ein Schreibtisch, einige Bänke und ein Apparat zu Staubregenbädern bilden die übrige Einrichtung des Saales. Ein Assistentz-Arzt und eine Wärterin nebst 5 kranken Kindern sind gegenwärtig die Bewohner der Anstalt. Des Ersteren Zimmer gränzt dicht an den Krankensaal, und hat so wie dieser den Ausgang in die Küche, aus welcher man nach zwei anderen geräumigen Zimmern gelangt, bestimmt in der Folge zur Aufstellung von noch einigen Betten. Ein freundliches Gärtchen dient den genesenen Kindern zum ersten Spaziergange. Erfreut der Gast die Anstalt mit seinem Besuche zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags, so kommt er zur Stunde der Ordination, welche zugleich die der Aufnahme erkrankter Kinder ist. Erwiesene Arme können dann ihr Kind, besonders wenn es von einer hitzigen Krankheit befallen wurde, ohne weitere Umstände unterbringen. Will die Mutter es selbst pflegen, so steht ihr dieß frei; sie wird aber von Seite der Anstalt nicht verköstigt. Unter dieser Bedingung beschränkt sich auch die Aufnahme nicht auf ein gewisses Alter, und sobald nur die Mutter ihre eigene Verköstigung übernimmt, finden auch Säuglinge hier eine Zufluchtsstätte.

*) Schottenfeld, Kaiserstraße Nr. 26.

Der Gesundheitszustand Londons.

(Fortsetzung.)

Vor hundert Jahren waren die Bewohner Londons sehr dem Trunke ergeben, vorzüglich die niedere Volksklasse, dieß erhellt aus der allgemein bekannten Thatsache, daß zu jener Zeit dreimal so viel Schankhäuser als jetzt dem Gebrauche des Publikums offen standen, obschon die Stadt kaum den dritten Theil ihres jetzigen Umfanges hatte. Nach *Matland* betrug die Zahl der damals bestehenden Kneipen, Kaffeh-, Bier- und Branntweinhäuser 15839, während man im Jahre 1836 nach *Mac Culloch* nur 5000 zählte. Die Aufhebung einer Taxe von 5 Schilling für die Gallone geistiger Getränke scheint diesen entsetzlichen Mißbrauch herbeigeführt zu haben. Ein edler Lord erklärte im Parlamente, daß er auf dem Wege in das Haus, das Volk bewußtlos auf der Straße liegend gesehen habe, und der Bischof von *Salisbury* erzählte, daß die Schankwirth die Gäste durch folgende Aufschrift anlockten: »Hier kann man sich für einen Penny betrinken, für zwei Penny zu Tode trinken, und reines Stroh umsonst haben.« Die Schankwirth richteten nämlich für die Bequemlichkeit ihrer Gäste Keller her, die mit Stroh bestreut waren, und so dem Betrunknen ein in solcher Gesellschaft freilich nicht ganz sicheres Lager boten. Dieses schändliche Laster hatte das einzige Gute zur Folge — die unvergleichlichen Hogarth'schen Satiren. Während diese Manier des

Trunkes ganz London ergriff, stand Hogarth schon in der vollen Blüte seines wunderbaren Genie's, und das Laster des Tages bot ihm reichlichen Stoff für seine humoristischen Skizzen. Während des letzten schottischen Aufbruchs im Jahre 1748 hatte er Gelegenheit, die Wirkung dieses flüssigen Giftes an einem betrunkenen Regimente in allen seinen Nuancen zu beobachten. Er stellt die Truppen in der größten Unordnung dar, wie sie mehr oder weniger dem Trunke unterliegen. Die Scene ist zwischen zwei Schankhäusern; das eine führt das Schild: *the Kings Head*, das andere *Adam and Eve*. Mit diesen Aufschriften bezeichnet Hogarth sehr lakonisch die schändlichen Laster, zu denen Trunkenheit verleitet. Zur selben Zeit vollendete er seine zwei berühmten Gemälde: »Das Branntweingäßchen« und »die Bierstraße.« In dem ersten dieser Gemälde sieht man die Opfer des Trunkes auf öffentlicher Straße in Särge legen, in dem zweiten sieht man einen gichtbrüchigen Edelmann in einer Sänfte vor einem Schankhause verweilen, während die zwei Träger sich einen Trunk holen. Man merkte gar bald den schädlichen Einfluß dieses Mißbrauches der geistigen Getränke auf das Leben und die Gesundheit der Bevölkerung. Die Anzahl der Geburten in einer Stadt übertrifft gewöhnlich die Anzahl der Todesfälle, so ist es wenigstens jetzt in London und so war es vor jener Periode, von der wir eben sprechen, aber während jene Wuth sich der Bevölkerung Londons bemächtigte, war die Zahl der Todesfälle größer als jene der Geburten, die Sterblichkeit stieg zu einem so hohen Grade, daß man im Jahre 1741 32,169 Begräbnisse und nur 14,987 Tausen zählte.

Leider scheint der Geist des Branntweins sein dämonisches Haupt in unserer Zeit aufs Neue zu erheben. Denn in den letzten sechs oder sieben Jahren haben sich die öffentlichen Häuser sehr zu ihrem Nachtheile verändert. Anstatt daß man früher ein Conversations-Zimmer fand, wo der Arbeiter sich bei einer Pinte Bier und seiner Pfeife nach vollbrachter Tagesarbeit erholen, oder der Reisende ein gemächliches Plätzchen finden konnte, sieht man jetzt Schaaren von Trinkern beiderlei Geschlechtes vor dem prächtigen Rechenisch stehen, hinter welchem schlanke Dirnen und flinke Kellner sich bemühen, den Anforderungen der Gäste zu genügen. Hier wird ein Glas Branntwein nach dem andern hinuntergestürzt, und fluchend macht ein Hause dem andern Platz. Branntwein ist fast das einzige Getränk, das gefordert und gegeben wird, und wenn zufällig ein armer Mann, ermüdet von der Arbeit, ein Plätzchen sucht, um sein Glas Porter zu trinken, so bedeutet ihm ein schnippischer Kellner, daß man hier weder den Willen noch den Platz habe, solche Bequemlichkeit zu gewähren. Man sieht des Morgens Massen von Menschen sich vor den Thüren solcher Schankhäuser drängen, um das erste Glas Branntwein zu erhaschen, und nach Mitternacht können sie nur mit Mühe entfernt werden; die unwürdigste Scene eröffnet sich an Festtagen, wo die Schlemmer während des Gottesdienstes vor die Thüre gewiesen werden, und sich vor dem Schankhause herumbalgen, bis die Thüren nach vollendetem Gottesdienste geöffnet werden. Nun stürzt Alles in die Schankstube, und beendet das angefangene Tagewerk. In der That bemerkt man als Folge dieses unmäßigen Branntweintrinkens, bei der niederen Volksclasse häufige Fälle von Schlagfluß, Säuerwahnstinn, Lähmung, Wassersucht und Leberleiden. Einen wichtigen Beleg zu dieser Behauptung findet man in

dem Middlesex Asylum Report. vom Jahre 1834. Die 76 Todesfälle, die sich während des Jahres ereigneten, wurden, jene Personen ausgenommen, die an Altersschwäche starben, vorzüglich durch den unmäßigen Genuß geistiger Getränke verursacht, die zunächst Gehirn und Lungen ergriffen. Wahnsinn wurde in vielen Fällen bloß durch unmäßiges Trinken verursacht. Dieses muß man theils der Unwissenheit der jungen Leute zuschreiben, die man zu wenig auf die Gefahren dieses Lasters aufmerksam macht, zum Theil auch dem blendenden Glanze und der verschwenderischen Pracht, die gegenwärtig in den Gasthäusern herrscht; denn Mancher hätte sich nicht dem Laster des Trunkes ergeben, wenn er den Branntwein in den alten Schnapsläden suchen müßte.

Es ist wohl bekannt, daß der Branntwein in London auf die schändlichste Weise verfälscht wird. Der Branntwein ist an und für sich, wenn er mäßig und regelmäßig genossen wird, kein geradezu schädliches Getränk, aber der Londoner Schnapsverkäufer sieht nur auf seinen Vortheil, und versetzt den Branntwein, um seine berauschende Kraft zu erhöhen, ohne Gewissensbisse wegen des Schadens, den er dadurch dem Gemeinwohl zufügt, mit Vitriolöl, Bleizucker, Alaun, Terpentineißeit und anderen schädlichen Substanzen. Der Branntwein geht aus dem Laboratorium des Branntweinbrenners in seiner vollen Kraft und Reinheit hervor, aber der Gastwirth verfälscht ihn straflos auf verschiedene Weise; denn es besteht kein hinlängliches Gesetz, um diese verbrecherische Handlung zu verhindern oder zu bestrafen; die Verfälschung kann vor den Augen der Accisebeamten geschehen, und er darf es nicht wagen, einzuschreiten, da es seine einzige Pflicht ist, darauf zu sehen, daß der Branntwein nicht stärker sei, als er aus dem Laboratorium des Branntweinbrenners hervorgehe. Ob diese Stärke dem natürlichen Alkoholgehalte oder der Verfälschung zukomme, darüber hat er nicht zu entscheiden. Nebenbei erwähnen wir, daß der Branntweinbrenner die Gallone um 14 Schilling verkauft, während der Wirth seine gefährliche Mischung dem Publikum zu 8 Schilling die Gallone zuläßt. Diese Thatsache ist unferes Erachtens schlagend genug. Das Laster der Trunkenheit kommt in neuerer Zeit seltener in den höheren und mittleren Classen der Gesellschaft vor, desto reißendere Fortschritte macht es unter der arbeitenden Classe in den vereinigten Königreichen. Das gemeine Volk in London trinkt auch Bier, dem Namen nach Porter, aber in der That eben so schädlich verfälscht, wie der Branntwein, in so ungeheuren Massen, daß es kaum glaublich ist, wie viel ein einzelner dieser gründlichen Säuser verschlucken kann. Ein jeder der Kohlenverkäufer an der Themse verschluckt zwei bis drei Gallonen. Aber die Trunksucht ist nicht das einzige Laster der Londoner, wir wollen in einem nächsten Aufsatze die anderen Mißbräuche beleuchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nützlichkeit öffentlicher Heilanstalten.

Als einen Beweis, was wohlgeordnete Heilanstalten leisten können, und wie ungegründet die gegen Spitäler hie und da noch bestehenden Vorurtheile sind, möge folgendes von Deu ant mitgetheilte Resultat dienen. Nach einer genauen statistischen Vergleichung zwischen den Heilresultaten bei den in Privathäusern und den in öffentlichen Heilanstalten behandelten Cholerafranken in der diesjäh-

rigen Epidemie zu Berlin ergab sich, daß von den Ersteren 67 pCt. und in den Letzteren 59 pCt. — folglich in den Heilanstalten um 7 pCt. weniger gestorben als in Privathäusern. Bedenkt man nun, daß in die Spitäler meistens solche kommen, die zu Hause ohne Pflege waren, viele Zeit vor ihrem Eintritt ins Krankenhaus verstreichen ließen oder sterbend überbracht wurden, so läßt sich diese geringere Sterblichkeit nur damit erklären, daß in Heilanstalten alle nöthigen Heilmittel, Präparate, Aerzte, Wärter und Wärterinnen Tag und Nacht bei Hand sind. Selten ist es in einem Privathause der Fall, mit gleicher Schnelligkeit die Hilfe herbeischaffen zu können, und nicht selten ist daselbst unzeitiges Mitleid das größte Hinderniß der Heilung. Auch ist der Kranke in Spitälern geduldiger, und er wird oft durch das Beispiel, des neben ihm liegenden Kranken ermutigt. Nicht minder wichtig ist auch die strengere Aufsicht über die Diät, welche in Spitälern Recidive verhütet. — Wir schließen diesen Auszug aus einem längeren Bericht des Herrn De n a n t mit dessen eigenen, höchst beherzigenswerthen Worten: „Wenn nun auch die Gemeinde, die das Unglück gehabt, von der Cholera heimgesucht zu werden, ansehnliche Kosten auf die Heilanstalten hat verwenden müssen, so genüge ihr die Beruhigung, daß sie durch deren Beischaffung eine nicht unbedeutende Zahl ihrer Mitbürger vom unvermeidlichen Tode gerettet hat. Nach oben angegebener Berechnung darf man behaupten, daß mindestens 60 Individuen lediglich durch das Vorhandenseyn der Heilanstalten dem sicheren Tode entgangen sind. Möge das Publikum daher die Nützlichkeit des Bestehens der Heilanstalten für den unglücklichen Fall des Ausbruches der Cholera erkennen, und es den Behörden Dank wissen, welche die so höchst bedeutenden Kosten für das allgemeine Beste verwenden, und möge endlich, wenn — was Gott verhüten wolle — die Krankheit von Neuem ausbrechen sollte, das theilhaftige Publikum sich mit größerem Vertrauen der Heilanstalten bedienen, damit ihre Nützlichkeit sich mehr ausdehne, und die Zahl der sonst verwitwet und verwaist werdenden Individuen sich vermindere, die bei allem Kostenaufwande überdies noch der Commune schwer zur Last fallen.“

Die Quarantaine-Anstalten zu Marseille.

Professor Dr. Link in Berlin hat in einem neuerlichst in *Hufeland's Journal* mitgetheilten Aufsatze die Quarantaine-Anstalten zu Marseille als die besten im mittelländischen Meere erklärt. Sie haben einen größeren Umfang als in irgend einem anderen Seehafen, und sind auch, so weit sich von Außen wahrnehmen läßt, freundlicher und bequemer, als man sie sonst sieht. Auch ist Marseille der einzige Hafen, welcher Pestkranke aufnimmt, da man sonst überall die Schiffe abweist, auf denen die Pest ausgebrochen ist. Jedes Schiff, welches auf der Rhede von Marseille ankommt, muß unter der Insel *Pomègue*, 1 Stunde von der Stadt, vor Anker gehen, wo ihm dann ein Boot entgegenfährt, und Erkundigung einzieht, woher das Schiff kommt, und was es für einen Paß hat. Ist das Schiff an einem Orte gewesen, wo die Pest wirklich ausgebrochen ist, so muß der Schiffer sogleich zum Lazareth fahren, wohin sowohl die etwa vorhandenen Pestkranken als die giftfangenden Waaren gebracht werden. Hier gelten dieselben Grundsätze der Reinigung, wie zu Triest und in anderen Hä-

fen des mittelländischen Meeres. Der erste Grundsatz ist, daß das Pestgift durch-
aus nicht durch die Luft übertragen wird, sondern nur durch Berührung; ferner
daß das Pestgift nur an Sachen von rauher Oberfläche, als: Wolle, Baumwolle,
Papier, Seide, Leder, Holz, Brot und anderen Eswaaren haften, jedoch gar nicht
an Metall, wenn dessen Oberfläche rein ist. Endlich daß das sicherste Reinigungs-
mittel Aussetzen an der freien Luft sei, und nur Briefe werden mit Chlor ge-
räuchert.

— 60 —

Miscellen.

Ein sonderbarer Fund ist jetzt der Gegenstand des Gespräches in ganz Pa-
ris. Vor kurzer Zeit wurden Arbeiter beauftragt, an der Eisenbahn von Paris
nach Versailles, in dem Theile des Parks von St. Cloud, der der königlichen
Familie gehört, ihre Arbeiten fortzusetzen. Bei der Tiefe von ungefähr 12 Fuß
unter der Erdoberfläche, kamen sie auf eine Kalkmasse, die sehr hartnäckigen
Widerstand leistete. Nachdem sie dieselbe gesprengt hatten, so fanden sie zu ih-
rem nicht geringen Erstaunen eine Vertiefung, in der sich in horizontaler Lage
ein Skelet, und unweit davon eine Pistole fand, deren Holz theils von Wür-
mern zernagt, theils von Feuchtigkeit faul geworden war. Die hiervon benach-
richtigte Behörde ließ eine genaue Untersuchung anstellen, woraus sich ergab,
daß die Person, welcher dieses Skelet angehörte, eines gewaltsamen Todes ge-
storben seyn müsse. Alles schien zu beweisen, daß das betreffende Individuum
sich unmöglich selbst habe tödten können; seine Finger und Zehen waren krampf-
haft zusammengezogen, und sein um sich selbst zurückgebogener Körper zeigte an,
daß der Sterbende einen eben so schrecklichen als längerdauernden Krampf zu über-
stehen hatte. Die Justiz sammelt mit größter Sorgfalt alle Umstände, welche
geeignet sind, Licht auf diesen Gegenstand zu verbreiten.

— 12 —

Neuerlichst wurde zu Cambridge an dem Leichname eines gewissen Wil-
loughby eine genaue Untersuchung vorgenommen, welcher, nachdem er eine
Quantität von den Morrison'schen Pillen eingenommen, plötzlich gestorben. Nach
zweitägiger Untersuchung that die Jury den Ausspruch: Daß der Verstorbene eine
große Menge dieser Pillen genommen, und zwar in der Absicht, sich selbst vom
Rheumatismus zu heilen, und daß hierdurch eine Gedärmentzündung entstanden
sei, woran er auch gestorben.

(Standard.)

Die Direction des Vereines zur Erziehung verwaahrloster Kinder
zu Quedlinburg hat für die Jahre 1834 bis 1836 ihren dritten Jahresbericht
erstattet, aus dem sich das erfreuliche Resultat ergibt, daß die von jenem Vereine
gestiftete Anstalt, in welcher im Durchschnitt 75 Zöglinge Erziehung, Pflege und
Unterricht erhalten, auch in dieser Periode ihren menschenfreundlichen Zweck zu
erfüllen sich bestrebet hat.

— 0 —

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtplatz No. 462,
wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. S. M. vierteljährig
abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation
mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. S. M., wos-
für das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird.

Neue



Folge

der

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N^o 98.]

Donnerstag, den 7. December.

[1837.]

Inhalt: Beiträge zur Diätetik der Seele. — Libert. — Gesundheitszustand Londons. — Miscelle.

Beiträge zur Diätetik der Seele.

(Von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben. *)

IX.

Erörterungen über Diätetik der Seele sind ganz der Ort, der thörichtesten und zugleich traurigsten der Menschenplagen: der Hypochondrie, eine besondere Betrachtung zu widmen. Man hat freilich, und mit Recht, diesem Dämon schon auf alle Arten, in Schweinsleder und Broschüren, auf dem Kothurn und mit der Fokussmaske, von der Kanzel und von der Bühne herab, beizukommen gesucht, — aber er, ein Milchbruder der Sorge, die bekanntlich durchs Schlüsselloch bringt, hat sich in den Schleier seiner Nichte, der Klugheit, gethan; da will Keiner so dumm seyn, ihn abzuweisen, und warum sollten nicht auch wir es versuchen, ihm diesen Schleier zu entreißen, da er leider! auch an uns seine blutigen Krallen bewährt hat. Wir haben ihn Egoismus gescholten; aber das rührt ihn nicht; er ist modern geworden, und weiß, daß Egoismus für Geist und freie Denkungsart gilt. Am besten wäre es, ihm zu zeigen, daß er Nichts ist, und das ist es, was wir, ohne scherzende Miene, völlig catonnenmäßig versuchen wollen.

„Wenn der Mensch — sprach eine ehrwürdige Stimme, als Wieland gestorben war, an seinem Sarge — wenn der Mensch über sein Körperliches und Sittliches nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank. Wir leiden alle am Leben.“ Das ist der wahre Begriff von jener Hypochondrie, die ich meine, und die in die Seelendiätetik gehört. Es gibt

*) S. Nr. 80 dieser Zeitung.

eine andere, welche der Arzt zu behandeln hat. Von jener aber, die wir im Auge haben, ist es durchaus nicht genug gesagt, wenn man sie für Krankheitseinbildung erklärt. Man braucht sich nichts einzubilden; man hat am Wirklichen genug. Wir Alle, die wir unter dem Monde leben, sind nur relativ gesund; Jedem ist der Weg, auf welchem gerade Er sterben wird, in sein Wesen gezeichnet, und er darf nur in sein Inneres schauen, allenfalls noch die Brille halben Wissens vor den Seelenaugen, so wird er ihn finden, um ihn schneller zu gehen. So lange wir gesund genug sind, unser Tagewerk zu verrichten, und, nach gethaner Arbeit das Behagen der Ruhe zu schmecken, — so ist es unsere Pflicht, — ich sage Pflicht, bürgerliche und diätetische, uns um unser Leibliches nicht weiter zu kümmern. Der Schmerz ist ein anmaßendes Nichts, das zum Etwas wird, wenn man es anerkennt. Wir sollten uns schämen, ihm so viel Ehre anzuthun, mit ihm zu liebeln, ihn zu hätscheln und groß zu ziehen, bis er uns über den Kopf wächst. Er wird nur groß, so lange wir klein sind. Wer kann sich einen Themistocles, einen Regulus denken, der seine Zunge im Spiegel besähe und sich den Magen befühlte? Ja, ich gehe weiter; ich appellire an die Furcht selbst, die Quelle dieses Uebels, um es durch sie zu heilen. Macht sie es besser? oder nicht vielmehr schlimmer? Nichts in der Welt macht früher alt, als die beständige Furcht, es zu werden. Fünf Dinge erklärte schon vor Jahrhunderten der weise Perser Attar für die Verkürzungsmittel des Lebens, lange ehe noch der Plan zu Hufeland's Makrobiothik im Gehirne seines Ur-ur-ahns präformirt ward:

Einst ist: zu darben als ein alter Mann;

Dann lange Krankheit; lange Wand'ring dann;

Viertens der stete Hinblick auf das Grab:

Er zieht dich leise vor der Zeit hinab.

Als Nr. 5 nennt der Weise die Furcht überhaupt; und gibt es eine Hypochondrie ohne Furcht? Stirbt der Hypochondrist nicht täglich aus Furcht zu sterben? Das sind jene Kleinlichen Unglücklichen, von welchen ich in einem frühern Absage sagte, daß sie der Arzt selbst verachten müsse, den sie ewig consultiren; das sind jene freiwilligen Candidaten der Medicin, die sich in die ganze Krankheitslehre hineinlesen, die sich aus Büchern Recepte verschreiben; zu deren Einem Marcus Herz, der berühmt gewordene Feind alles Schwindels, einmal sagte: Lieber Freund! Sie werden noch einmal an einem Druckfehler sterben!

Die hellen verständigen Menschen erklärten die Hypochondrie, von welcher wir hier nicht sprechen, für eine Krankheit, um derentwillen man sich an den Arzt zu wenden habe; die Hypochondrie aber, von welcher wir sprechen, so wie wir, für Nichts. Einer der hellsten und ver-

ständigsten, der noch dazu selbst von diesem Nichts genarrt wurde, — Kant, verfährt als echter deutscher Philosoph, annihilirt, was ihm im Wege steht, und erklärt alle Menschen für unvernünftig, die eine solche Hypochondrie statuiren; als ein Wirkliches nämlich. „Wenn ihn Grillen anwandeln, so fragt er sich, ob ein Object derselben da sei. Findet er keines, oder sieht er ein, daß, wann auch gegründete Ursache zur Beängstigung da wäre, doch dabei nichts zu thun möglich sei, die Wirkung abzuwenden, so geht er mit diesem Ausspruche seines innern Gefühles zur Tagesordnung, d. i. er läßt seine Beklommenheit an ihrer Stelle liegen, als ob sie ihn nichts anginge, und richtet seine Aufmerksamkeit auf die Geschäfte, mit denen er zu thun hat.“ (Von der Macht des Gemüthes u. s. w. S. 21.) Wir geben ihm zu diesem Entschlusse unsern völligen Beifall; ja wir wissen, daß es ihm damit gelungen ist; denn der Aristoteles von Königsberg ist, trotz des Nichts, das ihn zur Bejahung zwingen wollte, und eigentlich in einer flachen Brust bestand, die seinen Lungen nicht sattfam Platz machte, alt genug geworden. Der geistvollste aller Grillenfänger und der grillenvollste aller Geistreichen: Lichtenberg, dachte von solchen Gespenstern auch nicht anders. „Es gibt — sagt er — große Krankheiten, an welchen man sterben kann; es gibt ferner welche, die sich, ob man gleich nicht daran stirbt, doch ohne vieles Studium bemerken und fühlen lassen; endlich gibt es aber auch solche, die man ohne Mikroskop kaum erkennt. Dadurch nehmen sie sich aber ganz abscheulich aus; — und dieses Mikroskop ist — Hypochondrie. Wenn sich die Menschen recht darauf legen wollten, die Krankheiten mikroskopisch zu studiren, sie würden die Satisfaction haben, alle Tage krank zu seyn.“ —

Von dem Nichts aber kann man sich nur dadurch retten, daß man es ewig verneint; ein verneintes Nichts ist ein Dasein; und es gibt kein anderes Dasein, als Thätigkeit, welche zugleich der reinste, eigentlich der einzige Genuß lebendiger Wesen ist. Da die Hypochondrie, von welcher wir jetzt reden, auch nicht einmal Krankheit ist, so wird sie selbst durch Krankheit verneint, und der Geistesbruder des eben Citirten hat Recht, wenn er behauptet: „Man mache den Hypochondristen krank, damit er einsehe, was krank seyn heiße, und er wird gesund werden. Probatum est. Man lasse den Hypochondristen hypochondrisch seyn; denn er weiß sonst nichts mit sich anzufangen. Auch probatum est.“ — Betrachte man diesen leidigen Zustand als was man wolle: als Schwäche, Einbildung, Faulheit, Dummheit, Egoismus, Krankheit, anfangenden Wahnsinn, — denn er ist das Alles, und mehr, sein Name ist Legion, und er kommt vom obersten der Bösen, — immer bleibt Thätigkeit der Engel mit dem Flammenschwerte, der ihm den Eintritt in's Paradies verwehrt, welches Menschen bewohnen,

die der Natur und der Pflicht getreu geblieben sind. Ruhe gebührt nicht eher, und Ruhe bekommt nicht eher, bis man ihrer bedarf. Da eigentlich solche Hypochondristen, denen Nichts fehlt (oder die das Nichts plagt), gar kein Mitleid erregen oder verdienen, so sehe ich nicht ein, warum man sie nicht lieber für unhöflich erklärt, was sie doch wahrlich sind, und, indem man sie mit diesem gesellschaftlichen Brandmal bezeichnet, zu ihrer Beschämung von der Societät ausschließt. Das würde vielleicht, zu ihrem eigenen Heile, der Sache schneller ein Ende machen, als alle meine und andere philosophische Discussionen darüber. Ja, man plage sie, zu ihrem Heile; wenn die Gesellschaft in irgend einem Falle das Recht hat, zu peinigen, so ist es hier, sagt doch des Dichters erprobtes Wort:

Der Hypochonder ist bald curirt,
Wenn dich das Leben recht cusonirt.

Er kann eigentlich gar nicht entstehen, wo die diätetischen Seelenanstalten getroffen worden sind, die den Inhalt unserer vorigen Aufsätze ausgemacht haben. Ich möchte den Menschen sehen, der, von freundlichen Fantasten umgaukelt, mit ruhig sicherem Willen die Bahn des Lebens schreitet, das Auge mit Klarheit auf die breite Welt geheftet, in schöner Harmonie aller seiner Kräfte, Thätigkeit und Genuß verschmilzt, — ich möchte den Menschen sehen, der so innerlich, fest und gebildet, und dabei — hypochondrisch wäre. Ich müßte mich also wiederholen, wenn ich hier ausführlicher seyn wollte; und doch bot sich das vielbesprochene Nichts, diese Malcontentheit mit allem Etwas, — das eigentliche Sinn- oder Unsinnbild unserer Zeit, mir mit so viel Arroganz als wichtig dar, daß ich mich genöthiget fühlte, es nicht zu verschonen.

(Der Beschluß von Nr. IX. folgt.)

Alibert *).

Die feierliche Leichenbestattung des berühmten Arztes Baron Alibert fand in Paris am 8. November Statt. Eine zahlreiche Begleitung der Professoren der medizinischen Schule, der Mitglieder der Akademie der Medizin und vieler Zöglinge, Gelehrte und Freunde des Verstorbenen folgten der Leiche bis nach St. Thomas d'Aquin, wo die gewöhnlichen Feierlichkeiten in größtem Pompe Statt fanden. Eine Abtheilung Infanterie machte die militärischen Honneurs. Nach der Einsegnung in der Kirche ging der Zug zum Kirchhofe des Père-Lachaise, wohin der Sarg von den Zöglingen, die die Pferde ausgespannt hatten, getragen wurde. Die Herren M. Pariset (beständiger Sekretär der medizinischen Akademie) und Dr. Cruveilhier haben dem Verstorbenen, an

*) Am Grabe des berühmten Arztes Alibert sind zwei Leichenreden von seinen ausgezeichneten Collegen, den Herren Cruveilhier und Pariset gesprochen worden. Wir entnehmen daraus dasjenige, welches über das Leben und Wirken Alibert's einigeblickt verbreitet.

dessen Tugenden und gelehrten Arbeiten alle Anwesenden sich erinnerten, die letzte Ehre einer Leichenrede erwiesen.

Jean Louis Alibert ward geboren am 12. Mai 1766 zu Ville-Franche, einem kleinen Städtchen, das ehemals zur Haute-Guienne gehörte, und wo einige Jahre früher der lebenswürdige und gelehrte Lacomiguière, dieser bescheidene und bescheidene Philosoph und Freund des tiefen Denkers Cabanis's geboren wurde. — Alibert war der Sohn eines Rathsherrn bei einem Landgerichte. Er und Lacomiguière wurden in einem geistlichen Lehrinstitute erzogen, wo Flechier als Professor die Literatur und Religion lehrte. Nach geendeten Humanitätsstudien traten beide Freunde in die Congregation der „Väter der christlichen Lehre.“ Hier hatten sie zu Collegen und Freunden den ehrwürdigen Sicard, den Nachfolger des Abbé de l'Epée und Lehrer eines Sohnes Ludwig des XVI., und mehrere andere noch jetzt als ausgezeichnete Staatsmänner wirkende Personen. Als durch die bekannten Veränderungen die Congregation, deren Mitglied Alibert war, zerstreut wurde, widmete er sich in einem zurückgezogenen stillen Leben ganz den Studien, in denen er Trost und Ruhe zu finden hoffte. Als später die „Ecole normale“ errichtet wurde, eine Schule, die dem öffentlichen Unterricht eine ganz neue Richtung gab, wurden Alibert und Lacomiguière daselbst als Zöglinge aufgenommen. Sie hatten aber nicht lange das Glück, hier von den ersten Männern Frankreichs Unterricht zu erhalten; denn dieses Lyceum ward geschlossen. Sich selbst überlassen, nahmen die beiden Freunde eine neue Richtung. Der Aufenthalt in Paris hatte ihre Kenntnisse um ein Bedeutendes erweitert. Durch den Umgang mit zwei Ärzten, die eben so sehr der Literatur und Philosophie, als ihrer eigenen Berufswissenschaft Ehre machten — Cabanis und Roussel — erwachte in Alibert eine unüberwindliche Neigung für die Medizin. Gleich am Anfange seiner Laufbahn erlangte er durch seine Schriften nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa einen großen Ruf. Ohne hier alle seine Schriften genau aufzuzählen und zu analysiren*), erwähnen wir hier nur desjenigen Werkes, das vor allen Andern seinen Ruf gründete, nämlich seines Werkes über die Hautkrankheiten**), das sich durch neue Anordnung, treue Beschreibungen, Wahl der Benennungen, durch einen könnigen bilderreichen Styl auszeichnete und alle früheren Werke dieser Art weit übertraf. Unermüdet am Krankenbette, suchte er seine Kenntnisse über diesen wichtigen Theil der Heilkunde immer mehr zu vervollkommen, und eine den Botanikern entlehnte natürliche Methode und Classification der Hautleiden einzuführen. So entstand später (1832) seine herrliche Monographie der Dermatosen, die, abgesehen von ihrem reichen Inhalt, noch das seltene Verdienst hat, durch Klarheit der Darstellung und Lebendigkeit des Stils für diesen Zweig der Heilkunde immer mehr Liebe zu erregen, und das Studium der Hautkrankheiten angenehm zu machen. Durch seine literarischen Arbeiten gelang es ihm, die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich zu ziehen, und er genoss mit dem ehrwürdigen Portal das Vertrauen Ludwig XVIII. und Carl X. In dieser Epoche

*) Er schrieb u. A.: *Traité sur les fièvres pernicieuses*, mehrere *Mémoires* und *Eloges* für die *société médicale d'émulation*, ferner *Traité de thérapeutique* (nach Bichat's Ansichten) *système de nosologie* u. a. m.

**) Es erschien 1806—10, wo Willan in Frankreich noch unbekannt war.

schrieb er sein Werk über die Leidenschaften *), in welchem er mit aller Tiefe dem rohen Materialismus entgegenarbeitet. Nicht minder ehrenwerth war Alibert's praktische Laufbahn. Frühzeitig dem Spitalsdienste ergeben, und später sich ganz dem Lehrfache widmend, erfüllte er alle seine Pflichten mit der größten Genauigkeit. Milde gegen seine Umgebung, freundlich gegen Jedermann, entfiel seinem Munde nie ein Wort der Rache oder des Hasses. Gegen seine Kranken war er beinahe zärtlich und sein Wohlthätigkeitsinn kannte keine Grenzen. Sein Haus war der Zufluchtsort der Unglücklichen, oft sah man 2 bis 3 brotlose Menschen in seinem Hause, die bei ihm so lange ihr Unterkommen fanden, bis sie einen Dienst fanden. Eine mittellose Witwe erhielt von ihm durch 20 Jahre Wohnung und Nahrung. Entdeckte er irgend einen Künstler oder Gelehrten, die in Noth waren, so wußte er ihnen durch Quellen, die ihn unbekannt ließen, die nöthige Hilfe zukommen zu lassen, und selbst wenn er als der Wohlthäter erkannt wurde, und Dankbriefe erhielt, so vernichtete er sie alsogleich. Mehr als 100 solcher Bilette fand man doch noch nach seinem Tode. Alibert war ein aufrichtiger, frommer, religiöser Mann. Aber seine Frömmigkeit bestand nicht aus leeren Worten, sondern in Thaten und in einer unermüdeten Liebe für die leidende Menschheit. Alibert gründete auch die Société médicale d'émulation. Er war Anfangs Chef-Arzt am Spital St. Louis, das vorzüglich zur Aufnahme von Hautkranken bestimmt ist. Hier hatte er die reichste Gelegenheit, diesen Theil menschlicher Leiden in seinem ganzen Umfange zu studiren. Um dem obgenannten Werke über Hautkrankheiten den größten Nutzen zu verschaffen, verwendete er über 300,000 Franks auf dasselbe, indem er die ersten Künstler zu den damit verbundenen erklärenden Kupferstichen verwendete. Auch gründete er in dem Spital St. Louis eine besondere Klinik für Hautkrankheiten, wo die zahlreichen Zuhörer des In- und Auslandes die beste Gelegenheit hatten, sich in der Erkenntniß und Heilung dieses höchst wichtigen Zweiges der Heilkunde auszubilden. Dieses Spital liebte er über Alles; es war die Seele seiner Thätigkeit und er lebte ganz für den Ruhm desselben. Diese zahlreichen Erfahrungen machten ihn bald zu einem der berühmtesten Aerzte; Ludwig XVIII. ernannte ihn, gleich nach dessen Rückkunft nach Frankreich zu seinem ersten Leibarzte. Alibert hat in seinen Schriften immer den moralischen und religiösen Ideen die größte Achtung bewiesen, am meisten aber bewährte er seine edle Gesinnung durch die Unterstützung und den Schutz, den er jungen praktischen Aerzten angedeihen ließ. Seine Schüler wurden seine Kinder, für die er nach Kräften nach ihrem Austritte aus der Schule in's Leben väterlich sorgte.

Der Gesundheitszustand Londons.

(Fortsetzung.)

Die City von London hat seit langer Zeit bei jeder feierlichen Gelegenheit den Charakter der Gefräßigkeit bewahrt, und in der That zählt sie so viele Corporationen, daß man sich darüber nicht wundern darf. Denn diese Körperschaften scheinen jede Ausschweifung dieser Art zu begünstigen, indem sie ihre Mitglieder in den Stand setzen, sich auf öffentliche Kosten zu füttern. Einige Alder-

*) Physiologie des Passions.

männer der City haben sich in dieser Hinsicht besonders ausgezeichnet, und ihre ungeheuern Ansprüche konnten nur mit der größten Anstrengung durch den Vorsteher der öffentlichen Feste befriedigt werden, ja es ereignete sich nicht selten, daß sich drei oder vier dieser Herren in einer Taverne der City zu Tische setzten, und jeder eine Zeche von 5 Pf. Sterling bezahlten. Mit Ausnahme dieses privilegirten Theiles der Stadt kann man die Hauptstadt nicht der Böllerei beschuldigen, obschon jede Classe der Bevölkerung gerne so gut als möglich lebt, wenn es die Umstände erlauben. Die Menge der genossenen animalischen Nahrung und gegohrener Getränke ist viel größer, als auf dem Lande. Die gemeinere Volksclasse nimmt ein reichliches Nachtmahl ein, und sucht der Verdauung durch einen tüchtigen Schluck geistigen Getränkes nachzuhelfen. Nur sehr gesunde Individuen können diese schädliche Gewohnheit ohne Nachtheil ertragen. „Nichts verrieth (sagt Hog g) die Unkenntniß der einfachsten Gesetze der Gesundheit und unsere slavische Unterwerfung unter die Forderungen der Genußsucht so auffallend, als die Gewohnheit Abends zu speisen. Anstatt dem Körper und dessen mannigfaltigen Kräften zu erlauben, sich durch ruhigen Schlaf zu erholen, und den Geist durch Vermeidung von Aufregung und Sorge zu erfrischen, wird der Magen mit Nahrung überfüllt und die ganze Maschine zur Unzeit zur Arbeit angetrieben, da alle Kräfte auf den tiefsten Stand herabgebracht sind. Das Gehirn fieberisch aufgeregert, erzeugt schreckliche Träume, und fühlt sich beim Erwachen eher erschöpft als erfrischt durch den unruhigen Schlummer.“ Dieß ist bei vielen Personen keine Ausnahme, sondern tägliche oder vielmehr nächtliche Regel, und dennoch können sie sich dieser schädlichen Gewohnheit nicht enthalten, wenn sie auch augenscheinlich ihr Wohlfeyn dadurch gestört fühlen. Die Stunden, in welchem die mittlere und höhere Classe der Gesellschaft zu Mittag speiset, widerspricht den Gesetzen der Natur; freilich sieht man eine große Anzahl von Personen durch's ganze Jahr das unordentlichste Leben führen und aller Gesetze der Diätetik spotten, ohne daß ihre Gesundheit auch nur im Geringsten gefährdet werde; sie essen und trinken von jeder Sache, sei sie noch so ungenießbar, oft im Uebermaße zu jeder Jahres- oder Tageszeit, kümmern sich um keine Zeit und Stunde für Mahlzeit, Vergnügen und Ruhe — aber diese haben eine Constitution von Eisen; doch auch für diese kommt endlich die Zeit, wo sie einhalten müssen, die Natur fordert strenge ihre Rechte, und sie müssen sich, durch Krankheit gezwungen, ihren ewigen Gesetzen fügen.

Das Mittagsmahl wird von der arbeitenden Classe gewöhnlich um die zwölfte Stunde eingenommen, die höhere Classe speißt des Abends zu Mittag, und eine Familie von einigem Ansehen würde sich schämen, früher als um 7 Uhr Abends zu speisen. In London, wo alles auf den Schein berechnet ist, wo die strengste Etiquette der Stempel einer guten Erziehung ist, wo die Gesetze der Mode alles gelten, suchen die höheren Stände ängstlich jeden andern in der späteren Mittagsstunde zu übertreffen. Daher darf in den Häusern der Großen nicht vor 9 Uhr zu Mittag gespeiset werden. Diese Einrichtung ist bei einem Theil der höheren Classe Folge der Nothwendigkeit, bei dem andern Nachahmung. Die Mitglieder der Regierung sind bis spät auf den Abend durch Geschäfte in Anspruch genommen, und der fashionable Theil der Gesellschaft sucht durch Vergnügen jeder Art die Langeweile des Tages auszufüllen. Dieses Um-

kehren der Nacht in Tag ist gewiß der Gesundheit nachtheilig. Dieser Mißbrauch ist die Ursache vieler Krankheiten bei Tausenden in London, er raubt der Jugend ihre Blüthe, der Mannheit ihre Kraft und dem Alter den Genuß der noch übriggebliebenen Lebensfreuden. Es ist die Wirkung schlechter Einrichtung auf einer — und nachlässiger Thorheit auf der andern Seite.

Spätes Aufstehen ist der höheren Classe Londons zur Gewohnheit geworden; freilich gewährt es nicht so viel Ansehen, als wenn man spät zu Mittag speißt, aber es ist nichts desto weniger bei Parlamentsmitgliedern und der fashionablen Welt eingeführte Sitte, um 9 Uhr zu frühstücken und die Tagsgeschäfte zu beginnen, nachdem die Sonne bereits die Hälfte ihres Laufes zurückgelegt. Gesundheit und Geschäftsgang leiden auf gleiche Weise durch diese Gewohnheit. Ihr Einfluß auf die Jugend ist nicht zu verkennen. Magerkeit, ein mattes Auge, eingefallene Wangen, Schwäche und Unbrauchbarkeit zu jedem ernstern Geschäfte, ja selbst zum Vergnügen, sind die Folgen dieses Mißbrauches, und dennoch leitet die Mode ihre Sklaven durch seidene Zügel auf dieser mühsamen Bahn. Deswegen wird der Aufenthalt in London vielen Familien verleidet, und sie suchen die stille Zurückgezogenheit des Landes, wo man wenigstens sich selbst leben kann. Wir ersehen aus dem Familienbuche der Periy's, daß im fünfsten Jahrhundert der Graf von Northumberland um 6 Uhr Morgens das Bett verließ, um 10 Uhr zu Mittag, um 7 Uhr zu Abend speißte, und daß die Thore schon um 9 Uhr geschlossen wurden. Zur Zeit der Königin Elisabeth befolgte man beinahe dieselbe Tagesordnung. Aber die Mode ist eine zu herrliche Macht, als daß sie über Kleidung, Diät und ähnliche Gegenstände sich belehren ließe, und so lange die Geschäftsstunden so bleiben, wie sie in manchen öffentlichen Aemtern und unter den Kaufleuten gegenwärtig bestehen, ist es beinahe unmöglich, daß die mittlere und höhere Classe Londons zur guten, naturgemäßen Sitte der alten Zeit zurückkehre. Anstatt, daß die wohlhabende Classe die Mußestunden zu wohlthätigen körperlichen Uebungen benützt, bringt sie die Zeit in Spielsimmern und Salons zu. Und was werden die Haarkünstler dazu sagen, wenn ich behauptete, daß die Mode, die Haare kurz abzuschneiden, unnatürlich ist, und daß fortwährendes Abschneiden der Haare anfangs wohl den Wuchs befördere, aber in der Folge den Haarboden erschöpfe, und so das häufige Vorkommen der Kahlheit unter den Männern bewirke. Die Frauen lassen ihr Haar lange wachsen, schneiden es nur selten und nie kurz ab, und deswegen werden sie viel seltener kahl.

(Der Beschluß folgt.)

M i s c e l l e .

Die Commission für Spitäler zu Alost (in Belgien) hat neuerlichst die Ausübung der Medicin nach homöopathischen Grundsätzen in den unter ihrer Verwaltung stehenden Spitälern verboten.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 80 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird.

Gedruckt bei J. P. Collinger.

Neue



Folge

der

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

[N^o 99.]

Montag, den 11. December.

[1837.]

Inhalt: Ischl und Venedig. — Beiträge zur Diätetik der Seele. — Gesundheitszustand Londons. — Gesundheits-Bulletin. — Miscellen.

Ischl und Venedig.

Vom Subernalrath Dr. Ludwig Brera in Venedig.

(Aus dem in italienischer Sprache eingesendeten Original übersetzt von Dr. n.)

Eine halbe Meile von dem anmuthigen Markte Ischl in Oberösterreich erhebt sich gegen Südost ein Berg, der größtentheils aus Salzlageren und ähnlichen Substanzen besteht. Ein langer Stollen dringt in sein Inneres ein, und endet in tiefe und künstlich angelegte Kammern, wo das Mineral durch das hineingeleitete Süßwasser eines nahen Sees ausgelaugt, damit eine gesättigte Auflösung bildet, im Verhältniß von 25 — 26 Theilen Kochsalz auf 100 Theile Wasser. Diese Auflösung, in der Landessprache Soole genannt, wird dann mittelst passender Röhren in bestimmte Behältnisse geleitet, von denen die einen zur Bereitung des Kochsalzes, die anderen zum Gebrauche für die Badeanstalt dienen. Die in Wien vorgenommene Analyse der Soole zeigte in 100 Theilen:

Salzsaure Soda	25,73
— Kalk	0,09
— Bittererde	0,82
Schwefelsaure Soda	0,56
— Kalk	0,13
— Bittererde	0,21
Wasser	72,40
Verlust durch den chemischen Prozeß	0,06

100,00

Ein so reicher Gehalt an Kochsalz, verbunden mit andern salzsauren, schwefelsauren und wahrscheinlich auch Brom und Jod hältigen Substan-

zen und eine etwas mehr erhöhte Temperatur, als man für gewöhnliche Bäder gebraucht, enthält den Grund, daß die Soole, oft in bedeutendem Verhältnisse dem Badwasser beigemischt, gegen rhachitische, skrophulöse Leiden, ja selbst gegen Schwindsuchten und derlei aber noch heilbaren Lungenaffectionen so heilsam ist, daß sie die Hoffnungen jener Aerzte, welche zuerst ihre Anwendung versuchten, weit übertraf. Die Menschheit verdankt den ärztlichen Gebrauch eines so wunderbaren Heilmittels Herrn Hofrath Dr. Wierer Ritter von Kettenbach und Ritter Malfatti, zweien der berühmtesten Aerzte Wiens, welche diese Bäder mit glücklichem Erfolge in rheumatisch-gichtischen Leiden, gegen hartnäckige Flechten, und Stockungen und Verhärtungen der Unterleibseingeweide u. a. m. anwandten.

Die Temperatur, die Dauer, die Zahl dieser Bäder und die Quantität der Soole, die man zu jedem Bade gebraucht, werden nach den Anzeigen bestimmt, die aus der Constitution des Kranken, der Art seiner Krankheit und dem heilsamen oder schädlichen Erfolg dieser Kur hervorgehen. Es ist daher unumgänglich nöthig, daß sie im Einzelnen Tag für Tag durch ärztlichen Rath bestimmt und geregelt werden. Die Temperatur des Bades soll 27 — 29° R. betragen; die mittlere Dauer ist von 15, 20, 25 Minuten bis zu einer halben Stunde, und wird sogar bis zu einer Stunde verlängert, wenn es sich darum handelt, kräftig auf die Haut zu wirken. Gewöhnlich nimmt man 28 — 30 Bäder in ununterbrochener Reihe, und wiederholt sie in gleicher Anzahl nach einer Ruhezeit von einigen Tagen. In der Regel werden die ersten Bäder nur mit $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Eimer Soole, ja für sehr schwächliche und reizbare Personen mit 6 — 8 Maß bereitet, welche Quantität man allmählig steigert.

Aus demselben Salzberge von Ischl entspringt auch eine Quelle von milchiger Farbe und deutlichem Geruch nach Schwefelwasserstoffgas; man benützt ihr Wasser, die erwähnte Badeskur für Flechtenkranke zu verstärken, sey es nun als Getränk, oder im Bade der Soole beigemischt, im Verhältnisse von 1 — 2. Häufig ersetzt man die natürliche Schwefelwasser durch einen Beisatz von Schwefelleber zum Soolenbade und verstärkt seine Heilkraft gegen Rhachitis und Scropheln, indem man es mittelst glühender Eisen erhitzt und so in ein Eisenbad verwandelt.

Man vollendet seine Kur in Ischl durch den Gebrauch der Dampfbäder. Die Dämpfe entwickeln sich aus der mit Soole gefüllten eisernen Sudpfanne von einem Umfang von 36 Metres, die zur Gewinnung des Salzes in einer dem Siedepunkte nahen Temperatur gehalten wird. Der Kranke hält sich daher, um ihre Dämpfe einzuathmen, täglich $\frac{1}{2}$ — 1 Stunde in einer Gallerie auf, die über derselben angelegt ist.

Auch an Schlammbädern fehlt es in Ischl nicht. In den Kammern des erwähnten Berges, die von der überfürtigten Lauge bespült sind, scheidet sich von den auflösbaren Theilen des Minerals ein Niederschlag, Bergschlamm genannt, von graulich-er Farbe, bedeutendem specifischen Gewichte, einem stark salzigen Geschmack, dessen Bestandtheile ein Gemisch von salzsaurem Soda mit Thon, Kiesel-erde und vielem Eisenoxyd bildet. Diesen Schlamm wendet man mit gutem Erfolg gegen hartnäckige Flechten, gichtische und scrophulöse Geschwülste, gegen unvollkommene Gelenkverwachsung, in Folge von englischer Krankheit und gegen schlaffe Geschwüre an.

Die Reaction, welche durch die tägliche Anwendung des Soolenbades auf der Haut erregt wird, macht sie unempfindlicher gegen den Wechsel der Witterung in den verschiedenen Tagen und Tageszeiten. Daher halten sich auch Badegäste, welche Ischl besuchen, wenn sie nicht schwer krank sind, nicht an ein so strenges diätetisches Verhalten gebunden, wie dieß anderswo unerlässlich wäre. Sie begegnen sich ohne Rücksicht auf Witterung und Stunde leicht bekleidet auf den Spaziergängen, und machen im offenen Wagen oder zu Pferde Ausflüge in die umliegenden feuchten und kühlen Thäler, ohne davon Nachtheile zu erfahren.

Diese wenigen Andeutungen geben uns hinreichenden Aufschluß über den hohen Ruf, zu dem die Soolenbäder in Ischl in wenigen Jahren gelangten, und zwar nicht nur in den bereits erwähnten Krankheitsformen, sondern auch gegen Nervenschwäche, selbst Lähmungen, Krämpfe, Convulsionen, Hypochondrie, Hysterie, Bleichsucht, Gelbsucht, viele Nieren- und Blasenleiden, und selbst freiwilliges Hinken.

Eine so wirksame Kur mußte natürlich überall Anklang finden, und es kann nicht befremden, daß während der warmen Jahreszeit Badegäste von jeder Classe und auch von höchstem Rang in Ischl zusammenströmen; denn außer dieser Zeit würde die Beschaffenheit des Klimas und des Thales, in welchem der ringsum von allen Gebirgen eingeschlossene Markt liegt, jede Hoffnung vernichten. Schade daher, daß die Leidenden in keiner andern Jahreszeit als in dieser daraus Vortheil ziehen, und natürlich auch in dieser kurzen Zeit nicht immer vollkommene Heilung finden. In der That trifft es sich oft, daß ein einziger Sommer in Ischl die Krankheiten nicht hebt, die übrigens für die Wadepkur vollkommen geeignet sind, und der Kranke in die unangenehme Lage versetzt ist, eine so wohlthätige Kur durch geraume Zeit zu unterbrechen, während der Winter ohnehin eine Quelle von Rückfällen und Verschlimmerungen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur Diätetik der Seele.

Von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

(Beschluß von Nr. IX.)

Es war in Nr. 41 der Gesundheitszeitung von der Melancholie berühmter Männer die Rede. Ich nehme hier auf, was der Verfasser jenes Aufsatzes fallen läßt, der — wie deutlich man auch merkt, daß er das Hauptgebrechen unserer Zeit kennt, und im Sinne hat — es doch noch viel zu schonend behandelt. Sagen wir's nur immer gerade heraus: Hypochondrie, entgeisternde, grämliche, affabirende Hypochondrie, ist die Amme der modernen Literatur, und man wird nächstens zur richtigen Beurtheilung unserer jüngsten Dichter des Arztes statt des Recensenten bedürfen. Ein junger Mensch, im mütterlichen Hause er- oder vielmehr verzogen, ohne Erfahrung, ohne Studium, ohne bestimmte Richtung, ohne Kraft zu arbeiten oder wahrhaft zu genießen, wird sich seines elenden Schwebens zwischen Seyn und Nichtseyn, zwischen Nichtgewesenseyn und Nichtwerden, inne. Er lieft Novellen und geht in's Theater, vergleicht sich mit Dichtern und Helden, und macht Verse. Nun wird es ihm auf einmal klar, daß sein erbärmlicher Zustand von Langeweile eigentlich eine unausgefüllte Lücke, eine unbefriedigte Sehnsucht, ist. Er greift in das Meer melancholischer Phrasen, womit die poetischen Ströme von Decennien uns überschwemmt haben; er badet sich in diesen Wässern und spiegelt sich in ihnen; Camoens und Byron sind seine Leidensgenossen; nur, daß sein Jammer, weil seitdem die Zeit vorgeschritten ist, viel interessanter wird, und nächstens eine zweite Auflage zu erleben hofft. So bringt der Unglückliche seine Jugend hin, — und greift ihm nun das Leben, das er nun versäumt hat, wirklich an die Kehle, — steigt ihm ein anderes Wasser als sein poetisches an den Hals, — da ist sein Elend fertig. Er, der weder die Welt noch sich kennen gelernt hat, schnappt nun vergebens nach seinen poetischen Wildern; keines von ihnen steht dem Leben gleich; er kann sie nicht brauchen, sie können ihn nicht trösten; er geht mitsammt seinen dichterischen Herrlichkeiten kläglich zu Grunde. So ergeht es dem Unbegabten; aber auch dem eigentlich Talentvollen, der zum Dichter berufen wäre, wird es nicht besser, — ja schlimmer. Der verliert sich erst recht in die schauerlichen Abgründe seines Klein-großen Ich; glaubt zu dichten, indem er hypochondrisch grübelt, — und ladet sich jene größte Lebenskrankheit des innerlichen Zwiespaltes wirklich auf den Hals, welche Jener nur heuchelt. Solche Dichter ziehen dann natürlich ihr Publikum nach, — und da jetzt fast Alles Publikum ist, Alles von Literatur singen und reden will, — so begreift sich, wie nöthig es ist, daß man diese literarischen Interessen in der Gesundheitszeitung bespreche, wenn man noch einen Theil des Publikums vor dem Greuel der Hypochondrie ret-

ten will. Es gehört also zur Diätetik der Seele, daß wir, weil wir die soi-disants Young's und Byron's unserer Lage doch nun einmal kaum überzeugen werden, daß sie vorerst was Rechtes lernen sollten, — es gehört, sage ich, zur Seelendiätetik, daß wir sie jammern lassen. Mögen sie des traurigen Gefühls ihrer Insufficienz in behaglichem Wiederkauen selbst genießen! Wir wollen am Leben halten, und uns Muth statt Verzweiflung zu verschaffen suchen; Hippel aber sagt: „nichts ist gewisser, als daß ein Kerl, der lesen kann, schon ein Maß Muth weniger habe; singt er, so fehlen ihm zwei Maß.“ — Haben wir gleich selbst Lectüre unter die Mittel gezählt, unser inneres und dadurch auch das äußere Leben frisch und gesund zu erhalten, — so gibt es doch solcher Mittel noch ein Paar, die, nebst der Thätigkeit, welche das Alpha und Omega ist, wenigstens für die erwähnten Candidaten der Hypochondrie, wichtiger sind, als Alles, was man in Büchern finden kann.

Ich will sie im nächsten Abschnitte nennen, damit der Leser inzwischen Zeit habe, zu versuchen, wie man das Ei auf die Spitze stellt.

Allgemeines Gesundheits-Bulletin.

Nachrichten aus Mitrowitz (an der Militärgränze) zu Folge, soll sich der Gesundheitszustand jenseits der Donau nicht verschlimmert, sondern vielmehr verbessert haben. Doch will die Viehseuche in Bosnien noch nicht aufhören. Auch in Syrmien und Slavonien zeigt sich dieselbe. Nach Briefen aus Odeffa sollen daselbst Krankheitsfälle eingetreten seyn, welche Symptome der Pest an sich tragen. Glücklicherweise soll die Caserne, worin sich jene Fälle ereignet haben, in einer entfernten Vorstadt Moldowanka liegen, und es daher den Behörden möglich geworden sein, der ferneren Verbreitung der Seuche Einhalt zu thun. Nach einer in der preussischen Staatszeitung enthaltenen Correspondenznachricht aus Odeffa vom 2. November sind augenblicklich die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen worden. Am 2. November wurde auch die Stadt selbst, die ohnedies schon mit Rücksicht auf den dasigen Freihafen von der Provinz streng abge sondert ist, gesperrt, und so alle Verbindung mit dem Innern des Reiches abgebrochen. Die Krankheit soll durch gesetzwidrigen Verkehr mit einem Fahrzeuge eingeschleppt worden seyn, das mit Holz beladen, von den Donau-Mündungen hier eingelaufen, und an dessen Bord, während es in der Quarantaine sich befand, mehrere Leute an der Pest gestorben sind. — Vom 16. auf den 17. November sind in Berlin 2 Personen an der Cholera erkrankt. — In Posen ist seit dem 10. November Niemand mehr an dieser Seuche erkrankt, so daß man daselbst diese Epidemie als erloschen betrachten darf.

Vom 17. auf den 18. November ist in Berlin Niemand an der Cholera erkrankt, und 1 Person aus früheren Erkrankungen gestorben. — In den Kreisen der preussischen Monarchie, in welchen diese Seuche zuerst dieß Jahr auftrat, hat dieselbe jetzt bedeutend nachgelassen, und scheint der Charakter der Krankheit

in denjenigen Kreisen, in welchen sie erst neuerdings erschienen ist, keineswegs der frühern Strenge gleichkommen zu wollen.

In einem Schreiben aus Doulon vom 10. November heißt es: Die von Bona angekommenen Fieberkranken wurden zuerst in das hiesige Lazareth gebracht, und konnten gestern die freie Pratica antreten. Die meisten sind schon im Zustande der Reconvalescenz und mehrere davon vollkommen geheilt. Man erwartet neue Krankentransporte auf der „Caravane“ und Verwundete auf der „Marne.“ Die schlechte Witterung verzögert die Seereise, und kann nur beitragen, ihre Leiden zu erhöhen.

Nachrichten aus Bucharest vom 2. November zu Folge, lauten aus Bulgarien und Rumelien die Berichte über die Verheerungen der Pestseuche seit den letzten Tagen wieder beruhigender, dagegen wird aus Bittoaglia gemeldet, daß dort die Seuche mit erneuerter Heftigkeit zu wüthen angefangen habe. — Nach Briefen aus Odessa vom 6. November scheint es, als wäre die daselbst zum Vorschein gekommene orientalische Pest, von der man bereits neue Fälle zählt, durch eine aus Cassa gekommene Barke, an welchem Orte die Seuche stark wüthet, eingeschleppt worden. Die kräftigsten Märegeln sind zur Abhaltung jedes Fortschrittes der Seuche getroffen worden. — In einem Schreiben aus Syra vom 11. November ist daselbst jede Besorgniß wegen eines verdächtigen Todesfalles, der ohne Grund für die Pest gehalten wurde, verschwunden Auch in Alexandrien hat diese Seuche gänzlich aufgehört, und von den Cholerafranken sterben selten mehr als 4—5 täglich.

Die Cholerafälle, die sich anfangs October in Cairo ereigneten, hatten glücklicherweise keine weitere Folge. In letzterer Zeit hörte jede Spur von dieser Krankheit in Cairo auf. — In Trapezunt herrschte, trotz der eingetretenen Kälte, die Pest anfangs November noch immer. — Nachrichten aus Algier vom 7. November und aus Bona vom 1. d. M. zu Folge, verbesserte sich der Gesundheitszustand von Tag zu Tag in erstgenannter Stadt, wo seit 2 Tagen kein einziger Cholerafall sich zutrug. Derselbe Courier brachte aus Constantine in Bezug auf den Gesundheitszustand die beruhigendsten Nachrichten, und am meisten haben hierzu die besseren Lebensmittel, eine geregeltere Gesundheitspflege und die Ruhe der Truppen beigetragen. In Bona haben sich in den 10 Tagen (vom 23. October bis 1. November) nur 2 Todesfälle ereignet, und die Seuche wurde daselbst für gänzlich erloschen erklärt.

Die Pest nimmt in Constantinopel entschieden ab. Die Doctoren Bulard und Lago setzen ihre Bemühungen in dem Pestspital im Leander-Thurm mit großem Erfolge fort. Bis jetzt ist noch keiner von den ihnen anvertrauten Kranken gestorben. Dr. Bulard hat auch bereits das Spital der 7 Thürme besucht, und eine Conferenz mit den Vorstehern derselben gehabt. In einigen Tagen wird ein von ihm redigirtes medicinisches Journal, „die Pest“ genannt, erscheinen, worin er die von ihm, dem Dr. Lago und andern Aerzten gemachten Beobachtungen mitzutheilen beabsichtigt.

Der Morning Herald enthält in einem Schreiben aus Constantinopel vom 25. October die Nachricht, daß schon das erste Blatt von diesem Journal in die Druckerei gegeben worden. „Ich habe gestern (heißt es in dem Briefe) mit Dr. Boulard eine lange Unterredung gehabt, und erfuhr, daß er seine vor-

zügliche Aufmerksamkeit auf die Pestkranken im Thurm von Leander, wo deren 20 sind, verwendet; fünf sind hiervon geheilt, 15 auf dem besten Wege zur Genesung. Herr Boulard glaubt, die wahre Methode, diese Krankheit zu behandeln, entdeckt zu haben, und hofft, in einer Reihe von Versuchen und Erfahrungen die bisjetzigen Systeme von Quarantainen zu berichtigen. Man glaubt, er werde seine Versuche auf Kosten der französischen Regierung machen. Er ist überzeugt, endlich auf Resultate zu gelangen, die ihn ein Mittel, sich gegen die Pest zu schützen, lehren werden, ohne die Einimpfung derselben zu Hilfe nehmen zu müssen.²⁾

Man schreibt aus Constantine vom 24. October (im Censeur): Die Spitäler sind voll gestopft von Verwundeten und Kranken, ohne die Masse der Armen mitzurechnen, die von der Ruhr heimgesucht wird. Dieß darf Sie nicht wundern, wenn Sie bedenken, daß man hier ohne Brot, und genöthigt ist, Kuchen aus Hafergrütze ohne Sauerteig zu machen, und daß in der ganzen Armee von Constantine kein Tropfen eines geistigen Getränkes sich vorfindet. Seit 15 Tagen fehlt es auch an Wein. Der Mangel an Lebensmitteln wird immer fühlbarer.

Im „Garde national de Marseille“ heißt es in einer Correspondenz aus Alexandrien vom 27. October: Wir haben zwar eine kurze Zeit geglaubt, daß hier die Cholera herrsche, auch sind am 23. d. M. 49 Cholerafälle angezeigt worden; aber dieß war nur ein Irrthum, und nur so viel ist gewiß, daß wir seit zwei Monaten hier ein Fieber haben, welches von Symptomen der Cholera begleitet ist, und große Sterblichkeit (20 bis 25 Personen täglich) verursacht. Zum Glück hat sich seit 32 Tagen weder in Cairo noch in Alexandrien irgend ein Symptom von der Pest mehr gezeigt.

Man schreibt aus Bona vom 7. November: Das Glück hat die Franzosen bei der Expedition von Constantine so ziemlich begünstigt; nur die Krankheiten wollen nicht abnehmen. Fast die Hälfte der zurückgekehrten Regimenter fällt den Spitälern zu, und die Sterblichkeit ist größer als im Monat August. Nach allen Briefen der Aerzte ist kein Zweifel mehr, daß die Cholera wirklich in Constantine ausgebrochen, und der General Caraman dieser Seuche erlegen ist. Hier hat dieselbe nur in den Spitälern ziemlich arg gehaust, in der Stadt ist sie seit einer Woche völlig verschwunden, und die Gesundheitspatente werden wieder für die Schiffe ausgegeben.

Briefen aus Bucharest vom 13. November zu Folge (in der allgem. Zeit.), laufen daselbst aus Odessa fortwährend ungünstige Nachrichten hinsichtlich der Verbreitung der Pestseuche ein.

Das Journal von Odessa theilt nähere Nachrichten über die Maßregeln mit, die daselbst seit dem constatirten Ausbruche der Pest angeordnet worden. Ein Ausschuß leitet alle Anordnungen, die auf den Handel Bezug haben.

Der General-Gouverneur von Odessa Graf Woronzoff hat unterm 7. November eine Proclamation erlassen, in welcher er die Einwohner für den Fall, daß sich die Seuche noch mehr ausbreiten sollte, auf eine allgemeine Absperrung vorbereitet. Nachdem sich die Seuche sowohl in dem, mit dem Hafen in Verbindung stehenden Theile der Quarantaine, als in der Kaserne des Bataillons der Sanitätswache gezeigt hatte, ist die Stadt innerhalb ihrer Circumvallations-Linie zernirt worden.

Eine Commission ist ernannt worden, um zu untersuchen, auf welche Weise die Seuche ihre Schranken überschritten hat, in denen sie bisher so oft gebannt geblieben. Der General-Gouverneur erinnert daran, daß die Krankheit auch im Jahre 1829 in Odessa, und zwar auf viel bedenklichere Weise aufgetreten. Gleichwohl ist es damals gelungen, den Keim derselben bald zu ersticken. Im Inneren der Stadt ist bis zum 10. November nur ein einziger Fall vorgekommen, doch außerhalb derselben sind mehr als 20 Personen ergriffen worden. Da inzwischen am genannten Tage kein neuer Erkrankungsfall angemeldet worden, so hegt man mit Rücksicht auf die angeordneten strengen Sperrmaßregeln die besten Hoffnungen. Der General-Gouverneur ist persönlich ungemein thätig, um überall gleich bei der Hand zu seyn, wo man seines Beistandes bedarf.

Miscellen.

(Die Wohlthätigkeitsanstalten in Genf.) Da Genf auf einem hohen Grade gesellschaftlicher Bildung steht, so kann es daselbst auch an Wohlthätigkeitsanstalten nicht fehlen. Seit langer Zeit ward daselbst ein Spital errichtet, welches mit den besten in Europa in die Schranken treten darf. Nach einem ganz neuen, und mit den Erfahrungen der neuesten Zeit übereinstimmenden Plane wird daselbst auch ein Irrenhaus organisirt. Von dem Grundsatz jedoch ausgehend, daß Verschwendung bei so Manchen den Grund zum Gang ins Irrenhaus legt, errichteten die Bürger Genf's eine von ihnen dotirte Sparcasse, um gesunkenen Hausständen aufzuhelfen. Haussiez zählt auch das daselbst bestehende Correctionshaus (eines der ersten in Europa) unter die Zahl der Wohlthätigkeitsanstalten.

Schon längst hat die englische Regierung in Calcutta geeignete Maßregeln ergriffen, um eine Sekte Meuchelmörder, „Thugs“ genannt, auszurotten. Nun aber berichtet das „Asiatic Journal,“ daß sich dort eine neue nicht minder als die Thugs schreckliche Sekte von Mördern gebildet hat, die sich nur dadurch unterscheidet, daß sie fast alle ihre Opfer vergiftet. Die Gemordeten erscheinen ihnen als eine Art Versöhnungsopfer, die sie ihrem Gott Bouanni darbringen, um sich den Ausgang irgend einer Unternehmung zu sichern. Diese Meuchelmörder bieten einzelnen Reisenden Kügelchen aus Areca-Nuß oder andere überzuckerte Naschereien an, wofür sie irgend ein Almosen erhalten, die aber den Tod unmittelbar verursachen. Zuweilen mischen sie ihr Gift in Salz, Reis oder andere Nahrungsmittel, die sie sehr wohlfeil verkaufen. Die vergifteten Kügelchen sind ein Gemisch aus Opium, Stechapfel und anderen giftigen Substanzen. Nach 40 Minuten fühlt der Unglückliche schon ihre Wirkung, und nach eben so viel Zeit stirbt er unter schrecklichen Leiden. Die Mörder bleiben ruhige Zuschauer dieser angstvollen Todesart, und stellen sich zuweilen sogar, als wollten sie dem Opfer Hilfe bringen. Sind sie mit dem Ermordeten allein, so werfen sie die Leiche ins Wasser, in einen Brunnen, oder in einen Abgrund. Zuweilen erwürgen sie das Opfer nach erhaltenem Gift, um nur desto sicherer des Erfolges zu seyn. Sie gehen in Haufen von 5 bis 15 Personen.



d e r

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

[N^o 100.]

Donnerstag, den 14. December.

[1837.]

Inhalt: Ischl und Venedig. — Beiträge zur Geschichte der Quarantaine-Anstalten in Europa. — Der Gesundheitszustand Londons. — Prozeß zweier Pariser Aerzte mit einem englischen Lord.

Ischl und Venedig.

Vom Subernalrath Dr. Ludwig Brera in Venedig.

(Fortsetzung.)

Für so wichtige Beschränkungen bot die gütige Natur einen reichen und zugleich angenehmen Ersatz in dem Klima, der Luft, dem Wasser und dem Schlamme der großen Canäle Venedigs, nicht minder in seinen fröhlichen Vergnügungen, so daß man die in Ischl begonnene Kur dort selbst während der strengen winterlichen Jahreszeit fortsetzen, verstärken und vollenden kann, wie ich durch Folgendes nachweise *).

Venedig, im Mittelpunkte eines ausgebreiteten Sees von Meerwasser gelegen, einer beständigen Ebbe und Fluth ausgesetzt, gebildet durch ein Aggregat kleiner Inseln, die mittelst Brücken verbunden und durch Canäle getrennt sind, die nach den verschiedensten Richtungen sich kreuzen und von Seewasser durchströmt werden, das auch hier dem Einflusse der Ebbe und Fluth gehorcht; Venedig endlich, mehrere Miglien vom festen Lande entfernt, gleicht vielmehr einem Schiff, das auf den Wogen der See schaukelt, als einer Insel im strengen Sinne des Wortes. Es ist daher als eine Stadt zu betrachten, die auf einem Terrain gegründet ist, das von einem fortwährend bewegten Meerwasser ringsum bespült und durch-

*) Schon ehe der gelehrte Verfasser dieses Aufsatzes auf die Wichtigkeit Venedigs im Winter für die sommertlichen Kurgäste in Ischl aufmerksam machte, schickten sowohl Herr Hofrath Dr. Ritter v. Wier als andere ausgezeichnete Aerzte ihre Kranken, die in Ischl die Sommeraison zubrachten, mit dem besten Erfolge nach Venedig, um daselbst den Winter zu verleben. Nur ist hier der Umstand wohl zu beherzigen, daß die Kranken darauf sehen mögen, in Venedig eine Wohnung zu bekommen, die der Morgen- und Mittagssonne zugänglich ist, weil dieß in Venedig wegen der Feuchtigkeit der Wohnungen wesentlich ist. Nicht minder heilsam für Brustkranke hat sich der Genuß der Eselinmilch mit dem Wasser aus der hohen See vermischt und getrunken bewährt.

geschnitten ist. Durch die beständige Verdunstung des letztern ist es daher in eine eigenthümliche Atmosphäre gehüllt, und zwar in eine Atmosphäre der See, nicht in die Effluvia eines Sumpfes, wie man ganz irrig in einigen Reisebeschreibungen von neuestem Datum liest.

Aus demselben Grunde wird das feuchte Klima Venedigs keineswegs nachtheilig, wie es auf den ersten Blick schiene; denn das Meerwasser, wie schon Theophrastus Paracelsus sehr treffend sich ausdrückt, modificirt die Feuchtigkeit durch seine Verdunstung in einer Stunde weit mehr, als das trockene Salz in einem Monate. Und daß in der That die beständige Verdunstung des Salzwassers sehr wirksam sei, um den schädlichen Einfluß der Feuchtigkeit zu entkräften, geht bis zur Evidenz aus dem gewöhnlichen Gesundheitszustand in Venedig hervor. Nicht nur, daß er in Vergleich mit jenem anderer großen und bevölkerten Städte sehr günstig ist, so bleibt er auch durch so häufige Beispiele von hohem Alter ausgezeichnet, wie man sie anderswo selten findet.

Viele Städte liegen an der Meeresküste, aber keine hat gleich Venedig eine Seeluft per eminentiam. Nach den Erfahrungen des berühmten Chemikers Roubaudi in Nizza ist die Atmosphäre anderer Seestädte beständig Landluft zu nennen, weil sie ihren Charakter bis auf die Fläche des Meeres eine französische Meile von der Küste behalten. Nur in Venedig ist dieß nicht der Fall, sowohl wegen des eigenthümlichen Terrains der Stadt selbst, als wegen ihrer bedeutenden Entfernung vom Festlande. Keine Seeluft ist es, die man hier einathmet, und die sie endlich im Sommer von den Mücken ziemlich frei hält, so wie es die Schiffe auf hoher See ferne von den Küsten sind. Um sich von der Richtigkeit dieser Behauptung zu überzeugen, beachte man nur, daß das Venezianer Meerwasser, selbst in andere Gegenden verführt, wenn es einer künstlichen Verdunstung ausgesetzt wird, bei einem gewissen Grade derselben saure Dämpfe entwickelt, welche die Lackmustinktur röthen; tröpfelt man ferner eine salpetersaure Silberauflösung in das Wasser, das durch Condensirung dieser Dämpfe erhalten wird, so erhält man als Präcipitat ein Chlorid, verbunden mit Spuren von organischer Substanz, welche die Färbung bewirkt. Die Versüchtigung und das Vorherrschen des salzsauren Gases in der Luft von Venedig scheint daher kein Problem mehr zu seyn, besonders da sich dadurch das Phänomen eines leicht purpurfärbigen Nebels erklärt, der sich an heitern Frühlings- oder Herbstmorgen oft von der See aus weit über Venedig ausbreitet. Auf welche Art jedoch die Entwicklung von Salzsäure durch die bloße Verdunstung des Wassers vor sich gehe — diese Frage bietet noch ein offenes Feld für weitere Forschungen dar, wenn man nicht zugeben will, daß die Hydrochlorate, vorzüglich jene der Bittererde, die in diesem Seewasser enthalten sind, zum Theile zersezt bleiben, und sie der darüberliegenden Atmosphäre nach der

Veränderung, die in ihr selbst vorgehen, in größerem oder geringerem Verhältnisse abtreten.

Diese beständige Verdunstung des Meerwassers in die Atmosphäre Venedigs mäßigt auch den Grad der Wärme und Kälte in den verschiedenen Jahreszeiten. Es ist allgemein bekannt, daß im Hochsommer die Hitze in Venedig geringer sei, als auf dem Festlande, was bei dem frischen Lüften, das überdieß jeden Mittag vom Golf hereinweht, bei seinen staublosen und gegen die Sonnenstrahlen geschützten Gassen und dem eben so vortheilhaften als angenehmen Gebrauch der warmen und kalten, süßen und gesalzenen Bäder, die in jedem Winkel der Stadt und vorzüglich in der schwimmenden Badeanstalt in Bereitschaft sind, den Aufenthalt, selbst in der heißen Jahreszeit, angenehm und zuträglich macht. Im Winter ist die Temperatur, so wie sie Gesunde und Kranke nur wünschen können; denn nach den vergleichenden Beobachtungen, die ich durch den Verlauf von mehreren Jahren anstellte, ergab sich mir, daß sie in der Reihe der milden Klimate Italiens während der kalten Jahreszeit das Mittel zwischen jener von Florenz und Pisa halten. Wiewohl es auch nicht in Venedig an kalten und windigen Tagen fehlt, so bemerkt man doch selten jene plötzlichen Uebergänge von Hitze zu Kälte, von denen das Klima von Rom, Neapel, Nizza und Pisa nicht frei ist, wiewohl die heitern Wintertage dort viel wärmer sind, als in Venedig. Man kann seine Temperatur gleichförmig nennen, besonders in jeder Richtung gegen Süden, es sei nun auf der fröhlichen Riva di Schiavoni, der anmuthigsten Lage, die ein Panorama in beständiger Bewegung darbietet, so wie auf dem imposanten Markusplatz, dem wunderbaren canal grande und in vielen andern südlichen Lagen, wo die Temperatur an sonnigen und heitern Tagen des Jäners und Februars auf 15 — 16° R. steigt. Endlich ist es Thatsache, daß die Winterabende in Venedig auch an den kalten und stürmischen Tagen meistens gemäßigt sind. Zum Unterschiede von andern Orten fangen sie zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags an, sich zu mildern, und man genießt so eine angenehme Temperatur bis gegen Mitternacht.

(Der Beschluß folgt.)

Beiträge zur Geschichte der Quarantaine-Anstalten in Europa *).

Es gab eine Zeit, da öffentliche Vorkehrungen zur Abwehr der Pest so unbekannt waren, daß ganz Europa dieser Seuche offen stand, und gegen die häufigen Invasionen derselben nur die Vorsicht einzelner Menschen und Familien einen unsicheren Schutz gewährte, der überdieß bei den Meisten noch durch Armut und Unwissenheit vereitelt wurde. Nach unermesslichem Elend begann man erst im fünfzehnten Jahrhundert einzusehen, daß die Pest zur See aus dem

* Im Auszuge mitgetheilt aus Dr. Korinzer's Werk: Die Pest des Orients, wie sie entsteht und verhütet wird. Berlin 1837.

Orient nach Europa gelange, und deshalb wurde, zuerst in den Häfen Italiens für levantische Schiffe, die See-Quarantaine eingeführt. Fast dreihundert Jahre mußten dann noch vorübergehen, bevor gegen das Gebiet der europäischen Türkei von Seiten Oesterreichs und Rußlands die Land-Quarantaine zu Stande kam, und im Orient selbst einige Vorsichtsmaßregeln wegen der nach Europa segelnden Schiffe angeordnet wurden. In dem Maße, wie alle diese Schutzanstalten sich entwickelt und vervollkommenet haben, sind bei uns die Verheerungen der Pestseuchen seltener und geringer geworden, und die Erfahrung hat unwidersprechlich bewiesen, daß dieses Uebel durch die geeigneten Mittel abzuwenden, und in seinem Fortgange zu hemmen ist.

Die Maßregeln, welche die europäischen Mächte durch ihre Geschäftsträger und Consuln im Orient vollziehen lassen, um das Absegeln verdächtiger und angesteckter Schiffe nach Europa entweder zu verhüten, oder minder gefahrvoll zu machen, sind unter allen im Laufe der Zeiten gegen die Pest entstandenen Einrichtungen die letzten gewesen; sie verdienen aber die ersten zu heißen, in so fern sie, der Quelle des Uebels am nächsten, unmittelbar gegen die Ueberschiffung desselben gerichtet sind. Alle jene Maßregeln beruhen eigentlich auf dem Grundsatz, daß kein levantisches Schiff in einen europäischen Hafen ohne Gesundheitspaß (*Patente di fede, di sanità*) zugelassen wird, weshalb die Führer der Schiffe genöthigt sind, vor der Abfahrt bei dem Consul derjenigen Nation, für welche die Ladung bestimmt ist, oder in Ermanglung eines solchen bei einer anderen bevollmächtigten Person, einen solchen Paß nachzusuchen. Nur die Kriegsschiffe sind dieser Vorschrift nicht unterworfen, ohne jedoch der Quarantaine deshalb überhoben zu seyn. Mit Ausnahme der Türken haben alle seefahrende Nationen Europa's diese Grundsätze angenommen, wenn auch in einigen Ländern, die keine Quarantaineanstalten besitzen, wie z. B. in England, nur Schiffe mit reinen Gesundheitspässen zugelassen werden — andere Länder hingegen, die mit Einrichtungen zur Gesundheitsprobe versehen sind, auch verdächtigen und selbst verpesteten Fahrzeugen die Aufnahme gestatten. In Großbritannien und anderen nordischen Ländern dürfen Güter und Waaren, welche das Pestgift in sich bergen können, und aus der Levante ohne einen reinen Gesundheitspaß kommen, nirgends an's Land gebracht werden, wenn nicht bewiesen werden kann, daß die Ladung, das Schiff und die Mannschaft in irgend einer Quarantaineanstalt die Gesundheitsprobe ausgehalten hat.

In den meisten Häfen Italiens heißt der Gesundheitspaß *frei* (*Patente libera*), wenn das Schiff aus unverdächtigen und bekanntlich geunden Orten kommt; *rein* (*Patente netta*), wenn der Ort, von welchem das Schiff absegelt, als ein durchaus gesunder bezeichnet ist, obgleich derselbe in der Regel als verdächtig angesehen wird; *verdächtig* (*Patente sospetta o tocca*), wenn das Schiff einen Ort verlassen hat, wo entweder ein anderes Schiff aus einem angesteckten Ort angelangt, oder ein Verdacht entstanden, oder auch schon eine Spur der Pest bemerkt worden ist; *unrein* (*Patente brutta*), wenn das Schiff aus einem Ort absegelt, wo wirkliche Pestfälle Statt gefunden haben.

In Frankreich werden zwar ebenfalls vier verschiedene Arten von Gesundheitspässen anerkannt, allein die Bedeutung derselben weicht in mehreren Punkten von den italienischen ab. Der Paß ist *rein* (*Patente nette*), wenn der Gesundheitszustand als vollkommen günstig, ohne das mindeste Anzeichen von Pest oder irgend

einer anderen ansteckenden Krankheit angegeben wird; wenig verdächtig (*Patente touchée*) wenn zwar dasselbe versichert, aber hinzugefügt wird, daß Schiffe aus verdächtigen Orten, obgleich noch ohne Kranke, dort angekommen sind; verdächtig (*Patente soupçonnée*), wenn erklärt wird, daß dort eine bössartige epidemische Krankheit herrscht, oder Verkehr mit Caravanen Statt findet, die aus verpesteten Gegenden kommen; unrein endlich (*Patente brute*), wenn ausdrücklich angegeben ist, daß die Pest in dem Orte selbst oder in der Nachbarschaft herrscht, und Waaren aus diesen Plätzen an Bord des Schiffes gebracht worden sind.

Die Vorkehrungen gegen die Pest im Orient bedürfen einer großen Vervollkommnung, und werden um so heilsamer seyn, je strenger dort überhaupt, und besonders in Bezug auf die nach Europa bestimmten Waaren und Schiffe, das europäische Quarantainesystem eingeführt und beobachtet wird. Und wenn jetzt, wie öffentliche Blätter melden, der Pascha von Egypten endlich zu der Einsicht von der Nothwendigkeit eines besseren Quarantainesystems gekommen ist, ein großes Lazareth erbaut, und eine aus den fremden Consuln und einigen türkischen Beamten bestehende Gesundheitsbehörde unter dem Vorsitz des General-Consuls von England eingesetzt hat, so dürfen wir zwar für's Erste auf diese neue Anordnung eines morgenländischen Herrschers noch kein großes Vertrauen setzen, aber doch die Hoffnung hegen, daß künftig das Heil Europa's durch seine Vertreter im Orient besser als bisher werde geschützt und vertheidigt werden.

A. Vorkehrungen an den Küsten Europa's.

Eine sorgfältigere Erfüllung der Quarantaine-Vorschriften im Orient würde auch eine Milderung derselben in Europa gestatten, niemals aber werden die hier errichteten Schutzwehren zu entbehren seyn, so lange dort noch die Seuche immer neu erzeugt, und durch die Schifffahrt übertragen werden kann.

Die Geschichte gibt in dieser Beziehung so warnende Lehren, und das Andenken an die furchtbaren Seuchen der früheren Zeit ist noch so wenig erloschen, daß selbst die Regierungen, welche den Handel über Alles zu setzen pflegen, und sonst den Neuerungen nicht abgeneigt sind, bis jetzt nicht gewagt haben, die Beschränkungen aufzuheben, welche zuerst die handeltreibenden Venetianer sich selber auferlegten. Und deshalb werden auch die Einwendungen, welche sich neuerlich wieder in Frankreich gegen die Quarantainen erhoben, und das Contagium der Pest zu läugnen suchen, ungehört verhallen, und jene Anstalten werden, nachdem sie den größten Stürmen der politischen Revolution widerstanden haben, auch die Verwirrung im Gebiete der Heilkunde überdauern.

Die wichtigsten See-Quarantaineplätze (*Lazaretti*) befinden sich dermalen zu Malta, Messina, Zante, Otschakow (jetzt auf der Landzunge von Kinburn), Odessa, Triest, Benedig, Ancona, Neapel, Livorno, Genua, Toulon und Marseille, und zu Mahon auf der Insel Minorca. In Frankreich ist neuerlich festgesetzt, daß die aus der Levante und von den Küsten der Verberei kommenden Kauffahrteischiffe künftig auf der Insel Saint-Michel bei Orient Quarantaine halten sollen, wogegen den Schiffen der königlichen Marine, gleichviel woher sie kommen, zu demselben Zweck auf der Rhede von Brest die Quarantaine-Anstalt zu Trébéron angewiesen ist. Zum Schutz der Donau-Mündungen, und um den Schiffen, welche aus den Häfen des schwarzen und Aschhoff'schen Meeres nach Ismail und Keni bestimmt sind, eine Erleichterung zu gewähren, wird in Folge des Tractates von

Adrianopel jetzt an der Sulina-Mündung noch eine aus zwei Abtheilungen bestehende Quarantaine-Anstalt auf den Inseln Leti und St. Georg errichtet, von welchen die erstere für minder verdächtige, die andere für solche Fahrzeuge bestimmt ist, die eine strengere Beobachtung erfordern. Das rechte Ufer der Sulina-Mündung ist für das Anlanden der zur ersten, das linke für die zur zweiten Abtheilung gehörigen Schiffe bestimmt.

Da die See-Quarantainen mehr oder weniger Nachahmungen der ersten Anstalt zu Venedig sind, so ist auch bei allen, ungeachtet der im Verlaufe der Zeit entstandenen und durch örtliche Verschiedenheit bedingten Abweichungen und Verbesserungen, im Allgemeinen eine gewisse Aehnlichkeit und Uebereinstimmung des Planes nicht zu verkennen. Entweder in der Nähe einer Hafenstadt des festen Landes, oder auf einer nahen Insel, in jedem Fall unmittelbar am Meere gelegen, besteht die Anstalt aus einem geräumigen, mit einer einfachen oder doppelten Mauer umgebenen und mit Quellwasser versehenen Bezirk, in welchem sich die zur Aufnahme der Menschen und Waaren bestimmten Gebäude und die Wohnungen der Beamten und Diener befinden. Das Ganze muß eine abgesonderte, trockene, gesunde und luftige Lage, ein Landthor und zwei Wasserthore haben. Durch das eine dieser Wasserthore werden die Ladungen und Ankömmlinge hinein- und durch das andere nach vollendeter Quarantaine wieder herausgeschafft; vor jedem muß sich daher zum Aus- oder Einladen ein besonderer Vorplatz (Quay) befinden, und die hierzu bestimmten Boote dürfen unter sich keine Gemeinschaft haben. Durch das Landthor werden ausschließlich nur unverdächtige oder vollkommen gereinigte Personen und Sachen aus- und eingelassen.

Das Innere der Anstalt ist gewöhnlich in zwei große Abtheilungen getrennt, wovon die eine die muthmaßlich reinen, die andere die verdächtigen Waaren und Personen aufzunehmen hat, und jede mit einem ausgedehnten freien Platz oder Hof versehen ist, in dessen Mitte man auch eine Capelle für den Gottesdienst einzurichten pflegt. Selten findet sich noch eine dritte Abtheilung, welche, kleiner als jene beiden, zur Aufnahme von Menschen und Sachen dient, die mit unreinen Pässen angelangt sind. In jeder dieser Abtheilungen sollen die Waarenlager von Steinen erbaut, zur Lüftung geeignet, bequem und so neben einander gestellt seyn, daß die Ladung eines Schiffes für sich allein und vollkommen abgesondert bleibt, gleichwie auch die Diener (Fanti, Facchini), welche mit einer Schiffsladung zu thun, und mit derselben die Quarantaine durchzumachen haben, mit anderen Dienern und Personen durchaus in keine Berührung kommen dürfen. Größere und den Nachtheilen der Witterung wenig unterworfenen Waarenballen werden auch auf dem Hofe im Freien gelüftet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Gesundheitszustand Londons.

(Beschluß.)

In vielen andern Städten Europa's hält man die Bäderanstalten mehr für einen Gegenstand des Luxus als der Nothwendigkeit, aber in London sind sie für die Gesundheit und Reinlichkeit unumgängliches Bedürfniß. Der menschliche Körper bedarf wohl in allen Climaten und Ländern der Reinlichkeit, wenn er sich unversehrt erhalten soll, aber an keinem andern Orte der Welt vereinigen sich so viele schädliche Ursachen, die nur durch fleißigen Gebrauch von Bädern unschädlich gemacht werden können. Und dennoch wurde von Seite des Staates nichts

gethan, um diese wohlthätige Sitte aufzumuntern, nur einige Privatleute haben an verschiedenen Punkten der Hauptstadt großartige Anstalten auf eigene Kosten erbaut. Häuser, Bäume, Vieh, Kleidungsstücke, die Haut selbst, kurz alles wird in London durch die unreine Atmosphäre beschmutzt und verunreiniget, und es ist zu verwundern, daß man noch keine Gegenanstalten getroffen hat, um diesem Uebel abzuhelpfen. Die Einwohner der Stadt London bedürfen einer bei weitem größeren Menge von Wasser, als die Landbewohner. Holland ist gewiß von Natur aus kein gesundes Land, aber die Einwohner spritzen das Wasser nach allen Richtungen aus, und durch strenge Reinlichkeit in Häusern und Straßen ist Amsterdam ein gesünderer Aufenthalt, als man glauben sollte. Es wäre zu wünschen, daß eine oder mehrere Dampfmaschinen auf den Themsebänken, einige Meilen von London entfernt, errichtet würden, und daß auf diese Weise so viel Wasser, als man braucht, in die Stadt fließen möchte. Es wäre wünschenswerth, wenn nebst den Brunnen in den Privathäusern, die durch diese Quelle immer ergiebig erhalten würden, in jeder Straße Fontainen spielen würden, von welchen durch Röhren Wasser in jede Gasse geleitet würde, damit es daselbst entweder von den Bewohnern benützt werde oder in's Freie auslaufen könne, denn dadurch, daß man es frei ablaufen läßt, werden manche schädliche Stoffe weggespült, welche die unterirdischen Gänge verunreinigen.

Es ist sonderbar, daß in dieser Stadt, wo das Bedürfnis von Wasser so groß als in Hauptstädten Persiens und der Türkei ist, weit weniger und schlechtere Anstalten zur Errichtung von Bädern, Fontainen und öffentlichen Wasserbehältern getroffen werden, als in jenen uncivilisirten Ländern. Während einer gewissen Jahreszeit würde man sich freilich in London wenig um Bäder und Brunnen kümmern, aber es tritt dann wieder eine Periode ein, in welcher Hitze, Staub und eine trübe Atmosphäre London beinahe unbewohnbar machen. In einer solchen Jahreszeit würden die Bäder gewiß bestürmt werden.

Die Palastgärten zu Versailles sind durch zahlreiche Fontainen geschmückt. Sie sind geschmackvoll zwischen Gebüschen und Gängen vertheilt; Nymphen, Seeperde und Delphinen, prachtvoll in Bronze gegossen, bilden die Zierathen dieser herrlichen Wasserwerke. Wenn alle 1500 Wasserstrahlen, die durch den ganzen Garten vertheilt sind, auf einmal spielen, so gewährt es einen wahrhaft überraschenden Anblick. Man kann denken, welche ungeheure Menge Wassers auf diese Weise verbraucht wird, und es wird durch eine Maschine von dem Seineufer bei Marly herbeigeschafft, das beinahe 5 englische Meilen von Versailles entfernt ist. Welch' eine herrliche Verschönerung wäre es für unsere prächtigen Parks, wenn eine große Anzahl von Wasserwerken darinnen spielten, und man kann eine solche Forderung bei dem ungeheueren Aufwande unserer luxuriösen Zeit und bei dem Reichthum des englischen Volkes um so eher stellen, sofern dadurch nicht sowohl der Prachtliebe, als dem öffentlichen Gesundheitswohl gehuldet wird.

Dr. Hogg.

Prozeß zweier Pariser Aerzte mit einem englischen Lord *).

(Eingefendet.)

III.

Bekanntlich ließen Dr. Wolowski und Dr. Koreff den Grafen Lincoln zu Paris wegen Nichtzahlung eines unerhörten Honorars arretilren. Die von den

*) Siehe Nr. 96 dieses Blattes I und II.

beiden Aerzten angeblich hergestellte Kranke wurde über den ihrem Vater angethanenen Schimpf rückfällig. Demungeachtet haben diese Herren gedroht, Vorgänge, welche ihnen bei Gelegenheit ihres ärztlichen Bestandes anvertraut wurden, zu veröffentlichen, wodurch sie auf eine vorzügliche Art sich rächen wollen. Die Veranlassung zur Forderung des ungeheuren Honorars von 200,000 Frank's für Jeden, soll diese Herren für ein unzartes Benehmen der Kranken und ihrer Umgebungen und für eine beispiellose Aufopferung von Zeit, Mühe und eigener Gesundheit entschädigen. Um diesem öffentlichen Skandale eine Brandmarkung für den ganzen ärztlichen Stand beizufügen, hat (wie in der allgemeinen Zeitung vom 21. November 1837, S. 2596, als Auszug aus dem *Messager* erzählt wird) Dr. Wolowski ein Schreiben an Dr. Homistori in die Hände des Fürsten Adam Czartoryski niedergelegt, „wodurch er auf alle gerichtliche Genugthuung verzichtet, aus der bloßen Beforgnis, sie möchte den delicaten Pflichten seiner Profession zu nahe treten. Er verzichtet auch auf die Honorarien, worauf er Anspruch zu machen hat.“ Durch diese Aeußerung bezeichnet sich Dr. Wolowski selbst als einen unredlichen Handwerker, der schlechte Arbeit möglichst theuer an Mann zu bringen, und von guter Gelegenheit höchsten Gewinn sich zu erstreben pflegt; demnach brauchen die Mitglieder medizinischer Facultäten über den oben erwähnten Vorgang nicht mehr zu erröthen, und ist durch diesen die Ehre der Heilkunst nicht mehr besudelt, als dies in neuerer Zeit durch allopathische Homöopathen, Wunder-Doctoren und anderweitige Charlatane schon so oft geschehen ist.

Jede Gelegenheit wird mit Eifer benützt, um die ärztliche Würde herabzusetzen, und zu diesem Zwecke dienliche Vorgänge werden aus allen Welttheilen mit Eifer gesammelt, in allen Zeitschriften ausposaunt. Wie aber die Aerzte unter allen Ständen wirklich die uneigennützigsten sind, wie selbst die Habgüchtigsten Gutes unentgeltlich zu thun gezwungen werden, nicht minder Hunderte von Aerzten aus Liebe für ihre Kunst Leben, Gesundheit und selbst sauer verdientes Geld für arme hilfsbedürftige Kranke mit Vergnügen opfern, ohne nur Dank oder Anerkennung zu erhalten, darüber schweigen alle öffentlichen Blätter. — Das Galenus opes gilt gewiß nicht für unser Jahrhundert, will man nicht einzelne, unter besonderem Schutze der Göttin des Glückes vorkommende seltene Ausnahmen als Regel gelten lassen. Die Ehre des Arztes, dieses jedem Manne, dem Heilkünstler aber besonders heilige Palladium, sollte man einzelner rändiger in allen Ständen vorkommender Schafe wegen nicht verunglimpfen und nicht muthwillig den schönen beseligenden Zauber zerstören, den ein gemüthlicher, wissenschaftlicher Arzt auf seine ihm vertrauenden Kranken ausübet. Entweihungen solcher Art fallen oft bitter auf ihre Urheber zurück, da es gewiß keinen beunruhigenderen Zustand für einen bedeutend kranken gebildeten Menschen geben kann, als in seinem Arzte einen bezahlten Handwerker zu sehen, welcher die Güte seiner Arbeit nach dem zu hoffenden Lohne bemißt. —

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. S. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. S. M., wo für das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird.

Neue



Folge

der

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

[N^o 101.]

Montag, den 18. December.

[1837.]

Inhalt: Ischl und Venedig. — Beiträge zur Geschichte der Quarantaine-Anstalten in Europa. — Der Kosmopolit. — Die Apothekerrechnung zweier Aerzte.

Ischl und Venedig.

Vom Gubernialrath Dr. Ludwig Vera in Venedig.

(B e s c h l u ß.)

Ein so mildes und gemäßigtes Klima in der rauhen Jahreszeit ist schon an sich eine große Erleichterung für Personen, die eine strenge Kälte nicht vertragen. Aber höchst vortheilhaft wird sie für Kränkliche, besonders für jene, die einer Soolenkur wie in Ischl bedürfen; denn sie läßt sich in Venedig auf das Wirksamste fortsetzen. Ein eben so bescheidener als gelehrter und erfahrener Chemiker, Herr Candella, Pharmacist in Lonato im Brescianischen, bereits vortheilhaft bekannt durch viele schätzbare Arbeiten *), entsprach mit seltener Gefälligkeit meinen Wünschen, und unterwarf das Meerwasser und den Schlamm einer chemischen Analyse. Er nahm beide aus dem großen Kanale Venedigs, da wo die Strömung am deutlichsten und zur Zeit der Fluth am vollständigsten ist. Indem ich mir die Auseinanderlegung des ganzen Processes auf eine andere Gelegenheit vorbehalte, beschränke ich mich darauf, hier nur die einfachen Resultate anzuführen. 50 Unzen (Wiener Gewicht) dieses Meerwassers enthalten:

Salzsaure Soda	609,2500
— Kalk	016,5300
— Bittererde	041,0600
— Pottasche	008,7500
Schwefelsaure Soda	033,3150
— Bittererde	018,7750
Kohlensaurer Kalk	002,0000
Kieselsäure	004,0000
Organischer Extractivstoff . .	091,3200
Jod und Brom einige Spuren.	825,0000

*) Demselben Chemiker verdankt man auch die Analyse von vier Heilquellen Recoafos und die obigen Notizen über den Salzsaure-Gehalt der Atmosphäre Venedigs.

Der Meerschlamme zeigte sich ferner aus einer organischen Substanz zusammengesetzt von dem Charakter des stickstoffhaltigen Umins, verwandt der Azulmsäure Boullays und aus unorganischen Substanzen, von denen einige auflöslich sind, wie der kohlensaure Kalk und Alaun, ein wenig Bittererde, Eisen und Spuren von Mangan, andere unauflösliche, wie die Kieselerde und das kiesel-saure Eisen.

Sowohl im Salzwasser als im Fango der Lagunen finden sich daher im Ueberflusse dieselben Substanzen, welche die Bestandtheile der Soole und des Schlammes zu Ischl ausmachen. Ueberdies trifft man in jenen Venetianischen Stoffen *) , die in dem zu Ischl fehlen, oder noch nicht nachgewiesen sind, und gerade diese sind der Erfahrung gemäß sehr vortheilhaft zur Heilung der Krankheiten, in denen man die Baderkur zu Ischl empfiehlt. Durch eine sehr leichte chemische Operation läßt sich das Salzwasser der Lagunen zur Concentration der Ischler Soole bringen, so daß es 25 — 26 Theile auf 100 enthält, und dann auf ähnliche Weise wie in Ischl zu Bädern benützen. Die auf diese Art bereitete Venetianer Soole wird noch außerordentlich verstärkt durch die Concentration des organischen Extraktivstoffes, des Jods und Broms; endlich geben auch Schwefelkali und die Erhitzung der Bäder durch glühende Eisen den Venetianer Bädern jene wirksame Eigenthümlichkeit, die man durch ähnliche Combinationen in Ischl bewerkstelligt.

Auf eine Erfahrung von mehreren Jahren gestützt, kann ich versichern, daß die Bäder in Venedig eben so wie jene in Ischl im gehörigen Verhältnisse und auf zweckmäßige Art, besonders Abends in der rauhen Jahreszeit gebraucht, auf das Hautsystem kräftig einwirken, indem sie vorzüglich das unterliegende venöse Gefäßnetz afficiren, nicht minder auch das Lymph-, Knochen- und das ganze Nervensystem, die Gelenke und die innern Organe. Die heilkräftigen Stoffe der Bäder und Dämpfe zu Ischl und Venedig dringen durch die Haut, die ersten Wege und die Bronchien ein, und diese heilsame Auffaugung mittelst der Gefäßthätigkeit, so wie die Einwirkung auf die peripherischen Nerven, die mit dem Central-systeme verbunden sind, bewirken wohlthätige Umwandlungen in der Assimilation, dem Gewebe und dem Leben der verborgensten Eingeweide, und die wichtigsten für die Erhaltung des thierischen Haushaltes, so daß er aus dem kranken Zustande in den gesunden zurückgeführt wird. Es ist außer Zweifel und durch allgemeine Erfahrung bestätigt, daß nach einer gewissen Zahl gehörig bereiteter Salz-bäder sowohl in Ischl als in Venedig eine ungewöhnliche und zugleich angenehme Erregung durch den ganzen Organismus eintritt; die Lebenskraft aller edlen Organe scheint

*) Es sind jene Bestandtheile der obigen Analyse, die mit größern Lettern gedruckt sind.

dadurch erhöht zu werden, die Verdauung geht mit ungewöhnlicher Stärke vor sich; die Stuhl- und Harnentleerung wird regelmäßiger; die Muskelkraft nimmt zu, und dadurch verbessert sich auch sichtlich die Gemüthsstimmung. Die Hautthätigkeit wird erhöht und sie reagirt kräftiger gegen die atmosphärischen Veränderungen. Daher kommt es, daß in Venedig selbst während des Winters, so wie in Ischl während des Sommers, eine sehr warme Bekleidung unnöthig ist, man kann ohne Scheu Abends, so wie den Tag über seinen Spaziergang machen, nach Gefallen in der weiten Reitbahn sich zu Pferd herumtummeln, in offener Gondel behaglich hingestreckt die zahlreichen Canäle durchfahren, und so den Großsinn eines guten Volkes theilen, und jene geselligen und öffentlichen Vergnügungen genießen, welche dieser wunderbaren Stadt auch mitten im Winter einen heitern und festlichen Anstrich geben.

Venedig bietet daher im Winter, so wie Ischl im Sommer ein unschätzbares Hilfsmittel zur Heilung derjenigen Leiden dar, deren ich schon früher erwähnte. Erst vor Kurzem wurde selbst ein chronisches Hinken, das man für unheilbar erklärte, durch die Schlammäder aus den Lagunen gehoben, nachdem man den leidenden Theil durch künstlich erhaltene Eiterung mittelst Fontanellen dazu vorbereitet hatte. Wo der Nutzen einer milden Temperatur, einer salzsäurehaltigen und zugleich feuchten und weichen Luft sich ferner unschätzbare zeigt, das ist bei der Behandlung der schwersten und harnäckigsten scrophulösen Leiden in der rauhen Jahreszeit, besonders bei Affectionen der Gekrösedrüsen und der Lungen, wenn sie unter der Form von Brustschwäche, Lungenschwindsucht und Abzehrung auftreten. Ich erinnere mich stets an einen Fall von scrophulöser Lungenschwindsucht an einer achtungswürdigen russischen Dame. Als sie an einem der heitersten und mildesten Tage des Decembers 1834 die Ueberfahrt von Mestre nach Venedig machte, fühlte sie sich plötzlich gestärkt und erleichtert, und erlangte selbst ihre seit Monaten verlorene Stimme wieder. Ja, bei so bedeutenden Leiden geht die Heilung, wenn anders nicht eine tiefe Verletzung des organischen Gewebes Statt findet, in Venedig rasch und sicher vor sich, besonders wenn man die erwähnten Hilfsmittel mit gehöriger Auswahl mit dem fleißigen Gebrauch der Algen verbindet, an denen die Venetianer Lagunen so reich sind. Man sammle sie jeden Tag frisch, und vorzüglich jene aus dem *spharo coccus confervoides*, der außer einer Menge von thierischem Extractivstoff noch Jod und Brom enthält, und dem so gepriesenen lichen caragheen Irlands weit vorzuziehen ist. Eine solche Wirksamkeit des Klima's und des Bodens Venedigs sehe ich jeden Winter durch die Erfahrung bestätigt, und sie war auch dem Scharfblicke und dem Beobachtungsgeiste des Klinikers von Padua, Fe-

derigo, nicht entgangen, als er noch in Venedig ärztliche Praxis ausübte, ehe er mir auf jenem berühmten Sige jeder heilsamen Wissenschaft folgte. Seine Beobachtungen hierüber, die er mir gefälligst mittheilte, werden zu seiner Zeit öffentlich bekannt gemacht, um die gehörige Würdigung zu erhalten. Die Bleichsucht, chronische Entzündungen und Neuralgien lassen sich in Venedig während eines Winters leicht heben; denn trotz der kalten Jahreszeit kann man dort auch den Gebrauch der kohlenfauren Eisenwässer von Recoaso mit demselben Erfolge fortsetzen, wie in den Sommermonaten an Ort und Stelle.

Mit diesen kurzen Andeutungen hatte ich die Absicht, die Identität der Mittel zu zeigen, die im Sommer in Ischl und im Winter in Venedig gleiche Wirkungen hervorbringen, und dieß glaube ich hinlänglich bewiesen zu haben. Ausführlich entwickelt und durch Zeugnisse aus eigener und fremder Erfahrung belegt, soll dieß den Gegenstand einer eigenen Abhandlung bilden, die in Venedig erscheinen wird, sobald die Ansichten der für unsern Zweck wichtigsten Punkte Venedigs vollendet sind.

Beiträge zur Geschichte der Quarantaine-Anstalten in Europa.

(Fortsetzung.)

Die Gebäude für die Reisenden oder eingeschlossenen Personen (*Contumazisten*, *Personae contumaci*, *Quarantenaire*) müssen außer einem geräumigen Corridor und den nöthigen Gemächern oder Klausen (*Loges*, *Loggie*), deren jede einen besondern Eingang hat, auch Räucher- und Badekammern und hinlänglichen Raum zur Lüftung der Kleider und Effecten enthalten. Jeder in die Quarantaine Eingetretene bekommt seinen Wächter (*Guardia die sanità*, *Garde*), welcher zugleich zur Aufsicht und Aufwartung dient, die Nahrungsmittel bringt, Briefe bestellt und die ganze Quarantaine mitmachen muß. Vorzüglich haben diese Wächter darauf zu achten, daß weder sie selbst, noch die ihnen überwiesenen Personen mit solchen in Berührung gerathen, welche nicht mit demselben Schiffe angelangt, oder nicht zu gleicher Zeit eingetreten sind. Gewöhnlich soll jeder Reisende sein eigenes Gemach und seinen eigenen Wächter erhalten, zuweilen werden aber auch zwei oder drei Personen in einem gemeinsamen Zimmer untergebracht, und dann mit einem oder zwei Wächtern versehen. Wenn kein besonderer oder starker Verdacht obwaltet, wird den Eingeschlossenen gestattet, unter beständiger Aufsicht ihrer Wächter entweder zu bestimmten Stunden im Corridor oder im Hofe der betreffenden Abtheilung umherzugehen, und ihre Freunde und Bekannten am Sprachgitter zu sehen. Dieses (*Parlatorio*, *Parloir*) befindet sich meistens in der Nähe des Landthors, und besteht aus zwei schmalen Gallerien, welche mit starken Holz- oder Drahtgittern versehen, durch einen mehrere Fuß breiten Zwischenraum oder Graben getrennt sind, so daß die Eingeschlossenen die innere, die Besuchenden die äußere Gallerie einnehmen, und sich wechselseitig sehen und besprechen, aber nicht berühren und noch weniger sich

etwas zuwerfen können. In Triest ist den Besuchenden erlaubt, unter Aufsicht eines Wächters sogar in die Kammer der Eingeschlossenen einzutreten, wobei jedoch die Wächter mit ihren Stöcken zu verhindern haben, daß während des Besuches keine Berührung erfolge.

Die Wohnung des Quarantaine-Vorstehers (Priore, Capitaine du Lazaret) und seiner Gehülfen ist entweder, wie in Marseille, in der Mitte der Abtheilung für die mit reinen Pässen angekommenen Waaren und Personen, oder in der Nähe eines Haupteingangs befindlich; sie soll mit Schranken umgeben und so hoch sein, daß von derselben wo möglich die ganze Anstalt übersehen werden kann. Außerdem sind innerhalb der Mauern noch abgesonderte Wohnungen für den Arzt und Wundarzt, ein Waschhaus, eine Speise-Anstalt und ein Begräbnißplatz anzutreffen. Den mit der Reinigung der Waaren beschäftigten Dienern werden die verschiedenen Waarenlager, den Wächtern der Reisenden die für diese letzteren bestimmten Gebäude zum Aufenthalte angewiesen. An jedem Thore und Eingang sind innerhalb der Anstalt noch Wohnungen für die Pförtner (Portinajo, Concierge) befindlich, und außerhalb sind alle Seiten der Mauer mit Wachtposten besetzt, die jede Entweichung oder unbefugte Annäherung zu verhindern, mit dem Innern aber keine Gemeinschaft haben. In Triest jedoch und in andern Orten ist das Militär-Commando im Lazareth mit eingeschlossen.

Ganz abgesondert von der Quarantaine-Anstalt für Personen und Waaren, und in einiger Entfernung von derselben, soll sich gleichfalls am Meere das Gesundheitsamt oder Pestbureau (Casino di sanità, Consigne) befinden, ein Gebäude, welches an der Wasserseite mit einem eingeschlossenen Vorplatze (Quay), einem Sprachgitter und mehreren Booten versehen ist. Hier wird von dem Gesundheitsamt der Paß jedes ankommenden Schiffes untersucht, der Ankerplatz bestimmt, das Ausladen und Landen der Waaren und Personen geleitet, und die unmittelbare Aufsicht über die Quarantaine der Schiffe geführt. Sobald ein größeres Fahrzeug ankommt und zu erblicken ist, sendet das Gesundheitsamt ein Boot mit einem Quarantainebeamten entgegen. Dieser erkundigt sich in einiger Entfernung vom Schiffe nach dessen Herkunft und Paß, so wie nach dem Gesundheitszustand der Mannschaft, und läßt dasselbe nach der Beschaffenheit der Antworten entweder bei andern Schiffen mit reinen Pässen, oder an einer entfernteren Stelle Anker werfen. Nachdem dies geschehen, muß der Schiffer auf seinem eigenen Boot, welches von dem Quarantaineboot mittels getheerter Stricke in's Schlepptau genommen wird, sich nach dem Gesundheitsamt verfügen, wo er am Sprachgitter den Paß, das Logbuch und die Briefe übergibt (die sogleich in Essig getaucht und geräuchert werden), und sich durch einen Eid verpflichtet, die Wahrheit zu sagen. Dann wird nochmals und ausführlicher gefragt, woher das Schiff komme, welchen Weg es genommen, welche Hafen es berührt habe, ob es auf der Fahrt mit andern Schiffen in Verkehr gerathen und von welcher Nation diese gewesen, wie stark die Mannschaft sei, und ob auch Passagiere sich an Bord befinden, ob Alle während der Reise gesund geblieben, ob Einige erkrankt oder gestorben und an welchen Zufällen, worin die Ladung bestehe, ob dieselbe in einem oder mehreren Hafen eingenommen worden u. s. w. Die Aussagen werden niedergeschrieben und mit dem Inhalt der mitgebrachten Papiere verglichen, worauf der Schiffer wieder zurückgeschickt und das Schiff bei unver-

dächtigen Pässe von Quarantainewächtern besetzt, bei verdächtigem oder gefährlichen Anzeichen von Wachtbooten beaufsichtigt wird, welche zuvörderst ein genaues Verzeichniß der Mannschaft anfertigen und dieses zur Vergleichung der Aussagen des Capitäns an das Gesundheitsamt senden, dann aber dafür sorgen müssen, daß alles Schiffsvolk und diejenigen Reisenden, die sich nicht in's Lazareth begeben wollen, ihre Quarantaine am Bord beendigen, und die Lüftung und Reinigung des Schiffes vorschriftsmäßig vollzogen werde.

Ist der Paß von reiner Beschaffenheit und sonst kein verdächtiger Umstand vorhanden, so dürfen die Waaren unverzüglich ausgeladen, und durch das zum Einlaß bestimmte Wasserthor in's Lazareth geschafft werden, wo sie in den Niederlagen für muthmaßlich reine Güter ihre Stelle finden. Ist die Ladung mit den Reisenden am Lande und sind die Arbeiter wieder an Bord zurückgekehrt, so fängt die Quarantaine der Waaren sowohl als auch des Schiffes an, und die Lastboote dürfen nicht eher wieder in Gebrauch genommen werden, bevor sie nicht einige Tage gelüftet und gereinigt worden sind. Das Schiff selbst ist nun in eine Quarantaine-Anstalt verwandelt, der Mannschaft wird nur die nothwendigste Wäsche und Kleidung gelassen, die Lüftung und Reinigung geschieht unter fortwährender Aufsicht der an Bord befindlichen Quarantainewächter, und die Fortdauer der Gesundheit gilt als Beweis, daß das Fahrzeug von dem Pestcontagium entweder frei gewesen, oder davon gereinigt worden ist.

Bei verdächtigen und unreinen Pässen oder Anzeichen ist die Erkundigung ausführlicher, die Aufsicht strenger und die Waaren dürfen nicht eher gelandet werden, bevor nicht am Bord eine vorhergehende Lüftung derselben Statt gefunden hat, die in Marseille bei geringerm Verdachte neun bis vierzehn Tage (*petite Sereine*), bei größerem aber vierzehn bis ein und zwanzig Tage (*grande Sereine*) dauern muß.

Bei der Ankunft eines Schiffes, auf welchem die Pest offenbar ausgebrochen ist, muß die Vorsicht und Strenge noch höher gesteigert werden. In Triest so wie in einigen andern Quarantaineorten wird ein Pestschiff nicht einmal aufgenommen, vielmehr soll dasselbe nach dem bis jetzt noch nicht aufgehobenen Regulativ verjagt, begleitet oder auch den Flammen übergeben werden. In Marseille hingegen, so wie in den russischen Quarantainehäfen (und ehemals auch in Venedig) werden erklärte Pestschiffe ohne Schwierigkeit zugelassen, auf einem besondern und entfernteren Platz vor Anker gelegt, und mit doppelten Wachtbooten umgeben. Nachdem man die Kranken an's Land geschafft und entweder im Pesthospital oder in der für verdächtige Personen bestimmten Abtheilung eingeschlossen hat, wird an beiden Seiten des Fahrzeuges eine Bohlenreihe aufgerissen und an jeder Luke ein Ventilator angebracht. Nicht nur das ganze Schiff, sondern auch die Kleider, Hängematten und übrigen Effecten der Mannschaft werden täglich geräuchert, die Lektorn auch wohl, wenn es die Witterung erlaubt, alle vier und zwanzig Stunden in's Meer getaucht und dann auf dem Verdeck an der freien Luft getrocknet, die Mannschaft selbst wird angehalten, sich sorgfältig zu waschen und zu reinigen. Was aber die Waaren betrifft, so werden dieselben unter solchen Umständen noch zwanzig Tage am Bord gelassen, hierauf noch eben so lange auf einem andern dazu bestimmten Fahrzeuge der Lüftung unterworfen, und dann erst in die verdächtigste Abtheilung des Lazareths gebracht. Nur im äußersten

Nothfalle, wenn nämlich unter dem Schiffsvolk und den mit der Reinigung beschäftigten Lazarethdienern in Zwischenzeiten wiederholte Krankheits- und Sterbefälle sich ereignen, und die Zerstörung des Contagiums mit zu großem Zeitverluste und fortwährender Gefahr verbunden ist, soll das Verbrennen, sowohl des Schiffes als der Waaren, gestattet seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Kosmopolit.

Ein sonderbar aussehender alter Mann, in Lumpen gehüllt, und einen weißen Schnappsack tragend, ward neuerlichst in London vor die Polizei nach Bowstreet gebracht. Man fand ihn unter freiem Himmel, auf einem Düngerhaufen, in einem Stallhofs, unweit des Martinsgäßchen schlafen. Folgendes sonderbare Gespräch fand zwischen ihm und dem Herrn Minshull Statt.

Herr Minshull: Was sind Sie, guter Mann, und wie heißen Sie? —

Der alte Mann: Ich bin ein Doctor, in ganz Europa wohlbekannt unter dem Namen Dr. Belverris. — Herr M...: Habt Ihr keine Freunde oder Heilmath, daß Ihr in jetziger Zeit auf einem Düngerhaufen schlafen müßt? —

Doctor: Was die Freunde betrifft, so habe ich deren genug; denn ich stehe mit aller Welt auf gutem Fuße; was aber mein Schlafen auf dem Düngerhaufen anbelangt, so ist mir dieses Bett unter allen anderen das liebste; abgesehen davon, daß es für meinen Rheumatismus sehr zuträglich ist. Ich suche mir immer ein hübsch weiches, sanftes und frisches Häufchen aus, grabe meine schmerzhaften Glieder in dasselbe bis zu den Hüften, und verschaffe mir dadurch eine viel natürlichere und ausgiebigere Wärme, als Ihr bei allen euren abgenähten Bettdecken euch nur immer verschaffen könnt. — Herr M...: Wo habt Ihr als Arzt praktizirt? —

Doctor: In Europa, Asien, Afrika und Amerika. Ich habe bei der Land- und Seearmee gedient, und durch meine Methode, Arzneien zusammen zu setzen, Tausenden von Menschen das Leben erhalten. Ich bin eben jetzt im Begriffe, mir ein Privilegium auf eine Mixtur zu verschaffen, welche in allen vier Welttheilen die Cholera kurirt wird. Sie ist zehnmal besser als die Morrison'schen Pillen. Wollt ihr die Bestandtheile derselben hören? (Hier zog der gelehrte Arzt einen Streifen Papier aus seinem Schnappsack, las sein Recept vor, dessen Haupt-Ingredienzen in „drei Boutheillen des besten Portweins und einer Gallone Brantwein“ bestanden.) — Herr M...: Zu welchem Kirchsprenkel gehört Ihr eigentlich? —

Doctor: Die ganze Welt ist mein Kirchsprenkel; denn ich gehe dahin, wohin es mich freut, und nirgends finde ich eine verschlossene Thür. Ich habe hier noch ein anderes Recept, welches ich den Armen gebe, um sie vor dem Betruge der Droggisten und Marktschreier zu schützen. Es ist ein genaues Verzeichniß der Preise einer jeden Arznei, und die Spitzbuben wagen es nicht, die Leute zu überhalten. — Herr M...: Ihr seid doch, wie ich hoffe, mit einigem Gelde versehen? —

Doctor: Geld? Ich habe dessen in Fülle; aber ich trage niemals solches bei mir, aus Furcht, bestohlen zu werden. Ich erhielt von Bonaparte für die Herstellung seiner ägyptischen Armee von der Gelbsucht mehr Geld, als Ihr Alle auf euren Rücken tragen könnt. — Herr M...: Wollt Ihr nicht in ein Arbeitshaus gehen? —

Doctor: Bien Obligé! Nein! Ich ziehe meinen Düngerhaufen und den Inhalt meines Schnappsackes jeder hat-

ten Behandlung bei wässeriger Haferschleimsuppe vor. Ich brauche nichts, und kann mir immer einen Geldzuschuß durch meinen Agenten verschaffen, wenn mir mein Vorrath ausgegangen ist. Vielen Dank für eure gute Meinung; aber ich will lieber mit meinen in Dünger eingegrabenen Gliedern, und unter freiem Himmel schlafen, als auf dem sanftesten Bett mit Flaumfedern und silbernen Tapeten. — Herr M...: Man kann es nicht zugeben, daß ihr in freier Luft schlafet. Der Constable muß euch in das Arbeitshaus nehmen. — Mit sichtbarem Sträuben nahm der Doctor seinen Schnappsack, und verließ den Ort des Verhörs, von einem Amtsdienere begleitet. Er erklärte, es sei hart für einen Mann von Beruf, seiner Freiheit und eines selbstgewählten Bettes beraubt zu werden, und daß er seinem Freunde, Herrn Claudius Stephan Hunter, hierüber schreiben wolle, der sie gewiß eines Bessern belehren werde.

(Galigani's Mes.)

Die Apothekerrechnung zweier Aerzte.

(Aus dem Französischen des Figaro.)

Lady L... lag an einem chronischen Uebel darnieder. Die Doctoren K... und W...i haben sie behandelt, und mehr oder weniger geheilt. Die Kranke behauptet, sie sei nicht geheilt, — die Aerzte behaupten, daß sie es vollkommen sei. Sie behauptet, sie leide, — die Doctoren sagen, daß sie nicht leide. Die Doctoren K... und W...i verlangen Jeder 200,000 Fr. als Honorar. Wir glauben, daß, wenn die Frau geheilt ist, Lord L... die 400,000 Fr. vielleicht zahlen kann, daß sie aber die Aerzte nicht verlangen sollen. Die böse Welt behauptet, daß die Rechnung folgendermaßen abgefaßt sei:

1. Für eine Reise, Visiten und Störung in den Stadtgeschäften	10,000
2. Für den Verdruß, den beiden Aerzten der Zustand verursachen mußte, in welchem sie Paris, beider Aesculape beraubt, zurückließen	10,000
3. Für die Gespräche über die Krankheit der Lady L.	10,000
4. Für das Denken daran bei Tag	10,000
5. Für das Denken des Nachts sammt Schlaflosigkeit	10,000
6. Durch Anstrengung und Nachtwachen hat Dr. K... seine Haare verloren. Die Haare desselben waren noch passable, man kann sie schätzen auf	5,000
7. Eine neue Perücke wurde nach der neuesten Art gemacht	5,000
8. Dr. W...i verlor die Zähne; ohne im guten Stand zu seyn, waren sie doch etwas werth, er hätte sie nicht für 20,000 Fr. hergegeben; aber doch setzt er für sie nur an	10,000
9. Dr. K... hat seine Uhr verloren, — Dr. W...i 500 Fr. bei Ecarté	15,00
Summe	400,000

Das Stillschweigen über Dinge, die man beiden Aerzten anvertraute, wäre schon an und für sich 400,000 Fr. werth.

Neue



Folge

der

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N^o 102.]

Donnerstag, den 21. December.

[1837.]

Inhalt: Beiträge zur Diätetik der Seele. — Der Sommer 1837 in Baden bei Wien. — Beiträge zur Geschichte der Quarantaine-Anstalten in Europa. — Literatur. — Miscelle.

Beiträge zur Diätetik der Seele *).

Von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

X.

Die ersten Heilmittel gegen alle Uebel, denen das menschliche Geschlecht unterworfen ist, — also auch die eigentlichsten Mittel, allen diesen Uebeln zuvorzukommen, sind — nun seht zu, wie ihr das Ei auf die Spitze bringt! — sind: Wahrheit und Natur.

Wir können, auch wenn wir wollten, eines freien, reinen Daseyns nicht genießen; denn eine einzige, große, allgemeine, unausweichliche Lüge umgibt uns, — die Lüge des gesellschaftlichen Umganges. Es ist ein Zwang, der uns von Außen kommt, — dem wir nicht wehren können, ja der uns mitunter Achtung abnöthigt. Aber ihm noch einen andern, selbstauferlegten Zwang, von Innen heraus, hinzuzufügen, — das ist eine Thorheit, die uns Niemand zumuthen sollte, — die unsere innere und äußere Gesundheit allmählig, aber unüberwindlich untergraben muß, — und der wir uns mehr oder weniger Alle schuldig machen. Es gibt nur eine Sittlichkeit, und das ist die Wahrheit; es gibt nur Ein Verderben, und das ist die Lüge. Dort ist Leben und Gesundheit, hier ist Verwesung. Wie ein heimliches Gift nagt und frisst die beständige Lüge, der peinliche Selbstzwang an den innigsten Kräften unseres Daseyns, und mit krankhaftem Behagen füttern wir den Wurm, der uns verzehrt. Nie war diese trau-

*) Mit dieser letzten Betrachtung wird eine Reihe von Aufsätzen über die Diätetik der Seele geschlossen, die, ein organisches Ganze bildend, dem ernstlichen Leser eben so reichen Stoff zum Nachdenken, als dem Hypochonder Lehren zur Beherzigung darbieten. D. Red.

rige Kunst so weit gediehen, als in unseren Tagen, und wie wir überhaupt auf unsere Kränklichkeit, wie thörichte Städterinnen auf ihre blaffen Wangen, uns etwas zu Gute thun, so sehen wir in dem Raffinement, zu welchem wir die Verwicklung unwahrer Verhältnisse gebracht haben, die Höhe der Bildung, auf welcher wir uns zu stehen rühmen. So rühmt der unheilbar Kranke, der rettungslos Verlorne, die Abnahme seiner Schmerzen; er glaubt, das Uebel schwinde, weil er es nicht mehr fühlt; Hoffnung und Genügen lächeln auf seinem Angesichte, und schärfen nur, durch bittere Ironie, den Schmerz seiner Lieben und seines Arztes, welche besser wissen, wie es um ihn steht. Das ist das Bild unserer Welt. Niemand hat den Muth, Er selbst zu seyn; und doch beruht alle Gesundheit nur auf der Behauptung des echten Selbst gegen Alles, was das Individuum in die Enge treiben will. Denker verkennen das Uebel nicht. „Euer Heil — rufen sie den Zeitgenossen zu — liegt in der Wahrheit. Seid wahr in jedem Athemzuge!“ Und was sie dem Geschlechte zurufen, das legt der Arzt dem Einzelnen an's Herz. Durch's ganze Leben hin eine Rolle zu spielen — und könnte man mit demselben Rechte als August sagen: plaudite! — muß vor der Zeit ermüden. H u f e l a n d vergleicht diesen Zustand einem beständigen Krampf der Seele, einem schleichenden Nervenfieber. Und warum unterwerfen wir uns ihm? ist es nicht weit bequemer, wahr zu seyn? braucht es so viel Anstrengung, uns darzustellen, wie es uns der tiefste, eingeborne Trieb gebietet? Den Männern sag' ich dieß: es gibt keine Kraft ohne Wahrheit, und den Frauen sei es gesagt: ohne Wahrheit gibt es keine Anmuth. Und soll ich ein Geheimniß ausplaudern, welches eben so nahe liegt, und eben so schwer gefunden wird, als die Kunst mit dem Ei des Columbus, so wisset, daß das, was ihr als Genie bewundert, nichts ist als Wahrheit. Jeder erscheint originell, der, ehe er sich an's Schreibpult setzt, statt Bücher sich selber fragt und redlich antwortet. Er bringt Dinge auf's Papier, von denen die Studirtesten mit neidischem Staunen nicht wissen, woher er sie hat. Er bringt sie mit einer Frische und Unmittelbarkeit, um welche ihn jeder Dichter beneidet. Gewiß, wir würden bessere Schriftsteller seyn, wenn wir sittlicher, wenn wir wahrer wären. Wir sind nichts, weil wir krank, weil wir falsch sind. Scham und Reue sind die entnervenden, die lähmenden Nachübel, die uns auf diesen Wegen erwarten. Wir können aber unserm Tode von dieser Seite entgehen, wenn wir nur Muth fassen; Muth, andere und uns selbst nicht zu belügen, — Muth, zu seyn was wir sind.

Wer aber rettet uns aus der Lüge, die uns von Außen umgibt? Die Freude an der Natur. Ihr Genuß und Studium liefern uns den Aether, aus welchem unser tiefstes, feinstes Wesen geboren und genährt wird. Wenn

die zarte Pflanze, die wir unseren Geist nennen, schon im Treibhaus der Societät verdorren und absterben will, so verseze man sie in eine einsame Wildniß, und sie lebt wieder auf. Der genussliebendste Epikuräer, der vielleicht je bekannt geworden ist, ist nach durchgenossenen Freuden aller Art, doch zulezt auf das Resultat gekommen: „daß die höchsten Genüsse diejenigen sind, welche den Frieden der Seele nicht trüben.“ Wenn ich bedachte, von wem dieser Ausspruch kam, so war er mir immer bedeutend. Und was sind das für Genüsse? Ich kenne nur zwei: die Betrachtung des Geistes und der Natur. Es ist gewiß herrlich und merkwürdig, und erregt den ernstern Denker zu Ahnungen geheimnißvoller Tiefen: daß die Schönheit und Größe der Natur sich seinen erquickten Sinnen nicht entfalten könne, ohne daß zugleich sein Geist sich in sich erweitere und erhöhe. Man sage was man will zu Gunsten der Gesellschaft; sie lehrt den Menschen seine Pflicht, und das ist das Höchste, was man überhaupt aussprechen kann; aber sein Glück erschafft ihm nur die Einsamkeit *). Der Blick, in das unendliche Blau des Aethers verloren, oder über die reiche, mannigfache Schönheit der Erde hingleitend, wendet sich ab von den Umseligkeiten, die ihn im Gewühle des Marktes trüben und verwirren. Die Natur denkt lauter große Gedanken, und die des Menschen, indem er ihnen nachsinnt, lernen sich ausdehnen, und werden den ihrigen ähnlich. Das kleine Ich lernt sich als Atom begreifen, und wird doch, mitten im Anschauen der Unendlichkeit, seines Daseyns froh, da es die Harmonie des Ganzen gewahr wird. Gerechtigkeit lernt sich an den unerschütterlichen Gesetzen der Natur; sie liebt, auch wenn sie vernichtet; nur in ihr ist Wahrheit, Ruhe und Gesundheit. „Der Aufenthalt im Freien — schrieb eine geistreiche Frau — habe für sie etwas Zauberisches: Die Geliebten stünden ihr hier näher und die Beschwerlichen entfernter.“ — Alle gesunden Geister, die der Menschheit die Früchte einer schönen Einsamkeit zu genießen gaben, gediehen im Schooße solcher Gefühle, und werden, wie jener bekannte Arzt, das Wort „Natur“ immer mit einer gewissen Ehrfurcht aussprechen, „wie man im Tempel sich vor dem Namen des Allerhöchsten beugt.“ — Daß Lessing kein Gefühl für Natur gehabt habe, ist eine Fabel, die aus einem muthwilligen Paradoron entsprang, wie man sie lästigen Narren hinwirft, um sie los zu werden. Naturforscher sind es, die das höchste, das heiterste Alter zu erleben pflegen. Wie das echte, innige Studium der Natur, wenn es tiefe Offenbarungen gewähren soll, kindliche Gemüther verlangt, dergleichen Howard und Novalis waren, — so erzeugt es auch wieder in denen, die sich ihm weihen, eine eigene Kindlichkeit, und gibt ihnen ihre Jugend wieder. Im Grunde ist jedes Streben

*) Dieses hat gewiß kein Schriftsteller wahrer und kräftiger nachgewiesen, als der große Arzt und Menschenkenner *Simmermann* in seinem Werke über die *Einsamkeit*. Derselbe Schriftsteller zeigte aber auch ihre Gefahren. D. Neb.

des Geistes Naturforschung, und nur wer Alles um und in ihm naturgeschichtlich zu behandeln die Kraft und Einsicht erlangt, wird seinen Geist gesund und selig erhalten. Mit dem steten, unhörbaren Schritte der Tage und Nächte wird auch sein inneres Leben den stillen Kreislauf einer gewohnten Geselligkeit gehen, und er wird mit Entzücken inne werden, daß sein Gefühl für diese Harmonie nichts anderes ist, als eben die Harmonie selbst, von der ja sein Geist, der sie denkt, ein Theil ist. Dieses inne zu werden, — dazu hat die Natur dem Wilden und dem Kinde das Gefühl ihrer Schönheit in den Busen gelegt; — dazu und weiter nicht führt den sinnenden Newton die Betrachtung des Weltgebäudes, und so erreicht sich der erste und nächste Zweck der Schöpfung: daß jedes Geschöpf seinem Standpuncte genügen lerne, und in diesem Genügen glücklich werde. Es ist wunderbar, welcher Balsam aus diesen Ansichten auf unser Wesen niederträufelt, — wie aus ihnen ein geheimer Quell heiliger Lebenskraft in alle Adern unseres Wesens sich ergießt. Wer es nicht erfahren hat, wird das Alles für Phrasen halten; aber wer es zu erfahren versuchen will, wird bald einsehen, warum wir solche Andeutungen an den Gipfel unserer seelendiätetischen Ermahnungen gestellt haben. Jeder Mensch ist ein Antäus; jeden stärkt und belebt bis zur Unüberwindlichkeit die mütterliche Erde, wenn er an ihr liebend festhält. Die Natur bestätigt und bejaht Jeden in seiner Eigenheit, auf welcher ja seine Gesundheit zuletzt beruht; sie erregt keine Leidenschaft, — ja vor ihr brechen sich vielmehr alle Leidenschaften und werden lächerlich, — auf denen doch zuletzt alle Krankheit des menschlichen Geistes beruht. Sie erzieht allmählig und gelinde, — aber sicher, unentrinnbar, und was ist alle Diätetik der Seele als eine zweite Erziehung? *)

Der Sommer 1837 in Baden bei Wien.

(Vom Med. Dr. Landesmann, Mitglied der med. Facultät und practischem Arzte in Baden.)

Es ist wohl wahr, daß solche Sommer, wie der heurige, in dem so mannigfaltig wechselnde Vergnügungen und eine so rege Lebhaftigkeit im BADELEBEN herrschten, gegenwärtig nicht so häufig sind, als dies vor dreißig Jahren der Fall gewesen seyn mag; doch ist keineswegs, wie Viele glauben, ein verminderter Zusammenfluß der Curgäste zu den Badner Heilquellen die Ursache hiervon. Denn die Vergleichung der Badelisten jüngst verfloßener Jahre mit denen älterer Zeit weist eher ein *vermehrtes* als *verringertes* Verhältniß der Gäste aus, und gibt also in dieser Beziehung ein beruhigendes Resultat. Und wo wäre ein Grund zum verminderten Besuche unserer Quellen zu finden? — Unwandelbar bleiben sie Heil spendend, so lange sie bestehen, so lange die Erde, eine liebende Mutter, sie in ihrem Schooße mit Leben und Wärme, mit den Gaben des Heils und der Genesung beschenkt; — die einseitigen Grundzüge junger unreifer und unbewährter

*) Der geehrte Verfasser dieser zehn Betrachtungen über Diätetik der Seele wird in einem der nächsten Blätter noch ein überschüssiges Schlussergebnis, gleichsam ein praktisches Resumé derselben liefern. D. Red.

Theorien zersplittern an der Wucht der tausendjährigen Erfahrungen, die für die Heilkraft unserer Thermen sprechen; selbst die allgewaltige Mode, die leicht und wandelbar ihre Herrschaft allenthalben hin erweitert, schreckt vor der geheimen Werkstätte der Natur ehrfürchtig zurück, und entzieht uns höchstens einige wenige Luxusgäste, die ihr auf Tod und Leben ergeben sind.

Welcher ist also der Grund der jetzt geringeren Lebhaftigkeit Badens? Nicht vermindertes Besuch, auch nicht, weil etwa die heilwirkende Kraft der Quellen seit den vielen Jahren verbraucht ist; wohl aber ein Umstand, welcher der Stadt Baden zur Ehre und zum Nutzen gereichen muß, und den gewiß nicht wenig Curgäste dankbar anerkennen, nämlich die rasche, immer fortschreitende räumliche Vergrößerung und Verschönerung der Stadt, und die bessere Zugänglichkeit zu den ferneren Punkten der herrlichen Umgegend.

Nach dem Brande Badens im Jahre 1811 wurden nämlich die Häuser viel geräumiger, bequemer und schöner, mit mehr Benützung des Raumes und Rücksicht auf Zinsenertrag neu aufgebaut. Auch wuchsen seit jener Zeit eine Menge neuer Häuser zu. So wurden vor siebenzehn Jahren die alten Sauerhof-Bäder in eine, mehr als hundert Zimmer enthaltende vortreffliche, ganz unter Einem Dache angebrachte öffentliche Anstalt von der großartigsten Bequemlichkeit umgewandelt. Einen Maßstab dieses noch gegenwärtig fortschreitenden Zuwachses gibt die Beobachtung, daß seit den letzten sechs Jahren innerhalb des Pfarrsprengels Badens 34 Häuser neu erbaut, und 9 durch Umbauen und Renovirung in bessern Stand gesetzt wurden.

Die Folgen dieser Verbesserungen sind, daß die Parteien, die nun in Baden so angenehm und gut wie in der Heimat wohnen, sich in ihren bequemen Wohnungen zurückgezogen halten, ihren gewohnten Beschäftigungen und den Vergnügungen leben, die sich im Innern ihres Haushaltes ihnen darbieten, und an dem allgemeinen BADELEBEN nur in so weit Antheil nehmen, als es mit ihrer Cur und mit ihrem Gesundheitswohle in Beziehung steht. Dies ist nun wohl zu desto größerem Schaden der Geselligkeit mehr beim andern Geschlechte, und vorzüglich bei Hausfrauen der Fall; auch ist die Abgeschlossenheit vollständiger, wenn ein Gasten bei Hause ist. Auf diese Weise gibt es eine große Anzahl von Curgästen, die, indem sie nicht aus dem allgemeinen BADELEBEN Vergnügen schöpfen, dem allgemeinen Vergnügen ihr Schärfelein entziehen; da hingegen sonst, als man noch in kleine unbequeme Wohnungen sich einschränken mußte, Jeder sich beeilte, seine Mußestunden außer dem Hause angenehm auszufüllen, wodurch neue Bekanntschaften leichter gestiftet, die Conversation belebter, die Coteries größer, und das ganze BADELEBEN überhaupt angenehmer, lebendiger, ergötzlicher wurde.

Ungeachtet der rasch überhand nehmenden Vermehrung und Vergrößerung der Gebäude hat Baden doch weder von seinem freundlichen Ansehen verloren, noch wird ihm der Zutritt der frischen, ländlichen, der Gesundheit im höchsten Grade zusagenden Atmosphäre versperrt, da alle Häuser nur ein, höchstens zweistöckig, und viele mit Hausgärten versehen, die Gassen breit und rein sind, und mit frischer, von Blumenduft durchwürzter Luft durchzogen werden; da die nahen Berge die Stadt anmuthig überragen, und durch die wohlwollende letzte Fürsorge zweier erhabenen unvergeßlichen Gönner Badens, weiland Sr. Majestät des Kai-

ser's Franz und Sr. Kais. Hoheit des Erzherzogs Anton Victor höchstseligen Andenkens, alle mehr peripherischen Straßen der Stadt mit schönen Alleen bepflanzt sind.

Die leichtere Zugänglichkeit zu den entfernteren, schön gelegenen Ortschaften in der Umgegend Badens, eine so ergiebige Quelle des Genusses sie dem Freunde der Natur auch ist, trägt keine kleine Schuld an der Verminderung und Zertheilung der Badegesellschaft. Sonst waren der Park und die Hauswiese im Helenenthal beinahe die einzigen Promenaden, auf denen Alles sich erging; und man hatte dort nebst dem Genusse der freien grünen Natur und der gesunden Luft noch den der fast ganzen versammelten Gesellschaft. Nur Wenige wagten, für den Ruhm rüstiger Fußgänger, den Marsch in die Krainerhütten, wohin noch keine fahrbare Straße führte; eben so ist es nicht gar lange Zeit, daß zur schönen Ruine Merkenstein ein bequemer Fahrweg führt, während ehemals die steilen Fußspfade kaum einem Badegaste einen so mühsamen Ausflug gestatten; nach Heiligen-Kreuz gelangen, hieß dahin reisen; die so beliebte Promenade in das höchst romantische Thal beim Baron Sina'schen Jägerhause ist erst seit zwei Jahren eröffnet; Siegenfeld war kaum dem Namen nach gekannt, und zehnmal verirrte sich der unfundige Städter in den ungewohnten Berg- und Waldwegen, ehe es ihm einmal gelang, das freundliche, jetzt so häufig besuchte Baden zu erreichen.

Nach diesen vergleichenden Bemerkungen zwischen Einst und Jetzt wollen wir es versuchen, dem Leser vor Augen zu führen, was das BADELEBEN in der heurigen Saison Neues und Erfreuliches bot.

Bis zum 10. October gibt die Badeliste dieses Jahres die Anzahl der Parteien auf 2099, und die der einzelnen Curgäste Badens auf 5431 an.

Obwohl die Witterung im eigentlichen Sommer von einem Extreme zum andern sprang, anfangs kalt und regnerisch, dann im August anhaltend und drückend heiß war, und selten das schöne Mittelmaß fand, das so mächtig die heilenden Kräfte unserer Thermen unterstützt, so bewährte sich doch der Genius unserer Quellen auch dies Jahr als ein Wunderthäter; manche Krücke blieb ihm als Sieges-Trophäe, manches Schmerzenssach wandelte er in freudiges Lächeln; auf manche bläse, siechfranke Wange hauchte er das Roth der Gesundheit, in manches todtmüde verzagende Herz kehrte auf sein Machtgebot Lebensmuth und Hoffnung zurück. Doch strafte er auch heuer den Mißbrauch seiner Wundergabe strenge, und Mancher büßte sein unvernünftiges Treiben an der Quelle und sein ungeduldiges Haschen nach Erfolg durch Verschlimmerung und Vermehrung seiner Leiden.

Unter den heuer zum Besten der Gäste erstandenen Neuerungen verdient der Schwimmbach im Doblhof-Garten rühmliche Erwähnung. Er bietet den Schwimmern ein geräumiges, gehörig tiefes Bassin, dessen Grund und Seitenwände mit Thon verkleidet sind, und dessen Wasser durch immerwährenden bedeutenden Zufluß rein erhalten wird.

Für Badende ist darin ein großer seichter Theil, dessen Boden mit feinem Sande belegt ist, bestimmt. Zur Benützung der Anstalt für das schöne Geschlecht sind die Stunden von 9 bis 2 Uhr ausschließlich gewidmet. Zwei eigens angestellte Schwimmer wachen zugleich für die Sicherheit; auch ist für Bä-

sche, Bedienung und sonstige Bequemlichkeit genügend gesorgt. Für solche Gäste Badens, die nicht warme Schwefelbäder brauchen, gewährt diese Anstalt in warmer Zeit einen eben so erquickenden als heilsamen Genuß, und der häufige Besuch, dessen sie sich erfreut, beweiset, wie sehr ihre Brauchbarkeit vom Publikum anerkannt und gewürdigt wird.

Noch verdienen hier zwei neue Gasthaus-Etablissements, zur Stadt Wien und zum goldenen Löwen, genannt zu werden, da beide nebst der Geräumigkeit und der eleganten Ausschmückung des Locales dem Gaste Alles bieten, was von einem guten Gasthose gefordert werden kann. — Auch das rühmlich bekannte Scheiner'sche Kaffeehaus hat durch Renovirung und neue innere Einrichtung an Eleganz und Bequemlichkeit zugenommen.

Unter Pokorny's Direction befriedigte heuer das Theater die Erwartungen in vollem Maße, die man an dasselbe zu stellen berechtigt ist; manchen genussreichen Abend verdankten die Gäste den Bemühungen des verdienstlichen Directors; Schauspiel, Oper und Posse, die abwechselnd das Bühnen-Repertoire bildeten, waren gut, und selbst Fanny Elßler verherrlichte zwei Theaterabende mit ihrem Grazientanze.

Die heurige, durch die Beschaffenheit des Wetters in eine kürzere Saison zusammengedrückte zahlreiche Badegesellschaft wurde durch des kunstsinigen Herrn Franz Grafen von Palffy menschenfreundliches Bestreben, das allgemeine Vergnügen der Badegäste zu erhöhen, nicht wenig erfreut und beseelt. Besonders verschaffte ein, von demselben mit nicht geringen Opfern hier firirter Verein mehrerer der ausgezeichnetsten Tonkünstler den Curgästen öfter die Woche einen erheiternden Kunstgenuß. Die lieblichsten und kunstvollsten Serenaden sammelten die Bewohner Badens bald in den traulichen Gassen der Stadt, bald im Parke unter dem üppigen Laubgewölbe der Bäume, das in der doppelten Beleuchtung der vielen hellen Lampen und der ewigen Himmelslichter magisch erzitterte. Als die Abende im Herbste kühlser zu werden begannen, verlockte die Musik ihre Verehrer und Verehrerinnen in die geräumigen Redoutensäle, wo ein Concert abgehalten wurde. Doch kaum haben nach dessen Beendigung vom Orchester herab die ersten Töne einer rauschenden Tanzmusik geklungen, als durch vereintes Streben aller rüstigen Tänzer der Concertsaal durch Ordnen und Wegschaffen der Stühle im Augenblicke in einen Tanzsaal umgestaltet, und mit voller Lust Terpsichoren gehuldigt ward.

Ogleich der Zutritt zu diesen Unterhaltungen jedem anständig Bekleideten unentgeltlich gestattet war, herrschte mit ungezwungener Fröhlichkeit die sittlichste Anständigkeit und ein so ergötzlicher, geselliger, herzwinnender Ton dabei, daß das endliche Aufhören derselben allgemeines Bedauern unter den Curgästen erregte.

Die fernen und nahen Spazierplätze waren bei schöner Bitterung ungemein belebt. Zu Fuße und zu Wagen, zu Pferde und zu Esel sah man fröhliche Gruppen die wundervolle Gegend durchziehen, und sich der Natur gesellig erfreuen.

So bot also der diesjährige Sommer ein so reges, geselliges und vergnügliches BADELEBEN, wie es von älteren Badegästen mit sehnüchtiger Rückerinnerung von den Sommern des ersten Jahrzehends unseres Jahrhunderts beschrieben wird.

Es ist allbekannt, wie sehr Erheiterung des Geistes, Zerstreuung und gesellig-

ges Vergnügen die Wirkung jeder Heilquelle unterstützen. In dieser Beziehung war im Badesleben an unserer Quelle das fühlbarste Bedürfnis ein Gönner Badens, der zugleich ein Freund der Geselligkeit, die Badegesellschaft um ein Centrum des Vergnügens vereinigte, ihr mehr Annäherungspunkte bot und mehr Gemeinfinn im Genießen einflößte. Ein solcher wohlwollender Mecän aber ist zum Heile unserer Curstadt in dem Herrn Franz Grafen von Palffy erstanden, dem der Himmel Ausdauer in seinem freundlichen Beginnen verleihen, und ihm so viel Freude darin finden lassen mag, als ihm dafür Dank und Anerkennung gebührt *).

*) Wir machen bei dieser Gelegenheit unser Leser auf eine vom Verfasser dieses Aufsatzes im Jahre 1836 unter dem Titel: *Leben der Thermen, mit besonderer Rücksicht auf die warmen Schwefelquellen Badens*, erschienene Schrift aufmerksam. D. K. d.

L i t e r a t u r .

Moralisch-praktische Seelenlehre, vom Mag. Chir. Joseph Lunzer, Operateur und Wundarzt an der k. k. Provinzial-Irrenanstalt zu Hall in Tirol. Innsbruck gedruckt mit Wagner'schen Schriften. 1837.

Der Herr Verfasser hat in dieser Abhandlung die Psychologie mit einem Werke bereichert, in welchem er sein gereiftes Urtheil über das Leben der Seele, deren Eigenschaften und ihre moralische Bedeutung zu dem Zwecke mittheilt, um zu einer venunftgemäßen Erziehung der Jugend und einer Sittlichkeitsverbesserung im Allgemeinen auch sein Schärfschen beizutragen.

Da der Verfasser selbst als Arzt in einer Irrenanstalt angestellt ist, so dürfte seine Schrift vorzüglich jenen Wundärzten zu empfehlen seyn, die sich zum Verständniß von Werken über Geisteskrankheiten gründliche Begriffe in der Psychologie aneignen wollten. Denn vermöge der populären Sprache ist diese Schrift vorzüglich für Jene geeignet, welche nicht Gelegenheit hatten, in den höheren Studien der Philosophie eingeweiht zu werden, und dennoch das Bedürfnis fühlen, psychologische Kenntnisse nachzuholen, und den Menschen auch von Seite des geistigen Lebens kennen zu lernen; daher das angezeigte Buch nebst den Erziehern und Lehrern der Jugend insbesondere den Wundärzten bestens empfohlen werden kann.

S — d.

M i s c e l l e .

(Zod b ä d e r.) Da das Zod so kostspielig ist, daß die Aerzte hierdurch häufig an der Anwendung der von Lugol empfohlenen Zodbäder (wozu eine Menge Zod verwendet wird) als Heilmittel gehindert werden, so verdient Liebig's neue Methode, aus solchen Bädern nach ihrem Gebrauche das Zod wieder auszuscheiden, anstatt sie, wie bisher geschah, geradezu laufen zu lassen, gewiß alle Anerkennung. Die Art, wie diese Ausscheidung geschieht, wird in Dingler's polytechnischem Journal (October 1837, 2. Heft, p. 159) näher angegeben, und Herr Thiais, Apotheker in Hamburg, hat nach demselben Verfahren aus zwei Bädern, die zusammen 8 Quentchen Zodkalium und 4 Quentchen Zod enthielten, 7 Quentchen reines Zod erhalten.

Hierzu eine außerordentliche Beilage.

Außerordentliche Beilage

8 u r

Gesundheits - Zeitung.

[N^o 102.]

Donnerstag, den 21. December.

[1837.]

Beiträge zur Geschichte der Quarantaine-Anstalten in Europa.

(Fortsetzung.)

Die Reisenden werden mit einer Räucherung und einem Bad empfangen, und ihre Kleider und Sachen entweder ebenfalls geräuchert, oder gewaschen, ausgeklopft und dem Luftzug unterworfen. Die mit reinen Pässen Eingetretenen dürfen unter Aufsicht ihres Wächters den Corridor, den Hofraum oder das Sprachgitter besuchen; die mit verdächtigen Pässen hingegen müssen eine geraume Zeit (in Marseille sechzehn Tage) eingeschlossen bleiben, bevor ihnen jene Gunst wiederfährt. Ein Reisender, welcher beim Eintritt in die Klausel alle seine Kleider und Sachen zurückgelassen, geräuchert, gebadet, und durchaus mit neuer Wäsche und Bekleidung versehen worden, kann bei anhaltender Gesundheit und günstigen Umständen schon nach neun oder zehn Tagen ohne Gefahr entlassen werden; wer aber die mitgebrachten Kleider behält, muß deshalb wenigstens eine doppelt so lange, und bei verdächtigen Pässen eine noch längere Probezeit bestehen. Zeigt sich während derselben das geringste Fiebersymptom (was bei der täglichen Untersuchung leicht zu entdecken ist), so wird der Kranke sogleich auf das strengste isolirt, und mit den nöthigen arzneilichen Bedürfnissen auf Anordnung des Arztes durch seinen Wächter versehen. Wünscht der Kranke sein Testament zu machen, so wird dasselbe vor der Thür der Klausel in Gegenwart des Lazareth-Vorstehers niedergeschrieben. Dem Geistlichen ist der Eintritt in's Zimmer erlaubt, er muß aber die laut zu sprechende Beichte an der entferntesten Stelle anhören, und dann darauf schwören, daß er den Kranken nicht angerührt habe. Die Leichname der an der Pest Verstorbenen werden mittelst langer Espartostricke von dem Lager aufgenommen, in die mit einem Deckel versehene Kollbahre gelegt, und des Nachts auf dem Lazareth-Kirchhofe still beerdigt, nachdem sie zuvor noch mit ungelöschtem Kalk überschüttet worden sind. Die angestreckten Kleider, Decken, Betten, Abfälle u. s. w. werden den Flammen übergeben. Das Zimmer, in welchem der Kranke sich befand, wird lange Zeit gelüftet, gereinigt und gleichsam umgeschaffen, und der Wächter sowohl, als alle übrigen Personen, welche mit dem Kranken oder Todten zu thun hatten, müssen sich jetzt als höchst Verdächtige dieselbe strenge Absonderung gefallen lassen. Kommt der Kranke mit dem Leben davon, so wird ihm nach erlangter Genesung noch eine Reinigungsfrist von zwanzig bis vierzig Tagen in einem besondern Raum auferlegt.

Die Ladungen und Schiffe, welche aus irgend einem Theile des türkischen Gebietes kamen, mußten sonst in Venedig unvermeidlich eine volle Quarantaine von vierzig Tagen halten, und für die Schiffe von Zante, Cephallonia und andern venetianischen Inseln waren ein und zwanzig bis dreißig Tage vorgeschrieben. In neuerer Zeit ist jedoch hierbei auch auf andere Verhältnisse geachtet, und ziemlich allgemein der Grundsatz angenommen worden, daß gewöhnlich die Reisenden, die Mannschaft und das Schiff eine gleiche Zahl von Quarantaintagen auszuhalten haben, die Quarantaine der Ladung hingegen noch fünf bis zehn Tage länger fort dauern muß.

Besteht die Ladung ganz oder zum Theil aus Sachen, die zum Aufnehmen und Bergen des Pestgiftes wenig oder nicht geeignet, und der unmittelbaren Berührung durch Menschenhände kaum unterworfen sind, so werden dieselben auch keiner größeren und längeren Quarantaine ausgesetzt, als die Mannschaft und das Schiff bedürfen, und die Reinigung wird sich hauptsächlich nur auf die Umhüllung (Emballage) beschränken können. Daher unterscheidet man überall in Hinsicht der Waaren und Effecten sogenannte giftfangende oder empfängliche, und nicht giftfangende oder unempfangliche Sachen (*Genrie e Merci suscettibili e non suscettibili*), und beide Gattungen müssen auf verschiedene Weise behandelt werden.

Die Waarenballen werden nach dem verschiedenen Grade der Pestgefahr entweder ganz oder theilweise geöffnet, die Umhüllung wird bald an dieser, bald an jener Stelle zurückgeschlagen, oder vollständig entfernt, der Inhalt umgerührt, und das Eindringen der Luft auf allen Seiten befördert. In Triest wird jeder Ballen mit Baumwolle, Flachs, Wolle u. dgl. zuerst an dem einen, und später an dem anderen Ende aufgeschnitten, worauf ein Diener öfters seinen entblößten Arm hineinsteckt, und durch die auf solche Weise entstandene Höhlung der Luft den Zugang verschafft. In Marseille werden bei größerem Verdacht die Säcke und Ballen vollständig geöffnet, und so oft gewendet und bearbeitet, daß Alles von der Luft durchstrichen werden kann. Zeuge, Lücher, Shawls und ähnliche Waaren, sie mögen aus Seide, Wolle, Leinen oder Baumwolle bestehen, läßt man einzeln durch die Hände der Diener gehen, und in Haufen über einander legen, die täglich verändert werden müssen. Eben so werden auch die Häute aufgestapelt, und öfters einzeln umgewendet. Die Menschen, welche alle diese Arbeiten verrichten, sind dabei zugleich als Reagentien gegen das Contagium zu betrachten. Erkrankt daher ein solcher Diener während der Quarantaine an der Pest, so wird er nicht nur selbst wie jeder pestkranke Ankömmling behandelt, sondern es tritt auch für die sämmtliche Waare, mit welcher er zu thun hatte, eine neue und längere Quarantaine ein, und das Handthieren (die Manipulation) mit dieser Waare wird einige Zeit ausgesetzt, bevor sich ein anderer Mensch demselben Geschäft unterzieht. — Ein noch wirksameres Mittel zur Desinfection ist das Feuer, welches jedoch nur bei dem Verbrennen wirklich verpesteter Sachen und bei dem Versengen verdächtiger Briefe und Papiere angewendet wird, obgleich auch verpestete Räume, wenn sie feuerfest und sicher sind, durch starke und bald wieder erlöschende Flammen zweckmäßig gereinigt werden können. Auf ähnliche Weise, wie Luft und Feuer, wirkt das Chlor, welches in dreifacher Gestalt (als Chlorgas, Chlornasser und Chlorkalk) zu benutzen ist, und zur Reinigung der Luft so wie als Waschmittel die vielfache Empfehlung, die ihm in neuer

rer Zeit zu Theil geworden, wirklich verdient, obgleich dasselbe bis jetzt, so viel bekannt, nur in den russischen Quarantaine-Anstalten eingeführt worden. Es greift aber das Chlor die meisten Metalle, selbst das Gold und alle Pflanzenfarben an, und darf deshalb zum Reinigen gefärbter Zeuge nicht verwendet werden. Durch dieselbe nachtheilige Einwirkung auf die Farben, so wie durch die Reizung der Athemwerkzeuge wird auch die Anwendung der sonst mit Recht gerühmten Schwefeldämpfe und der salpetersauern und salzsauern Räucherung beschränkt, daher von diesen Mitteln nur Gebrauch zu machen, wo keiner der erwähnten Nachtheile zu besorgen ist. Der Essig wird heute fast nur noch hier und da zum Durchziehen der Briefe und zur Reinigung des Geldes gebraucht, in Marseille aber auch den Bädern für verdächtige oder genesene Personen beigemischt. Die Seife kommt bloß als Zusatz zu dem gewöhnlichen Waschwasser in Betracht, und der gebrannte Kalk wird zum Uebertünchen der Wände und zur Beförderung des Verwesens der Leichname am besten benützt. Das Wasser endlich ist von jeher und fast überall für eines der wirksamsten Reinigungsmittel angesehen worden, und wird als solches auch heute noch mehr oder weniger in den Quarantaine-Anstalten angewendet.

Andererseits darf nicht übersehen werden, daß dem Wasser selbst in neuester Zeit eine ungemein heilsame und wahrhaft desinficirende Wirkung beigezessen ist. Nach russischen Berichten wurde die Pest, welche in den Jahren 1828 und 1829 unter den Truppen jenseits des Kaukasus wiederholt zum Vorschein kam, hauptsächlich dadurch beschränkt und jedesmal schnell unterdrückt, weil alle bei der Armee befindlichen Personen, Pferde und andere Thiere täglich und ohne Rücksicht auf die Witterung mit kaltem Wasser gewaschen oder im Flusse gebadet wurden, so wie auch Alles, was in's Lager gelangte, mit Ausnahme des Brotes und auflöslicher Dinge, in's Wasser getaucht und abgewaschen wurde. Obgleich dabei auch andere Vorkehrungen nicht unterlassen waren, so erschien doch der Erfolg jenes Verfahrens um so auffallender, je weniger im Lager und auf den Märchen der Truppen die Vorschriften des Quarantaine-Reglements, und insbesondere auch die Räucherungen im vollen Umfange anzuwenden waren. Durch diesen Erfolg wurden sowohl Aerzte als Officiere bestimmt, das Wasser für eines der ersten und sichersten Schutzmittel gegen die Pest zu halten *).

Was nun zuletzt die Quarantaine des Schiffes und seiner Mannschaft betrifft, so beginnt dieselbe von dem Tage, an welchem die letzten pestempfindlichen Waaren an's Land geschafft sind, bei nicht empfindlicher Ladung aber von dem Tage, an welchem der Gesundheitswächter an Bord gekommen ist. Die Reinigung wird bei geöffneten Luken durch Lüften, Räuchern und Waschen unter Aufsicht des Wächters bewirkt, das Entweichen von Menschen durch die nahe liegenden Wachtboote verhindert. Diejenigen Reisenden, welche nicht das Lazareth beziehen, sondern am Bord bleiben wollen, müssen die ganze Quarantaine des Schiffes zurücklegen; in Triest aber werden ihnen, so wie dem Capitän und den Officieren, fünf Tage davon erlassen, wenn sie sich vollständig entkleiden,

*) Kurzer historischer Ueberblick des Auftrittes, Verlaufes und der Tilgung der Pest unter den Truppen jenseits des Kaukasus in den Jahren 1828 und 1829. Aus dem Russischen von Dr. Goedecken, im Magazin der ausländ. Lit. der gef. Heilk. von Gerson und Julius. 1835. Heft I. (Wir haben aus dieser Schrift schon früher einen Auszug mitgetheilt. D. Red.)

und durchaus mit neuen und reinen Kleidern versehen. Thiere sind gleicher Quarantaine mit dem Schiffe unterworfen. Die letzte Tage läßt man das Fahrzeug auch wohl näher an's Land kommen, und nicht fern von dem Gesundheitsamt (Consigne) vor Anker gehen.

Uebrigens ist die Dauer der Quarantaine nach den Umständen und örtlichen Gebräuchen so verschieden und ungleich, daß allgemein gültige Regeln darüber bis jetzt noch nicht angenommen sind. Das Regulativ von Triest begnügt sich mit der Bestimmung, daß die mit reinem oder verdächtigem Pässe anlangenden Schiffe nach den mehr oder minder verdächtigen Anzeigen des Passes und mit Rücksicht auf die Orte, woher sie kommen, eine Quarantaine von sieben bis vierzig Tagen, die mit unreinem Pässe aber keine kürzere als vierzehntägige Quarantaine auszuhalten haben. In Marseille und in anderen Orten halten die Schiffe nach dem Unterschied der Pässe, Waaren und Häfen eine Quarantaine von achtzehn, zwanzig, fünf und zwanzig, dreißig, fünf und dreißig oder vierzig Tagen, und bei schlimmeren Umständen muß derselben noch eine Lüftung am Bord von neun, vierzehn bis ein und zwanzig Tagen vorhergehen, wobei alle Schiffe aus Constantinopel, dem Canal, Smyrna und den Häfen des schwarzen Meeres, so wie alle diejenigen, welche erst sechzig Tage nach dem Aufhören der Pest abgesegelt sind, ohne Unterschied für unrein angenommen werden *). Die Schiffe aus der Barberei müssen länger verweilen, als die aus Syrien, weil die Fahrt von Algier oder Tunis nur kurze Zeit dauert. Hat ein Schiff mit einem Pässe irgend einen Menschen auf der Fahrt verloren, oder findet noch am Bord eine Erkrankung Statt, so wird das Fahrzeug ohne Rücksicht auf den Gesundheitspaß so lange für verdächtig angesehen, bis alle Umstände sorgfältig untersucht worden sind. Erkrankungen unter den Reisenden, Wächtern oder Dienern im Lazareth wirken auch auf die Quarantaine des betreffenden Schiffes zurück, so wie durch Krankheitsfälle am Bord die Quarantaine der bereits im Lazareth befindlichen Reisenden und Waaren verlängert werden kann. Bei erklärten Pestschiffen muß die Reinigungsfrist auf achtzig bis hundert Tage, und in manchem Falle auf mehrere Monate ausgedehnt werden. Am Schlusse der Frist, es möge diese kürzer oder länger gedauert haben, werden die Reisenden im Lazareth und ihre Sachen nochmals geräuchert, auf dem Schiffe die Mannschaften und Geräthe untersucht, und in den Niederlagen die Waaren mit den Verzeichnissen verglichen, worauf die Entlassung der nunmehr als gereinigt angesehenen Personen, Sachen und Fahrzeuge mit der Vorsicht erfolgt, daß bei dem Austritt jede Berührung mit noch verdächtigen Menschen und Dingen sorgfältig vermieden wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) C. A. Fischer, über die Quarantaine-Anstalten zu Marseille. Leipzig 1805. 8.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiekt wird.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N^o 103.]

Montag, den 25. December.

[1837.]

Inhalt: Briefe aus den Pyrenäen. — Aus dem Tagebuch eines Arztes. — Beiträge zur Geschichte der Quarantaine-Anstalten in Europa. — Miscelle.

Die P. T. Herren Abonnenten

werden höflichst ersucht, das Abonnement auf die „Gesundheits-Zeitung“ für das Jahr 1838 baldmöglichst einleiten zu wollen, damit die Größe der Auflage darnach bestimmt werden könne. Die Redaction.

Briefe aus den Pyrenäen *).

Erster Brief.

Ich durchstreife nun seit einem Monat die Pyrenäen in ihren verschiedenen Richtungen und habe erfahren, wie sehr die scharfe aufregende Gebirgsluft, die Größe und Bizarrerie der Gebirgsformen, das betrübende Geräusch sprudelnder Gebirgsquellen, die brennenden Sonnenstrahlen, die heisende Kälte der Nacht und die herrliche Wirkung der Mineralwasser auf die Oekonomie des menschlichen Körpers einwirken, und welchen Einfluß diese Ursachen auf Charakter und Gemüth üben. Ich sah Reisende von ruhigem Temperamente und strenger Lebensweise, durch die Gebirgsluft bis zum Entzücken berauscht; Andere fühlten sich dadurch gedrückt und zum Trübstan gestimmt, die sonst gewöhnlich frohen Sinnes waren. Ich sah furchtsame Frauen, wie Diana Vernon, am Rande eines Abgrundes dahinschweben, während ihnen die Männer furchtsam und unschlüssig folgten; ich sah bekannte Generale sich für die Botanik interessieren, Professoren auf Bäume klettern, Kaufleute das Geld in Strömen austheilen; ich hörte Advocaten von Nührung sprechen, und Opersänger

*) Bekanntlich reisen viele Kranke in die Pyrenäen, um theils durch die dasigen Mineralquellen, theils durch die Gebirgsluft sich herzustellen. Daher schien es uns von Interesse, diese Schilderung eines französischen Reisenden unseren Lesern mitzutheilen.

D. Red.

das Glück der Bergbewohner idyllisch preisen. — Und glauben sie nicht, daß ich mir darin gefalle, Ihnen so viel Contraste als möglich vorzuführen; jedes der Bilder, die ich Ihnen eben gezeichnet, ist meinem Gedächtnisse eingeprägt, und wenn Sie mich herauszufordern wagen, so will ich den Namen nennen.

Dies ist im Allgemeinen der Eindruck, den der Aufenthalt in hoher Gebirgsgegend auf den Reisenden macht. Alles trägt dazu bei, um ihn aus seiner frühern Natur zu entreißen — Sonne, Regen, Stürme, der unablässige Wechsel der Luftschichten. Denn in der Mitte einer hohen Gebirgsgegend nehmen die gewöhnlichsten Erscheinungen einen fremden Charakter an; hier herrscht ewige Bewegung, die Natur spielt ihr großes Drama, und zieht den Menschen in den Kreis ihres großartigen Wirkens. Der Himmel, der sich über mich wölbt, der Boden, den ich betrete, die Luft, die ich athme, zeigen, man verzeihe mir den Ausdruck, eine gewisse Leidenschaftlichkeit.

Wenn sich der Regen in Strömen ergießt, so „weint das Gebirge;“ wenn es donnert, so „fürnt das Gebirge;“ wenn es weiße Wolken verhüllen, so „bedeckt es sich mit einem Hermelin-Mantel.“ Ich erinnere mich an einen eben so wahren als malerischen Ausdruck, mit dem die Bauern der Limagna ein herannahendes Gewitter zu bezeichnen pflegen. Sie sagen, „der Pay-de-Dôme setzt seine Kappe auf.“

Es ergießt sich ein eigener Zauber über dieses Leben voll Bewegung und Gefahr. Anfangs widersteht man ihm, aber es dauert nicht lange, so fühlt man sich mit unwiderstehlichen Banden angezogen. Man ist gekommen, um sich in irgend einem verborgenen Winkel in Ruhe zurückzuziehen, aber eines Morgens donnert dir das in hellen Sonnenstrahlen erglänzende Gebirge sein „Vorwärts“ entgegen, und weg ist fester Entschluß und Vorsatz. — Du laufft bei Tag und bei Nacht; du durchstreichst wie der Wind ungeheure Räume; plötzlich stehst du auf einer wankenden Felsenacke zwischen dem Himmel und einem gähnenden Abgrunde! In diesem Augenblicke ergreift dich der Enthusiasmus trotz aller Philosophie. Man vergißt an Oper und Boulevard. Du warst ein Ungläubiger, jetzt bist du bekehrt.

Der Pariser sieht gewöhnlich mit Geringschätzung auf Alles herab, was ihm außer Paris begegnet, aber es gibt zwei Sachen, von denen er keine Idee hat: „das Meer und die Gebirge.“ Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich, daß ein Knabe, welcher auf ein Mal das Meer in seiner ganzen Größe sah, auf die Frage, welchen Eindruck dieser Anblick auf ihn mache, erschrocken antwortete: „Es ist mir zu groß.“ Einen ähnlichen Eindruck macht eine hohe Berggegend auf Jenen, der an große Naturscenen nicht gewohnt ist. Man sieht die ungeheuren grauen Massen, die den Horizont

begränzen, und unter denen man zu ersticken glaubt, dann fühlt man sich so erbärmlich klein und vergänglich gegen jene unsterblichen Riesen. Der Pariser glaubt durch diese Riesenkette seine Keiselust beschränkt; er hält sie für eine unübersteigliche Mauer, auf die die Hand Gottes: „Bis hierher und nicht weiter!“ geschrieben hat. Und dennoch erfüllt uns dieser Anblick nach einigen Tagen mit süßem Behagen, ein unerklärbares Sehnen füllt die Brust, man glaubt eine neue unbekannte Welt hinter diesen Gebirgen zu finden, und besteigt sie mit der freudigen Ahnung eines Weltentdeckers.

Für einen Franzosen dauert dieser ungewisse Zustand immer einige Tage. Ein Engländer kommt in Pau an, nimmt sein Diner ganz behaglich ein, läßt den Wagen schmieren, verlangt Pferde, reiset um 8 Uhr Abends in die Pyrenäen, und — schläft ein. Ein Pariser macht schon mehr Umstände. Er bleibt 8 Tage in Pau, und scandalisirt die ganze Stadt durch die ungewöhnliche Laune seines Naturenthusiasmus, er streitet mit Jedem, der ihn hören will, über die Pyrenäen, die er ja noch nicht gesehen hat. Aber bald fängt er Feuer. Seit 8 Tagen haben die Pyrenäen, die er von der Terrasse Heinrich des IV. täglich betrachtet, so oft ihre Formen verändert, sie haben so viele Reize vor seinen profanen Augen ausgebreitet, sie haben sich so lüstern mit den Perlen des Morgens und mit dem Abendroth geschmückt, daß es unser Pariser am Ende des achten Tages nicht mehr aushält. Eines Morgens erhebt er sich in einer großen Bewegung, und wenn ihn die Wirthin fragt, ob er Briefe nach Paris zu besorgen habe, ruft er verächtlich: „Jetzt handelt es sich viel um Paris!“ ergreift seinen Hut und reiset ab. . . . Des Abends (denn ich erzählte meine eigene Geschichte) des Abends kam ich in Baguères de Bigorre an.

Aus dem Tagebuch eines Arztes.

(Fortsetzung.)

L.

Oft geht dem Arzte erst dann ein Licht über die Natur der Krankheit, die er behandelt, auf, wenn dem Patienten das Licht seines Lebens schon untergegangen ist. Möchten doch alte erfahrene Arzte dieß beherzigen, und jüngeren Kunstgenossen ihr Licht öfter, als es leider zu geschehen pflegt, leuchten lassen *).

LI.

Sagt der Kranke dem Arzte immer die Wahrheit? Sagt der Arzt immer dem Kranken die Wahrheit? Diese wechselseitige Täuschung hat gewiß viel Unheil gestiftet; aber gewiß auch viel Gutes.

*) „Erranti qui comiter monstrat viam, quasi lumen de suo lumine accenda, facit. Nihilominus ipsi lucet, quamvis alteri lucet,“ sagt irgendwo ein römischer Schriftsteller, wenn ich nicht irre, Ennius.

LII.

Wehe dem Arzte, der, wie ein Seefahrer auf der Sandbank, auf den in der Schule erworbenen Kenntnissen sitzen bleibt. Der Arzt wirkt auf die und lebt mit den Menschen seiner Zeit, er muß also diese erkennen und auffassen, — aber dieß wird er nur, wenn er von Zeit zu Zeit einen Abschluß mit sich selbst macht, und mit seinem Zeitalter gleichen Schritt hält.

LIII.

Ehemals haben die Aerzte geklagt, daß man sie nicht einmal des Nachts schlafen lasse — jetzt hört man sie klagen, daß man sie nicht einmal bei hellem Tage stört. — Ehemals fürchteten sie die Glocke, die sie zu den Patienten um Mitternacht rief — jetzt können sie nicht einschlafen, weil sie keine Glocke weckt. So ändern sich die Zeiten — und wir leider nicht mit ihnen.

LIV.

Ein Arzt darf nicht paradox seyn, nicht einmal in seinem Anzuge. Ein kleines Versehen stempelt ihn zum Sonderling, und das Zutrauen seiner Kranken ist hin! Aber mit Para-, Ortho- und Heterodoxen umzugehen, daß muß er verstehen, sonst artet aller Glaube an seine Kunst in den schrecklichsten Unglauben aus.

(Der Beschluß folgt.)

Beiträge zur Geschichte der Quarantaine-Anstalten in Europa.

(Fortsetzung.)

Es leuchtet ein, daß der Zweck der See-Quarantaineplätze mehr oder minder verfehlt werden müßte, wenn den Schiffen gestattet wäre, in Häfen einzulaufen, wo keine Gesundheitsprobe gehalten wird. Daher sind längs der Meeresküste noch Maßregeln erforderlich, durch welche der Verkehr mit fremden Fahrzeugen, so wie die Aufnahme derselben verhindert, und im Nothfalle die Sicherheit des Landes erhalten werden kann. So besteht im österreichischen Littorale seit dem Jahre 1764 die Vorschrift, daß die kleineren Häfen (Porti subalterni) nur völlig unverdächtige Schiffe, die unbesuchten Häfen aber und die abgelegenen Buchten (Porti morti) durchaus keine fremden Fahrzeuge aufnehmen, sondern sogleich in die Häfen ersten Ranges (Porti principali) schicken sollen, wo man die Führer und Capitäns, wenn es erforderlich scheint, zum nächsten Lazareth verweist. Nur bei Sturm und Gefahr ist den Fahrzeugen erlaubt, in den kleineren und Nebenhäfen Schutz zu suchen, und Lebensmittel einzunehmen, wobei der Schiffer zuerst das Geld dafür in einem Gefäß mit Seewasser an's Ufer stellen, und dann die hier niedergelegten Sachen abholen und an Bord bringen soll, ohne mit irgend einem Menschen am Lande in Berührung zu gerathen. Im Falle eines Schiffbruches muß das Wrak, die Ladung und die Mannschaft bewacht, und jede Entwendung oder Berührung von Sachen und Personen so lange auf das strengste verhütet werden, bis der Gesundheitsrath die nöthigen Vorkehrungen angeord-

net hat. Die von den Wellen ausgeworfenen unbekanntem Leichen werden mittelst eiserner Haken an den Strand gezogen, und hier entweder sechs Fuß tief mit ungelöschtem Kalk vergraben oder verbrannt, und die Asche davon ins Meer gestreut. Auch in den Häfen, wo noch unverdächtigen Fahrzeugen das Einlaufen gestattet ist, soll zuvor ein jedes derselben, so wie die Mannschaft und Ladung untersucht, der Gesundheitspaß geprüft, und die nöthige Erkundigung eingezogen werden. Damit aber Alles genau befolgt und ausgeführt werde, ist in jedem der kleineren Häfen ein Aufseher (Deputato di Sanità) und ein Pestdiener (Fante) angestellt, die dem Gesundheitsrathe der Provinz (Consesso di Sanità) untergeordnet sind, diesem von allen Vorfällen Anzeige machen, und in der Ausübung ihres Amtes von den Ortsbehörden unterstützt werden müssen. In gefährlichen Zeiten, und besonders wenn die Pest in einem benachbarten Lande herrscht, wird die Strenge der Aufsicht noch verschärft, selbst auf die Fischerboote ausgedehnt, und die Küste mit bewaffneten Wächtern besetzt, welche jede Annäherung eines Fahrzeuges mit Zuruf, Drohung und Gewalt zu verhindern, und im Nothfalle mittelst bestimmter Signale durch Flintenschüsse, Feuer und Sturmgeschütze wechselseitig Beistand zu leisten haben *).

B. Vorkehrungen auf dem europäischen Festlande.

Die Mafregeln und Einrichtungen, welche getroffen sind, um in der Levante die Ausfuhr, und in Europa das Einbringen und Verbreiten des Pestcontagiums zu verhindern, erklären zum Theil, warum in neuerer Zeit die Pest auf dem Seewege so selten unmittelbar aus dem Orient zu uns gelangt. Ganz anders verhält es sich in der europäischen Türkei, die nicht nur dem Heimathlande dieser Seuche näher liegt, und mit demselben einen beständigen Verkehr unterhält, sondern auch zur Verhütung und Abwehr des Uebels weder jenseits noch diesseits des Meeres Sorge trägt, vielmehr dem Contagium bis heute einen ungehinderten Aus- und Eingang gestattet. Daher ist das ungemein häufige und beinahe jährliche Erscheinen der Pest in diesem Reiche, besonders in Constantinopel, die unvermeidliche Folge der Nachlässigkeit, mit welcher hier verfahren wird; daher ist Europa auf dieser Landseite noch ungleich größeren Gefahren als auf den Seeseiten ausgesetzt, und Oesterreich und Rußland sind genöthigt, ihre Grenzen gegen den gemeinsamen Feind durch Schutzwehren zu vertheidigen, die sich zu Lande vom schwarzen Meere bis zum adriatischen erstrecken.

In der russischen Grenzprovinz Bessarabien, die von der Moldau durch den Pruth und von Bulgarien durch die Donau geschieden wird, ist längs dieser Flußgränze ein Pestcordon aufgestellt, welcher als Durchgangspuncte die Quarantaineanstalten zu Kilia, Jemal und Keni an der Donau, und die zu Leowa, Skuliani und Liptschani am Pruth enthält. Weil aber Bessarabien der Pestgefahr zunächst und am häufigsten unterliegt, so wird diese Provinz von den übrigen russischen Ländern zur größeren Sicherheit noch durch einen eigenen Cordon abge sondert, welcher, dem Laufe des Dniester folgend, die Quarantaineanstalten zu Dwidipol, Majafi, Parkani bei Bender, Dubozari, Mohilow und Jakowski

*) Regolamento delle provincie, e rispettive Istruzioni per gli Uffici di Sanità, Deputati, Esatori, Fanti, Guardie paesani e militari nelle spiagge e coste del Littorale Austriaco etc. Pubblicato in dato di Vienna 17. Ottobre 1761. Ristampato (in Trieste) nelb anno 1761. fol.

in sich schließt, so daß Rußland durch eine doppelte Quarantainelinie vertheidigt ist. Nach dem Friedensschlusse von Adrianopel ist durch die preiswürdige Fürsorge der siegreichen Macht seit dem Jahre 1830 noch ein neuer Cordon zu Stande gekommen, der an die russische Linie der Donau sich anschließend längs dieses Stromes ungefähr hundert Meilen weit an der ganzen südlichen Gränze der Wallachei sich hinzieht, und zwölf Quarantainen umfaßt, unter welchen die zu Braila, Kalarosch und Giurgewo die bedeutendsten sind. Die österreichischen Staaten stellen der Pest gegen das türkische Gebiet eine Schutzlinie entgegen, welche sich über zweihundert Meilen lang von den Gränzen Galiziens bis nach Croatien erstreckt. Auf dieser Linie befinden sich in der Bukowina die Quarantainen Bofan und Posantsche; in Siebenbürgen Tölgyes, Esik, Simes, Ditoş, Bozau, Tömös, Törzburg und Rothenhurm; im Banat Zupanek und Panczowa; in Slavonien Semlin und Brood; in Croatien Kofaniga, Maljevas und Javalje. Diesen Anstalten sind noch gewisse Nebenpuncte (Rastelli) untergeordnet. Die Dampfschiffe, welche, von Constantinopel zurückkehrend, auf der Donau heraufkommen, müssen in der Nähe von Zupanek bei Orsowa Quarantaine halten.

Zur Abwehr der Pest auf dem festen Lande ist die Besetzung der Gränze durch bewaffnete Macht das erste Erforderniß, ohne welches alle anderen Vorkehrungen ihrem Zwecke nicht genügen. Der Pestcordon hat überhaupt darüber zu wachen, daß Menschen, Sachen und Vieh aus dem verdächtigen Lande auf keinem anderen Wege als durch die Quarantaineanstalten in die diesseitigen Staaten gelangen. Die russischen Linien haben überall den Vortheil, an Flußgränzen zu wachen, wo Uebertretungen ungleich leichter als in trockenen, waldigen und gebirgigen Gegenden zu verhüten sind. Gewöhnlich geschieht die Bewachung durch Kosaken, die bei Tag und Nacht an der Gränze streifen, und in möglichst hochgelegenen Wachthäusern vertheilt sind, deren jedes von dem anderen eine Werst entfernt ist. In gefährlichen Zeiten verstärkt man diese Mannschaft durch Infanterie, und dann sind zwischen zwei Wachthäusern immer vier bis sechs Posten ausgestellt. In der Wallachei wird der Cordon an der Donau durch eine einheimische Landmiliz gebildet. — Von eigenthümlicher, jedoch nicht überall von gleicher Art ist der Cordon, welchem die Bewachung der weit ausgedehnten österreichischen Gränzen anvertraut ist. In der Bukowina, die gegen Bessarabien und die Moldau eine schwer zu übersehende, trockene und gebirgige Gränze hat, müssen bei dem ersten Grade der Pestgefahr, d. h. wenn muthmaßlich in der Türkei keine Seuche herrscht, die gewöhnlichen Gränzsoldaten den Dienst versehen, bei dem zweiten Grade, wenn die Pest in einer entfernten türkischen Provinz zum Ausbruch gelangt, wird die Besetzung der Gränze durch Linientruppen aus der Nähe vermehrt, und im dritten Grade, wenn die Pest in einem benachbarten Lande erscheint, werden auch aus anderen Provinzen Truppen herangezogen. Im letzteren Falle gehören zu jedem Wacht Hause zwei bis drei Posten, die Tag und Nacht auf und nieder gehen, und so gestellt werden, daß einer den anderen sehen kann. Auf dem Kamm des Gebirges, welches die Bukowina von Siebenbürgen scheidet, beginnt am Borgo-Paß das Gebiet der eigentlichen Militärgränze, deren Wachtposten in ununterbrochener Folge von hier bis nach Croatien fortlaufen. Auf der Donau werden auch Wachtschiffe unterhalten. Die längs der Gränze befindlichen Wacht Häuser (Czartaken) sind in der Regel eine Viertelstunde von einander ent-

fernt, und in den der Ueberschwemmung ausgesetzten Niederungen, wie bei Semlin, auf sieben bis zehn Fuß hohen Pfählen erbaut. Zu jedem Wachthause gehören einige Nebenposten, auf welchen die Soldaten sich wechselseitig erblicken können; jedes ist in pestfreien Zeiten mit drei Mann und einem Gefreiten, in gefährlichen Zeiten doppelt besetzt. Sobald der dritte Grad der Pestgefahr vorhanden ist, gehen die Streifwachen Tag und Nacht auf und nieder, und dann tritt auch das Standrecht für die Uebertreter in Kraft. Durch Lärmstangen und Mörser, die sich gewöhnlich an den Officierstationen befinden, können Signale zur Allarmirung der Gränze gegeben werden. Die Wachen führen beständig scharf geladenes Gewehr, und haben Befehl, gegen Jeden, der den Cordon überschreitet, und auf Zurufen nicht zurückweicht oder Gewalt braucht, auf der Stelle Feuer zu geben. Die Officiere sind sämmtlich beritten, und die Gränzcommandanten ermächtigt, bei größerer Gefahr die Gränze und ganzen Ortschaften, ohne weitere Anfrage, provisorisch zu sperren, und im Nothfalle zu diesem Behufe auch Linientruppen heranzuziehen.

Als eine der wichtigsten und nützlichsten Mafregeln muß man besonders die allgemeine Todtenbeschau betrachten, welche längs der Gränze in der Breite von einigen Meilen eingeführt ist. Diese Vorkehrungen sind es, durch welche namentlich in den österreichischen Staaten beinahe seit einem Jahrhundert alle hier und da erfolgten Pestausbrüche in den Gränzbezirken festgehalten, zuweilen nur auf einen einzigen Ort oder auf wenige Orte beschränkt, und verhältnißmäßig mit geringem Menschenverlust früher oder später glücklich unterdrückt worden sind.

Die Quarantaineanstalten des russischen Reiches sind meistens nach einem gleichmäßigen Plan erbaut und eingerichtet; sie werden nach ihrem Umfange, so wie nach der Größe des dabei angestellten Personals in drei verschiedene Classen getheilt. Jede Anstalt ist unmittelbar am Gränzfluß gelegen, und bildet mit ihren Gebäuden und Hofräumen ein großes regelmäßiges Viereck, welches durch hohe Planken eingeschlossen, und von einem tiefen und breiten Graben umgeben ist. Am Ein- und Ausgange und an jeder der vier Seiten sind Militärwachen aufgestellt. Ueber den Graben führt an der Flußseite eine Zugbrücke zum Eingang, wo sich außer der Wohnung für den Thorwart ein kleines Gebäude befindet, welches, halb aus der Bewehrung hervorpringend, das Zimmer zur Aufnahme und Untersuchung der ankommenden Fremden enthält. Dieses Zimmer wird durch ein bis an die Decke reichendes Holzgitter in zwei gleiche Hälften geschieden, von welchen die innere für die untersuchenden Beamten bestimmt ist, die äußere zum Eintritt der Reisenden dient. Die Letzteren werden hier bei entblößtem Körper von dem Arzte untersucht, dürfen jedoch auch dann, wenn sie mit verdächtigen oder wirklichen Pestsymptomen behaftet sind, unter keinem Vorwande zurückgewiesen werden. Ueber die Aufnahme und den sich dabei ergebenden Besund wird ein genaues Protokoll geführt, und zur Reinigung der mitgebrachten Papiere und Briefe ist eine anstoßende Räucherlammer vorhanden. Im inneren Hofraume liegen nach der Reihe mehrere (in den Anstalten erster Classe gewöhnlich sechs) kleine Häuser, in welchen die Aufgenommenen entweder einzeln, oder mehrere zu gleicher Zeit und gemeinschaftlich ihre Quarantaine abzuhalten haben. Jedes solche Haus ist von den anderen getrennt, mit einem besonders umzäunten und geschlossenen Platz umgeben, und mit einem oder zwei Wohnzimmern,

einem Hausflur, einer kleinen Küche und den nöthigsten Geräthschaften versehen. Alle Reisenden müssen beim Eintritt sich einer Räucherung mit Chlor unterwerfen, auch sogleich die mitgebrachten Kleidungsstücke ablegen, und entweder neue im Inlande gefertigte sich selbst anschaffen, oder sich, wenn sie arm sind, der Contumazkleider bedienen, die Jedem auf Verlangen neu und unentgeltlich dargeboten werden. In Hinsicht der Nahrung, Arznei und anderer Bedürfnisse werden vermögende Personen auf ihre eigenen Kosten durch die zur Wartung und Aufsicht bestimmten Quarantaine-Diener versorgt, die Armen aber auf Kosten der Krone unterhalten. Alle werden von dem Arzte der Anstalt täglich des Morgens und sonst auch zu unbestimmten Zeiten besucht. Ihren Wohnhäusern gegenüber sind auf der anderen Seite des großen Hofraumes die zum Räuchern und Lüften der Kleider, Effecten und Waaren bestimmten Gebäude aufgeführt. In einer Räucherammer werden die auf Stangen oder ausgepannten Seilen hängenden Kleider und andere Sachen, welche eine Räucherung zulassen, mit Chlordämpfen geräuchert, und später auf den Lüftungsboden gebracht, welcher auf allen vier Seiten hölzerne Gitterwände, am Dache leicht von Außen zu eröffnende und zu schließende Lufen hat, und auf Pfählen dergestalt über den Erdboden erbaut ist, daß die Luft auch von unten in denselben einströmen kann. In dem entlegensten Theile der Anstalt befindet sich das mit hohen Planken umgebene Pestlazareth, in welchem alle von der Krankheit etwa befallenen Personen untergebracht, von eigenen Dienern gewartet und ärztlich behandelt werden. Die zwei geräumigen und reinlichen Zimmer dieses Gebäudes haben große Fenster, welche von Außen geöffnet werden können, und den inneren Raum vollständig übersehen lassen; eben so sind auch die Thürstöcke ungewöhnlich breit, damit das Anstreifen leichter vermieden werden kann. Sowohl am Eingange als auch an dem nach dem Inlande gerichteten Ausgange der Quarantaineanstalt sind Sprachgitter errichtet, wo die Bewohner, durch einen Zwischenraum von den außerhalb befindlichen Personen getrennt, mit diesen sich ohne Berührung besprechen können.

(Der Beschluß folgt.)

Miscelle.

(Sicherheitslampe.) Herr Journet, Bergingenieur in Grand-Croix machte kürzlich eine neue Sicherheitslampe, deren man sich in mehreren Gruben im Depart. de la Haute-Loire und namentlich in Grand-Croix bediente. Das Princip dieser Lampe ist dasselbe, wie jenes der Davy'schen, d. h. ein Metalldrahtgitter verhindert die unmittelbare Communication zwischen der Flamme und dem brennbaren Gase, welches in der Grube verbreitet seyn könnte, und dessen plötzliches Entzünden so manchem Bergmann das Leben kostete. Die neue Lampe bildet jedoch nur einen Halbcylinder, so daß sie ihre Strahlen nicht nach allen Richtungen wirft, sondern durch einen Reflector alle Strahlen auf jenen Ort fallen läßt, den der Arbeiter erleuchtet haben will. Hierdurch ist einer der Hauptwürfe beseitigt, die man gegen die Davy'schen Lampen machte, und die Arbeiter kommen nicht mehr in Versuchung, wegen Mangel an hinreichendem Lichte das Drahtgitter abzunehmen. In der Grube in Grand-Croix brennen täglich 160 solcher Lampen.

Neue



Folge

der

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N^o 104.]

Donnerstag, den 28. December.

[1837.]

Inhalt: Briefe aus den Pyrenäen. — Aus dem Tagebuch eines Arztes. — Beiträge zur Geschichte der Quarantaine-Anstalten in Europa. — Praktische Uebersicht der Beiträge zur Diätetik der Seele. — Miscellen.

Die P. T. Herren Abonnenten

werden höflichst ersucht, das Abonnement auf die „Gesundheits-Zeitung“ für das Jahr 1838 baldmöglichst einleiten zu wollen, damit die Größe der Auflage darnach bestimmt werden könne. Die Redaktion.

Briefe aus den Pyrenäen.

Zweiter Brief.

Man hatte mir gerathen, meinen Streifzug in die Pyrenäen mit einem Abstecher nach Bagnères und in's Campaner Thal zu beginnen, gleichwie man Kindern Bilder zeigt, bevor man sie lesen lehren will. Man fürchtete, mich abzuschrecken, wenn man mir mit einem Male die schwierigsten und erhabensten Stellen aus dem großen Buche der Natur vorlegte, in welchem ich kaum zu lesen begonnen hatte. Ich fing also auch mit Bildern an. — Bagnères de Bigore ist in der That die reizendste Bignette, die man auf das Titelblatt einer Reise in die Pyrenäen setzen kann. Ich kenne keinen Punct in Frankreich und Italien, der einen Vergleich mit dieser zauberischen Gegend aushält. Urtheilen Sie selbst, mein Herr! Denken Sie sich eine Stadt, wo die Häuser mit marmorner Einfassung geschmückt sind, marmorne Sitze vor den Fenstern, hangende Terrassen und Mauern, deren blendende Weiße dem Hochzeitskleide eines jungen Mädchens gleicht; denken Sie sich Straßen, die wohl nicht schnurgerade fortlaufen, aber geräumig und freundlich sich wie die gewundenen Alleen in einem Parke fortziehen; eine Promenade, die in der Mitte einer zahlreichen Bevölkerung, und am hellen Mittag die angenehme Kühlung eines schattigen Bädchens gewährt, und mehr als 20 Mineralquellen, die diesem durch

die Gluth der Sonnenstrahlen erhigten Boden entströmen; Badeanstalten, die mit den üppigen Thermien der Römer wetteifern; denken Sie sich dann in diesen Straßen, auf diesen Plätzen und Promenaden eine Mosaik der verschiedensten Nationen mit ihren Sprachen, Sitten und Trachten, und Sie haben noch immer keine Idee von dem überraschenden Eindruck, den die Stadt und ihre Bevölkerung auf den Reisenden macht. Sie können leicht denken, daß die Gäste, die von allen Enden Frankreichs und der Welt nach Bagnères strömen, dort mehr Zerstreuung als Genesung suchen, und daß es dort Leute gibt, die eher an Ueberfluß und Langeweile als an sonst einer Krankheit leiden. Bagnères ist eine Stadt des Vergnügens. Wenn Sie mir auf meiner ferneren Reise durch die Pyrenäen folgen, so sollen Sie auch wahre Heilanstalten kennen lernen, die zwischen den Gebirgen versteckt liegen, und dem Gesunden nur einen traurigen Aufenthalt gewähren; in diese abgelegenen, ruhigen Plätze flüchten sich nur ernstliche Leiden und eingewurzelte Uebel, und es gehört fürwahr eine unerschütterliche Resignation dazu, um dort, abgeschieden von dem Leben und dessen Freuden, längere Zeit zu verweilen. In diesen Bädern findet der Kranke volle Genesung für gefährliche Leiden, wenn er nicht früher vor Langeweile stirbt. Aber welche Krankheiten sollen in Bagnères geheilt werden? Man findet dort die Freude, Geräusch, Bewegung, Musik, Tanz, Schauspiel, eine vortreffliche Tafel, bequemes Quartier, fashionale Gesellschaft, mit einem Worte Alles, was Montaigne sagen ließ: „Qui n'y sait jouir des compagnies, qui s'y trouvent, et des promenades et des exercices à qui nous invite la beauté des lieux où sont assises ses eaux — il perd la meilleure pièce et la plus assurée de leur effet.“

Ich weiß, daß man auch von Wundercuren spricht. Ich weiß, daß Bauguelin mit ängstlicher Genauigkeit die Bestandtheile der Quellen in Bagnères analysirte; daß er darin Eisenoxyd, kohlensaures Kali und kohlen sauren Kalk in ziemlich großer Menge fand. Ich glaube an die Heilkräfte der Bäder von Bagnères; ich behaupte bloß, daß man nicht in der Absicht hinreiset, um dort geheilt zu werden, man kommt hin, um sich zu unterhalten, wie es Montaigne gethan hat, und ich will Montaigne nicht noch einmal citiren, um Niemand zu verlegen. „Les eaux minérales de Bagnères agissent, sagt Herr Alibert, en excitant dans l'économie animale des mouvemens qui deviennent salutairement perturbateurs.“ Dieß ist die vollkommene Wahrheit, und Sie sollen selbst urtheilen, ob die Stadt nicht ihrem Rufe Ehre macht, und ob sie im Sinne hat, sich mit der Medicin zu verfeinden.

Als ich in Bagnères ankam, hatte ich es mit meiner geringen Beobachtungsgabe bald herausgebracht, daß die Bevölkerung der Stadt, so verwirrt sie

auch beim ersten Anblick scheinen mag, sich doch in zwei sehr streng geschiedene Parteien theilen läßt: die Fremden und die Eingebornen; Leute, die das Mineralwasser trinken, und Leute, die es nicht trinken; Menschen, die sich ruhig den „aufregenden Eindrücken“ hingeben, und solche, die sich davor hütchen; Leute, die Geld ausgeben, und solche, die es annehmen; Menschen, die die Schönheit der Gegend genießen, und solche, die sie ausbeuten. — Und glauben Sie nicht, daß ich mich hier über die Einwohner von Bagnères lustig machen will, ich lobe sie im Gegentheil. Sie benützen ihre glückliche Stellung, und thun, was jeder Andere in ihrer Lage gewiß nicht unterlassen würde.

Aus dem Tagebuch eines Arztes.

(Beschluß.)

LV.

Die schnelle Erkenntniß einer gefahrdrohenden Krankheit ist der Probierstein eines guten Arztes. Das gewöhnliche Curiren ist ein grober Artikel; der curirt in diesem, der Andere in jenem Schlendrian; der Eine ist ein Anhänger dieser — der Zweite ein Enthusiast für eine andere medicinische Theorie, und doch kommen Alle zu einem Heileresultate, weil die Mutter Natur die Fehler ihrer heilkundigen Söhne gern in der Stille ausgleicht. Allein eine ganz andere Sache ist es, wenn es sich um Heilung einer Krankheit handelt, die einzig und allein vom Arzte, der sie richtig erkennt, geheilt werden kann. Bei schwerem Gewitter lernt man den Steuermann kennen.

LVI.

Große Spitäler nützen der leidenden Menschheit nicht bloß dadurch, daß darin viele Kranke geheilt und eine Masse von Erfahrungen für alle künftigen Zeiten ausgebeutet werden, sondern auch und vorzüglich dadurch, daß sie einen Barometer für den herrschenden Genius der Krankheiten abgeben. Die ersten leisen Anklänge einer im Anzuge begriffenen Seuche sind dem Spitalsdarzte oft am frühesten hörbar, theils weil die sonst schwachen Schallstrahlen sich hier, wenn ich so sagen darf, durch die Menge zum vernehmlichen Tone concentriren, theils weil die Sprache der Natur daselbst nicht durch das Geräusch der Umgebung übertäubt wird. Diese Wahrheit gilt auch bei Irrenhäusern; diese sind ein wahrer Maßstab der Leidenschaften, die das Zeitalter beherrschen.

LVII.

Jedes Jahrhundert bringt neue und ihm eigene Krankheitsursachen — aber nicht immer neue Heilmittel hervor. Jedes Jahrzehend erzeugt neue Systeme der Heilkunde, aber nicht immer Fortschritte in derselben; jedes

Jahr bereichert uns mit Erfahrungen — aber sie sind nicht immer für den Ruf und Beruf des Arztes günstig und erhebend. Was soll man aber dazu sagen, daß an jedem Tage und zu jeder Stunde neue Heilmittel ausposaunt, neue Wundercuren erzählt werden, und dennoch die leidende Menschheit nie mehr mit den Ärzten zerfallen war, als eben jetzt?

LVIII.

Würden nur alle die Menschen wirklich gesund, die jährlich in den medicinischen Journalen geheilt werden — es dürfte kaum ein Kranker für den nächsten Jahrgang übrig bleiben. Leider sind die Patienten nicht so geduldig, wie das Papier — daher sterben sie, oder gehen zu einem andern Doctor.

LIX.

Nähe mit dem steigenden Mißtrauen der Nichtärzte gegen die hippokratrische Kunst das Vertrauen der Ärzte zu eben dieser Kunst und zu sich selbst in gleichem Verhältnisse zu — es stünde nicht so schlecht um die Söhne Aesculaps; sie bildeten einen Phalanx, der früher oder später durchdränge. Aber die Ärzte selbst benützen das unschlüssige Wesen des Laien gegen die Kunst und ihre Jünger, und schütten das Bad mit dem Kinde aus.

Beiträge zur Geschichte der Quarantaine-Anstalten in Europa.

(B e s c h l u ß.)

Die größte und zugleich auch die vollkommenste unter allen österreichischen Contumazen ist die zu Semlin in Slavonien, welche seit dem Jahre 1754 besteht.

Die Briefpost aus Constantinopel, welche früher nur dann über Semlin ging, wenn sie wegen kriegerischer Unruhen ihren Weg nicht durch die Wallachei und Siebenbürgen nehmen konnte, hat jetzt hier ihren regelmäÙigen Lauf. Die Tartaren, welche monatlich zweimal (seit einiger Zeit öfter) die Felleisen aus Constantinopel bringen, müssen ihre Reitpferde in Belgrad zurücklassen, und werden mit Contumazpferden und Militärwache in die Anstalt und eben so aus derselben wieder zurück bis an die Save geleitet. Mit dieser Post kamen im Jahre 1830 jedesmal gegen 30,000 Briefe an, welche, für ganz Europa und selbst Amerika bestimmt, ohne Ausnahme gereinigt, und dann durch einen besonderen Courier nach Wien befördert wurden. Die Briefe, welche innerhalb der österreichischen Staaten verbleiben, müssen sämmtlich mit Zangen geöffnet, geräuchert, mit Nadeln durchstochen, und dann mit dem Contumazsiegel wieder geschlossen werden; die für's Ausland bestimmten bleiben uneröffnet, und werden nach der Reinigung mit einem Stempel versehen, der die Aufschrift führt: „Gereinigt von Außen.“ Zum mündlichen Verkehr zwischen den auswärtigen und den Quarantaine haltenden Personen ist am Eingange der Anstalt ein großes Sprachgitter für die aus Belgrad, und an einer Ausgangspforte eine Schranke für die aus Semlin errichtet.

Ein Pestlazareth ist in Semlin nicht anzutreffen, da man es vorzieht, die etwa erkrankten Personen in den von ihnen einmal bewohnten Clausen zu lassen, die anscheinend noch gesunden Mitbewohner aber sogleich von Jenen zu trennen, und in anderen Clausen unterzubringen. Stirbt ein Kranker an der Pest, so werden alle von ihm gebrauchten Sachen, in so fern sie nicht leicht zu reinigen sind, durch Feuer vertilgt, und die Leiche wird unter Beobachtung der nöthigen Vorsicht auf den noch innerhalb und im entferntesten Winkel der Anstalt befindlichen Beerdigungsplatz gebracht und still begraben. Daß man in solchen Fällen mit verdoppelter Aufmerksamkeit und Sorgfalt verfährt, die Menschen, welche mit dem Kranken oder Todten zu thun hatten, der strengsten Quarantaine unterliegen, und die verpestete Wohnung der Verstorbenen lange und gründlich gereinigt werden muß, versteht sich von selbst.

In Siebenbürgen liegen die Contumazanstalten sämmtlich in den Engpässen, nach welchen sie den Namen führen, zum Theil in so unwegsamen Gegenden, daß die Waaren nur auf Packpferden dahin gelangen können, wie dieß besonders bei Tölgyes und Czif-Gimes der Fall ist. Die wichtigste unter diesen Anstalten und nach der Semliner die größte in der österreichischen Monarchie ist Tömös (Ober-Tömös), auf dem Wege zwischen Cronstadt und Bukarest, von der ersteren Stadt drei Meilen und über eine Viertelmeile von der Gränze der Wallachei entfernt.

Die Contumaz am rothen Thurm ist nach der Größe und Wichtigkeit die dritte, und liegt vier Meilen von Hermannstadt und eine halbe Meile von der wallachischen Gränze entfernt, in dem tiefen und engen Karpathen-Passe, durch welchen die Muta ihren Ausgang aus Siebenbürgen findet, auf deren rechtem Ufer ein schmaler Weg (die sogenannte Via Carolina in Daciis) an den felsigen Abhängen der Berge auf- und niedersteigt. Die größtentheils massiven und wohlhaltenen Gebäude dieser einsamen Quarantaine-Anstalt, welche seit 1765 besteht, anfangs aber noch weiter im Lande, nicht fern von der Schanze des rothen Thurmes lag, stehen gleichfalls auf dem rechten Ufer des Flusses, und sind in zwei Reihen oder eine Gasse zusammengedrängt, die leicht übersehen werden kann.

Außer den eigentlichen Contumazanstalten gibt es an den österreichischen Gränzen noch viele Nebeneingangspuncte, welche besonders in pestfreien Zeiten zur Erleichterung des Verkehrs dienen, und Kastelle (Rastelli, Schutzhatter) heißen. Gewöhnlich gehören zu jeder Contumazanstalt mehrere Kastelle, die dem Director der ersteren untergeordnet sind. So lange muthmaßlich in der Türkei keine Pestseuche herrscht, ist allen Reisenden der Eintritt durch diese Nebepuncte gestattet, im zweiten und dritten Grade der Pestgefahr hingegen soll der Eingang der Menschen in der Regel aufgehoben seyn. Giftfangende Waaren dürfen hier zu keiner Zeit eingebracht werden, daher der Verkehr sich vorzüglich auf das Einbringen von Vieh und Nahrungsmitteln, und überhaupt von solchen Gegenständen beschränkt, die, nicht zu den pestempfindlichen gehörend, sogleich fortgeschafft werden können, nachdem eine äußerliche Reinigung durch Schwemmen oder Waschen geschehen, und alles Verdächtige von der Emballage entfernt worden ist.

Als in Folge des letzten Krieges die Pest sich weit verbreitet hatte, wurde

auch in dem zunächst bedrohten Theile Serviens von dem Fürsten Miloſch ein Verſuch zur Abſpernung gemacht, namentlich auf der Inſel Poretsch in der Donau eine Contumazanzſtalt errichtet, und für Perſonen und Waaren eine zwölfſtägige Quarantaine angeordnet. Aehnliche, und wie es ſcheint, noch umfaſſendere Vorkehrungen ſind nach öffentlichen Nachrichten auch in Servien Statt. Eine glücklichere Ausbildung verſprechen die erſt entſtandenen Anſtalten des neuen Königreiches Griechenland, wo man angefangen hat, auf vier Punkten der Nordgränze (Makrynoroſ, Agropha, Phoureaderbent und Tſurpi) Landquarantainen und im Pyräeus und zu Hydra See-Quarantainen einzurichten. Außerdem haben die bedeutenderen Hafenſtädte die Erlaubniß erhalten, eigene Lazarethe zu erbauen, und die Behörden ſind angewieſen, in allen Häfen und Rheden die Geſundheitspäſſe der Schiffe zu unterſuchen. In dem Maße, wie dieſe Einrichtungen ſich vervollkommen, werden die griechiſchen Schiffe auch im Auslande einer weniger ſtrengen Geſundheitsprobe unterliegen, und der glückliche Erfolg, mit welchem die Peſt innerhalb weniger Jahre ſchon viermal zu Syra bekämpft und im Keim unterdrückt worden iſt *), belebt die Hoffnung, daß der junge Staat, welcher ſeiner Lage nach der Peſtgefahr auf allen Seiten ausgeſetzt iſt, ſich künftighin noch beſſer zu ſchützen verſtehen wird.

Die öſterreichiſche Regierung hat zur Abwehr der Peſt ſeit langer Zeit ſo Vieles und Großes, und mit ſo entſchieden heilsamen Erfolge gethan, daß ganz Europa, beſonders aber Deutſchland, ihr deßhalb zum Dank verpflichtet iſt.

Es werden alſo nach der größeren oder geringeren Entfernung der Seuche noch jetzt wie ehemals an den öſterreichiſchen Gränzen drei verſchiedene Grade der Peſtgefahr angenommen, und die Entſcheidung, ob die aus dem türkiſchen Gebiet ankommenden Menſchen und Waaren einer Quarantaine unterliegen ſollen oder nicht, und wie lange dieſelbe im erſten Falle dauern müſſe, iſt allezeit von der Beſchaffenheit der Nachrichten bedingt, welche die Contumazanzſtalten über den Geſundheitszuſtand der Türkei erhalten. Dieſe Nachrichten lauten aber zu gleicher Zeit oft ſo verſchieden und widerſprechend, daß ein ungleichmäßiges Verfahren nicht immer vermieden werden kann, und es ſich wirklich ereignet hat, daß in Semlin eine Quarantaine von zwanzig Tagen gehalten wurde, während in Panczova, welches nur drei Meilen davon entfernt liegt, zehn Tage für hinlänglich galten.

Zu den nothwendigen Eigenſchaften der Perſonen, welche ſich dem Quarantainedieneſt widmen, gehören außer dem erforderlichen Geſchick vorzüglich eine unbeſtechliche Rechtschaffenheit und ein Dienſteifer, der auch in den kleinſten Dingen ſich pünktlich an die gegebene Richtſchnur hält, und jeder Willkür oder Nachläſſigkeit entgegen ſtrebt. Die Vorſteher und Aerzte ſollen überdieß auch wiſſenſchaftliche Männer und im Beſitz der wichtigſten Erfahrungen und Kenntniſſe ſeyn, die ſich auf die Peſtſeuche überhaupt, und insbeſondere auf das hygieiniſche Verfahren beziehen. Die Anſtellung aller Quarantaine-Beamten ſetzt daher eine ſorgfältige Auswahl und eine ſtrenge Prüfung ſowohl ihrer Fähigkeiten als ihres Charakters voraus; die meiſten bedürfen alſdann noch einer Vorbildung und Anleitung zum Handeln, und es wurde ſchon erwähnt, daß inſonderheit die Aerzte für dieſen Beruf nicht beſſer vorbereitet werden können,

*) Auch in dieſem Jahre in Athen.

als durch einen mehrjährigen Dienst bei den Consulaten des Orients, wo sie Gelegenheit finden, sich mit der Pest bekannt zu machen. Dieselben müssen auch in ihren Berrichtungen wie die Glieder eines abgechllossenen Organismus zusammen wirken, daher in hinlänglicher Anzahl vorhanden seyn, damit alle Störung, Verwirrung und Unregelmäßigkeit vermieden, jeder Einzelne nur seiner Bestimmung gemäß, und nicht zu verschiedenen und ungleichartigen Geschäften verwendet werde. Vorzüglich darf es an den nöthigen Dienern und Wächtern nicht fehlen, da für jede zu derselben Zeit und gemeinschaftlich eingetretene Gesellschaft von Reisenden oder Abtheilung von Waaren wenigstens ein besonderer Diener erforderlich, und es durchaus unstatthaft ist, daß ein solcher gleichzeitig zum Dienste der Reisenden und zur Reinigung der Waaren bestimmt wird, oder Personen besorgt, die in verschiedenen Räumen und Zeiten ihre Quarantaine angefangen haben, da bei diesem Verfahren nicht nur die Reisenden durch den Diener angesteckt werden können, sondern auch zuweilen noch der Nachtheil entsteht, daß man, wenn jener an der Pest erkrankt, nicht sogleich wissen kann, von welcher Abtheilung der Menschen oder Waaren er das Contagium empfangen hat. Eben so entstehen oft Lücken und Nachtheile, wenn den höheren Beamten zu viel Arbeit auferlegt, und in ihrer Abwesenheit oder in Krankheitsfällen nicht für eine zweckmäßige Stellvertretung Vorsorge getroffen ist, ein Umstand, der vorzüglich bei dem Arzte Berücksichtigung verdient, wenn dieser sich allein und ohne wundärztlichen Beistand befindet. Endlich liegt am Tage, daß zur gleichmäßigen und dauerhaften Aufrechthaltung der Quarantaine-Ordnung nächst der Einheit der Verwaltung eine genaue und strenge Oberaufsicht wesentlich erforderlich ist, und daß, wo diese Bedingungen fehlen, die ganze Einrichtung zur Abwehr der Pest auch bei dem größten Aufwand und den weisesten Vorschriften in sich selbst zerfällt. Ein sachkundiger General-Inspector der Quarantainen, zu dessen Pflichten es gehören würde, die sämmtlichen Anstalten alljährlich wenigstens einmal, aber zu unbestimmten Zeiten, zu untersuchen, scheint für diesen letzten Zweck vorzüglich geeignet zu seyn, und wenn hier noch bemerkt werden muß, daß ohne einen solchen unmittelbaren Lenker und Aufseher alle anderen Bemühungen nicht den gewünschten Erfolg hervorbringen können, so wird damit nur die eigene Ueberszeugung von Quarantainebeamten ausgesprochen, die sich unter allen als die eifrigsten und erfahrensten bewiesen haben.

Miscellen.

Schädlichkeit des Tabaks.

Der London and Paris Observer eifert gegen das Tabakrauchen auf folgende Weise:

Es ist ein bemerkenswerther Beweis der Verkehrtheit des Menschengeschlechtes, daß, während der Kaffee mit allen seinen den Geist erheiternenden, und die Nerven erfrischenden Eigenschaften erst nach beiläufig 400 Jahren in allgemeinen Gebrauch kam, während die Erdäpfel erst nach langem Widerspruch als eine gesunde Speise erkannt wurden, der Tabak kaum mehr als ein halbes Duzend Jahre bedurfte, um so weit gekannt zu werden, als ihn nur ein Schiff tragen konnte; daß er bereits im Umfange des ganzen Erdkreises jede Lippe beschmutzt —

daß er die Atmosphäre des Continents mit immerwährendem Gestank verpestet — daß ihn der Spanier der Hitze, der Holländer der Kälte wegen raucht, — der Franzose, weil er nichts Anderes zu thun hat — der Deutsche, weil er nichts Anderes thun will — der Londner Lehrjunge, weil er dadurch einem Gentleman ähnlich zu werden glaubt, und Alle, weil es die ihrer Natur nach schmutzigste, tollste, abgeschmackteste Gewohnheit in der Welt ist.

(Antiseptisches Mittel.) Professor Hare in Philadelphia erhielt durch die Destillation von Terpentinöl mit 2 Theilen Alkohol und 4 Theilen Schwefelsäure eine Flüssigkeit, welche mit Ammoniak gesättigt, und durch eine zweite Destillation gereinigt, in höherem Grade säulnißwidrig (antiseptisch) wirkt, als das Creosot. Als man einen Theil Milch mit 4 Theilen einer wässerigen Auflösung jenes Destillats vermischte, war sie nach 5 Tagen noch süß und flüssig, während eine andere Portion derselben Milch in 24 Stunden sauer wurde. Gießt man nur 2 Tropfen des Destillats in einen Liter Milch, so verhindern sie das Gerinnen derselben, und obgleich sie endlich schuppig wird, so verdirbt sie doch im Verlaufe eines Monats nicht. Fleischstücke erhielten sich auf dieselbe Art mehrere Monate. (Echo du monde savant Nr. 7.)

Der berühmte Arzt zu Edimburgh, Dr. Mackintosh, ist am Typhus, den er von einem seiner Patienten ererbte, gestorben. Die leidende Menschheit hat in ihm einen der ausgezeichnetsten Aerzte verloren.

(Der blinde Reisende.) J. G. Knie, Oberlehrer der schlesischen Blindenunterrichtsanstalt, hat im Sommer 1835 mehrere Blinden-, Taubstummen-, Armen-, Straf- und Waisenanstalten als Blinder besucht, und das Resultat seiner Reisen unter dem Titel: „Pädagogische Reise durch Deutschland im Sommer 1835,“ neuerlichst veröffentlicht. Er gibt in diesem Werke eine Statistik der deutschen Blinden-Anstalten. Von früher Kindheit blind, besitzet der Verfasser gleichwohl eine seltene wissenschaftliche Bildung, Gewandtheit in allen Lebensverhältnissen, und eine Lebhaftigkeit, wie sie bei Blinden selten Statt findet. Mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, reiste er ganz allein, ohne irgend eine schützende Begleitung (außer der zufälligen im Silwagen) durch ganz Deutschland und es glückte ihm, sich überall schnell zu orientiren, und Manches mit geschlossenen Augen zu bemerken, was den Sehenden entging. Wolfgang Menzel hat obgenannte Schrift mit einem Vorworte in die Welt eingeführt. — 62 —

— In Paris wird jetzt eine für Bade-Inhaber, Spitals-Directionen u. s. w. wichtige und neue Methode eingeführt, Weißzeug im Großen zu waschen, wobei die Wäsche nicht nur sehr gut conservirt, sondern auch um 60 pCt. billiger zu stehen kommt. Ein eigenes Etablissement, unter dem Namen „Blanchisserie de la Gare“ wird errichtet, um die Wäsche aus Paris und des Reichthums im Großen zu reinigen. Durch ein eigenthümliches Verfahren, welches in diesem so vernachlässigten, und doch für Reinlichkeit und Gesundheit des Menschen so wichtigen Zweige der Oekonomie Epoche macht, werden die Bürste und der Waschlügel, diese zwei Todfeinde der Wäsche, entbehrlich gemacht. Die neue Methode, welche übrigens von der obersten Verwaltung der Pariser Kranken- und Versorgungshäuser angenommen wurde, wird in 3 bis 4 Tagen die Wäsche zu jeder Jahreszeit reinigen. — 60 —

Hierzu eine außerordentliche Beilage.

Außerordentliche Beilage

3 u r

Gesundheits - Zeitung.

[N^o 104.]

Donnerstag, den 28. December.

[1837.]

Praktische Uebersicht der Beiträge zur Diätetik der Seele.

Von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

Der Umgang mit der Natur leistet Alles, was wir in allen unseren vorangegangenen Bemerkungen von der Kraft des Menschen gefordert haben. Die Natur wirkt auf den gesammten Menschen, indem sie zu allen seinen Organen spricht; sie füllt seine Einbildungskraft mit bedeutenden, großen, erfrischenden Gebilden aus; sie schreibt seinem Willen feste, eiserne Gränzen vor, während sie es innerlich befestigt und härtet; ihr inhaltvolles Schweigen bildet — ihre großen, einfachen, aber geseglichen und in's Unendliche greifenden Wirkungen wecken große Gedanken in uns; der stete Kreislauf ihrer unabänderlichen Ereignisse erhält uns in einem gedeihlichen Gleichgewichte; ihre Schönheit, die sie auf allen Wegen, in Blüthen und Sternen, mit verschwenderischer Liebe in den Wandel belebter Welten streut, scheucht die Falten der kleinlichen Sorge, der engherzigen Hypochondrie aus unserem Antlitz; ihre Größe führt uns über uns selbst hinaus, und all unser Fühlen und Denken endet zuletzt in ein gläubiges Schauen, das uns der Ergebung in den Willen des Höchsten, — der Religion, in die Arme führt, welche, lebendig erfüllt, das Letzte und Höchste ist, wozu der Mensch gelangen kann.

Hier, wo die Betrachtung sich selbst aufhebt, ist der Ort, sie zu schließen; damit der angeschlagene Ton im empfänglichen Gemüthe leise anhaltend nachklinge und verwandte Töne im Inneren erwecke, daß sie sich wechselseitig begleiten, erwiedern und durch's klanglose Leben hindönen. Aber dieses wird uns auch hier wieder klar: daß alle Bestrebungen, sittliche wie intellectuelle, Philosophie, Kunst, Bildung, Moral und Diätetik der Seele zuletzt doch nur das Eine bezwecken, in Eins zusammenfließen. Als Schlußempfindung mag uns das immer bedeutend genug vorschweben; sie soll uns aber nicht abhalten, im Praktischen wie in der Wissenschaft, uns stets dem Besonderen zuzuwenden, stets den kleinen, abgeschlossenen Kreis der Einzelheit liebevoll zu pflegen; weil doch Jeder nur den seinen auszufüllen im Stande ist, und am Ende alle die kleinen Sphären von selbst zu jener all-

gemeinen Bewegung und Harmonie zusammenklingen, welche das Bild und den Begriff einer Welt darstellt.

Ich müßte mich, wie der Lauf dieser Kreise, ewig wiederholen, wenn ich meine Betrachtungen in alle Bezirke hinüberspielen lassen wollte. Ich ziehe es vor, zur Commentirung dieses Abschnittes den theilnehmenden Leser auf jenes Buch zu weisen, welches die Wahrheit und die Natur selbst geschrieben zu haben scheinen: ich meine Marc Aurel's Selbstbetrachtungen, und im Folgenden das Praktische unserer Ergebnisse in wenigen Maximen zusammenzufassen, an deren Hälfte der Leser wie der Autor für's Leben genug zu thun haben. Vielleicht zu viel!

Das Erste, Unerläßliche, was dem Menschen nöthig ist, damit sein Geist eine Herrschaft über den Körper erringe, kraft welcher dieser durch jenen in seiner Integrität und Lebensenergie erhalten werde, ist: daß man an die Möglichkeit einer solchen Herrschaft glaube. Mag der Theoretiker die Möglichkeit zu demonstriren suchen, indem er nachzuweisen strebt, wie solche Geheimnisse sich erklären ließen; — uns schien es praktischer, die Möglichkeit durch die Wirklichkeit zu beweisen, indem wir geschichtlich darthaten, daß solche Wunder des Lebens sich vor unseren Augen begeben.

Hat man sich im tiefsten Innersten zum Glauben an die Gewalt des Geistes gebildet und gewöhnt, so kommt es ferner darauf an, sich objectiv zu werden. Und dieß ist eine weit schwerere Aufgabe, als man wohl denken möchte. Wer sich in seinen Gesundheitszuständen fortwährend selbst auf der Lauer ist, wird zum Selbstquäler, — wer sich außer Acht läßt, wird nie zum Selbstbeherrscher werden. Hier wird jener heitere Blick auf sich selbst gefordert, welcher, als gesunde, humoristische Selbstironie, die Seele der künstlerischen Hervorbringung, der eigentliche Inhalt aller wahren Philosophie und das schöne Ergebniß eines echt sittlichen Daseyns ist.

Indem wir uns nun unbefangen beschauen, nicht in müßiger Grillensfängerei, die wir etwa System oder Wissenschaft nennen, sondern nach den Impulsen unserer Wirksamkeit, unterscheiden wir an uns Etwas, das Willen und Gefühle umfaßt, — Etwas, das will, — und Etwas, das denkt. Diesen Spuren sind wir nachgegangen, und es haben sich uns bedeutende Maximen ergeben: Man wende die Phantasie dem Schönen, dem Erfreulichen zu; man nähre das Gefühl mit dem Großen und Heiteren; man bilde Beides durch Theilnahme an der Kunst. Man stärke, reinige, veredle den Willen, und gebe ihm eine Richtung auf das eigene Ich; man bilde ihn durch eine echte, gesunde Moral. Der Zerstretheit, dem unglücklichen Vertheiltseyn der Seele werde die Sammlung — der Unaufgelegtheit, der Mutter innerlichen Erkrankens, ein fester Entschluß ent-

gegengesetzt. Wer ein Kind der Gewohnheit ist, reiße sich los von dieser „gemeinen Amme Aller,“ und wer ein Spiel der Augenblicke ist, lerne, sich zum Rechten zu gewöhnen. Man sei bestrebt, die Kraft des Gedankens in sich zu entwickeln; man gebe auch dem Verstande eine Richtung auf das Ich; was beim Willen Selbstbeherrschung war, wird hier Selbsterkenntniß; man bilde auch diese Seite des Menschlichen durch die echte, lebendige Wissenschaft, und lerne so an den Früchten das Ebtliche der Erkenntniß, der harmonischen Bildung fassen. Die höchste Erkenntniß, indem sie uns den Begriff unseres Selbst in die Idee eines Ganzen versenken lehrt, führt uns der Religion in die Arme, — an deren Busen wir jener Empfindung einer allgemeinen und vollkommenen Resignation theilhaft werden, woraus allein eine dauernde, innerliche Heiterkeit, so wie aus dieser ein gesunder Zustand hervorgeht. Ruhe, innere wie äußere, ist das erste, unerläßlichste Heilmittel in allen menschlichen Uebeln, inneren wie äußeren, in den meisten Fällen zur Heilung allein ausreichend, in den übrigen zur Unterstützung der anderen Mittel nöthig, in allen als Vorbauungsmittel unschätzbar; diese Ruhe aber ist eine Tochter des Geistes. Von allen Studien und Wissenschaften wird sie durch das Studium der Natur am sichersten hervorgebracht, — welches, von unserem diätetischen Standpunkte aus, weit rathsamer ist, als das einem zarten Naturell oft Feindliche und Gefährliche der Geschichte, deren Betrachtung so manchen Schmerz, so manche leidenschaftliche Regung in uns aufruft. Dem, was man in sich als Temperament gewahr wird, suche man durch eine zum Gegensatze bestimmte Thätigkeit die Wage zu halten: dem activen durch eine intellectuelle, dem passiven durch eine praktische. Die Leidenschaften wolle man nicht erlödten, wodurch die geheimnißvollen Keime und Triebkräfte des Lebens und der Gesundheit getödtet würden; man wisse sie nur gegenseitig zu balanciren, zu mäßigen, zu beherrschen. Die activen lasse man vorwalten, die niederdrückenden halte man hindan. Muth, Freudigkeit und Hoffnung sei das Dreigestirn, das man nicht aus dem Auge lasse. Man erziehe sich selbst durch Stimmung und Richtung der Neigungen; denn durch Neigungen erzieht uns die Gottheit, und die Seelendiätetik, was ist sie sonst als eine Erziehung des Leibes durch die Seele? Jene Stimmung wird durch den Wechsel der Zustände bezweckt, der dem Oscillationsgesetze unseres Daseyns entspricht, und das Grundprincip der Seelendiätetik ist. Freude und Leid, Spannung und Nachlaß, Denken und Thorheit (*dulce est desipere in loco*) weiß der Weise an einander zu dämpfen und zu erfrischen, wie der Maler seine Farben, und den wird schwerlich das Gift innerer Erkrankung anhauchen, der es in der prophylaktischen Behandlung seiner selbst so weit gebracht hat, in

gewissen Stunden die Eumenide des Ernstes, der schmerzlichen Erinnerung, der Sorge selbst über sich heraufzurufen. Hier wäre es am Orte, jener Schwingungen zu gedenken, denen das leibliche Daseyn durch unseren Zusammenhang mit dem Universum, durch den Wechsel der Tage und Stunden hingegeben ist; man nehme denn wohl in Acht, was der Morgen, der Mittag, der Abend für Stimmungen erzeugt, für Stimmungen erfordert. Das allgemein Hingeworfene genüge hier, und hinterlasse im Leser eine gedeihliche Anregung zum weiteren Selbstentwickeln. Wer endlich schon dem furchtbaren Dämon der Hypochondrie verfallen ist, dem konnten wir nur Einen Rath erteilen, welchen wir nun wiederholen: den umflorten Blick von der dumpfen Enge des kümmerlichen, gequälten Selbst hinauszuwenden in das unendliche Schauspiel der leidenden und jubelnden Menschheit, — und in der Theilnahme am Ganzen, die am eigenen Jammer zu verschmerzen, oder doch wenigstens die Anderer zu verdienen.

In der Herrlichkeit der ewig sich neugebärenden, allebendigen Natur, da lerne er den Balsam finden und bereiten, der allen Creaturen gegönnt und gegeben ist; in dem ungeheuren Zusammenspiel menschlicher Charaktere und Geschehnisse, da lerne er das Maß finden, zu welchem er selber geboren ist, und wenn er dieses einmal erkannt hat, so strebe er nach nichts Weiterem, als: Er selbst zu seyn und zu bleiben, — rein und wahrhaftig, wie ein unverfälscht ausgesprochenes Wort Gottes. Denn Gesundheit ist nichts Anderes als Schönheit, Sittlichkeit und Wahrheit.

Und so sind wir denn wieder, wo wir ausgingen und wo wir endeten; so haben wir auch auf diesem den Kreislauf menschlicher Betrachtungsweise durchgemessen, und wir dürfen die Empfindung innerer Zuversicht und Klarheit, womit wir diese Blätter schrieben, ihnen als Segen zu fröhlichem Wirken und Gedeihen mitgeben!

M i s c e l l e .

Herr Dr. Burdin übergab 3000 Franken der medicinischen Akademie zu Paris. Diese Summe ist für denjenigen bestimmt, welcher durch Thatfachen bei Sonambulen die Möglichkeit des Sehens ohne den gewöhnlichen Gesichtssinn nachweisen wird. Die Akademie hat eine Commission ernannt, um diese Frage zu entscheiden.

Ende des ersten Jahrganges.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den E. K. Provinzen abonnirt man auf jeder E. K. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.